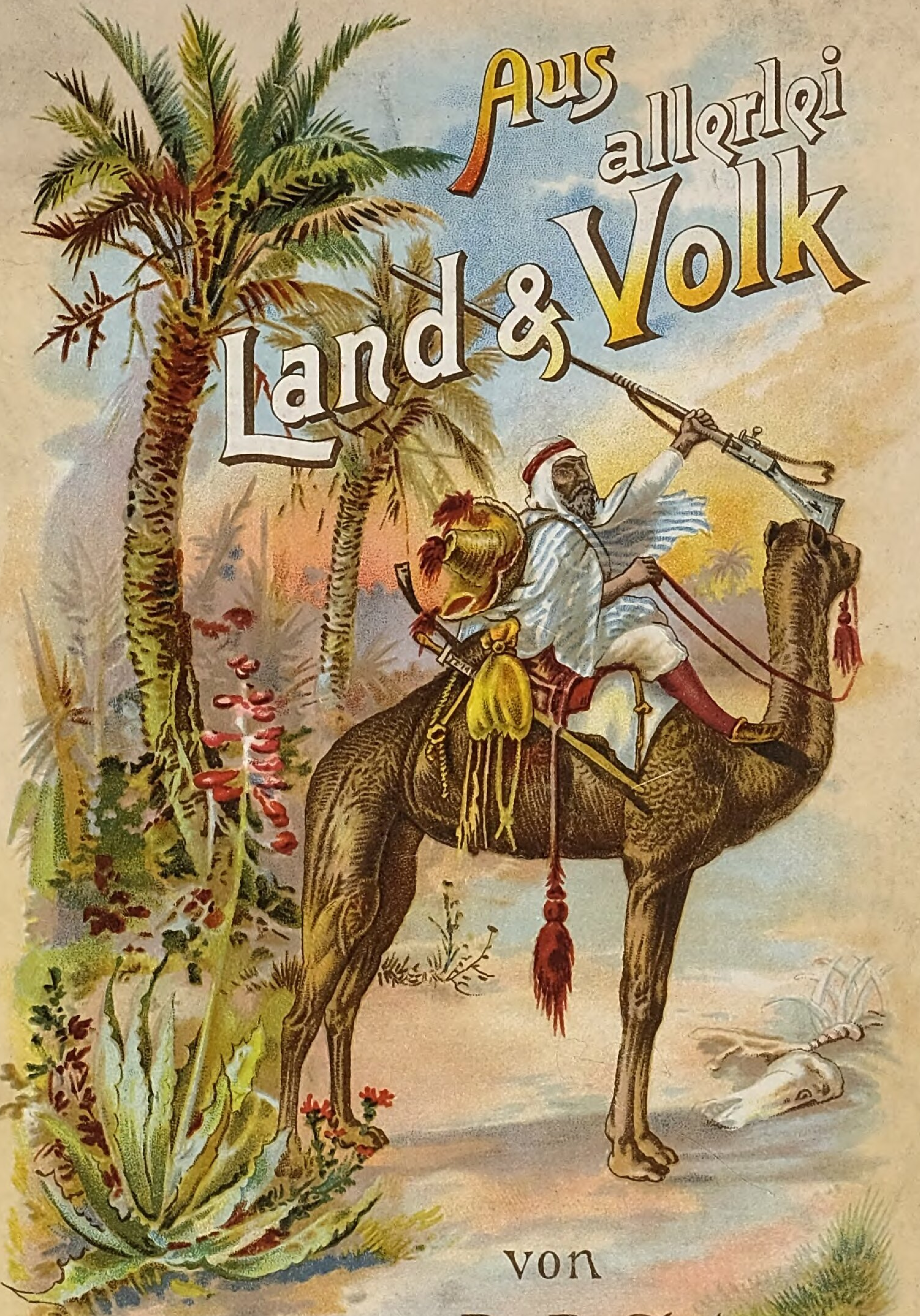
Aus allerlei Land & Volk



von

Dr. B. Schwarz.

Verlag von Rud. Lion, Hof.

WOLFRUM & HAUPTMANN NUERNBERG

Ggr. it.
o.
44 a



Fiume.

Aus

allerlei Land und Volk.

Selbstgeschautes.

Ein geographisches Lesebuch

für

Schule und Haus

von

Dr. Bernh. Schwarz.

Mit 71 Abbildungen.

Hof.
Verlag von Rud. Lion.
1895.

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Inhalt.

Seite.

1. Zwischen Rhône und Garonne.
 Wanderungen im südlichen Frankreich 1
2. Otyimbingue.
 Ein Städtebild aus Damaraland 25
3. Unter senkrechter Sonne.
 Urwalds-Wanderungen in Westafrika 49
4. Ueber die halbe Erdkugel.
 Seereise von London bis Kapstadt 68
5. In Vulkans Hauptschmiede.
 Steirische Reisereminiscenz 85
6. Ein Ausflug in die Wüste 101
7. München, die Residenz des Gambrinus 112
8. Ein Besuch bei Hendrik Wittboy, dem Messias der Hottentotten . 127
9. Vom Donaustrand bis zum Griechischen Meer . . 145
10. Durch die baltischen Provinzen 157
11. In's Land und am Hofe von Rumänien 169
12. Drei Alpenpässe.
 Etwas für bequeme Leute und Bergscheue 185
13. Aus der Heimath der Gottesgeißel des XIX. Jahrhunderts.
 Corsisches Landschafts-, Volks- und Geschichts-Bild . . . 198
14. Schatzgräbers Leid und Freud im dunkeln Erdtheil.
 Ochsenwagen-Reisen in Deutsch-Südwest-Afrika 221

Seite.

15. Auf Zone.
Kreuz- und Querzüge durch die Länder der Stefanskrone 240

16. Im Lande seines besten Freundes.
Montenegrinische Skizze 259

17. Maurische Prachtbauten in Afrika 278

18. In's Innere von Kleinasien.
Eine Reise mit Hindernissen 294

19. Bis an die Pforten der Hölle.
Siebenbürgische Natur- und Cultur-Bilder 312

20. Vom Elbstrand bis zum Götterberg.
Westafrikanische Küstenfahrten 335

Druck der Mintzel'schen Buchdruckerei in Hof
(H. Hörmann).

Zwischen Rhône und Garonne.

Wanderungen im südlichen Frankreich.

Ich befand mich im Spielsaale von Monaco. Der Uebergangszeit zwischen Winter und Frühling, die in unserem Norden unangenehmer zu sein pflegt als der gestrenge Herr Winter selbst, auszuweichen, hatte ich mich nach dem weltbekannten Punkte begeben, den die Natur ebenso ausgezeichnet hat, wie ihn die Menschen geschändet haben. Von Genua aus fuhr ich dorthin auf der Bahn, die, längs der ganzen Riviera hinlaufend, einen der reizvollsten Schienenwege der Erde bildet. Zur Linken rauscht fortdauernd unmittelbar neben dem Coupé das unermeßliche Meer, während rechts, von hohen, starren, teilweise selbst noch schneetragenden Ausläufern der nahen Alpen umschlossen, einer jener paradiesischen Thalkessel nach dem anderen sich aufthut, in welchen zwischen ganzen Hainen von Oliven, Pinien, Orangen und öfters selbst Palmen die berühmten, von der vornehmen Welt ganz Europas belebten Wintercurorte mit ihren imposanten Hotels und niedlichen Villen eingebettet liegen.

In Mentone, dem Glanzpunkt unter diesen Gesundheitsstationen, würde ich mich bereits auf dem Gebiete des Fürstenthums in Westentaschenformat befunden haben, wenn nicht der Herr desselben das

unvergleichliche Stück Erde vor einer Reihe von Jahren an Frankreich verkauft hätte, nebenbei bemerkt um das hübsche Sümmchen von 4 Millionen Frcs.

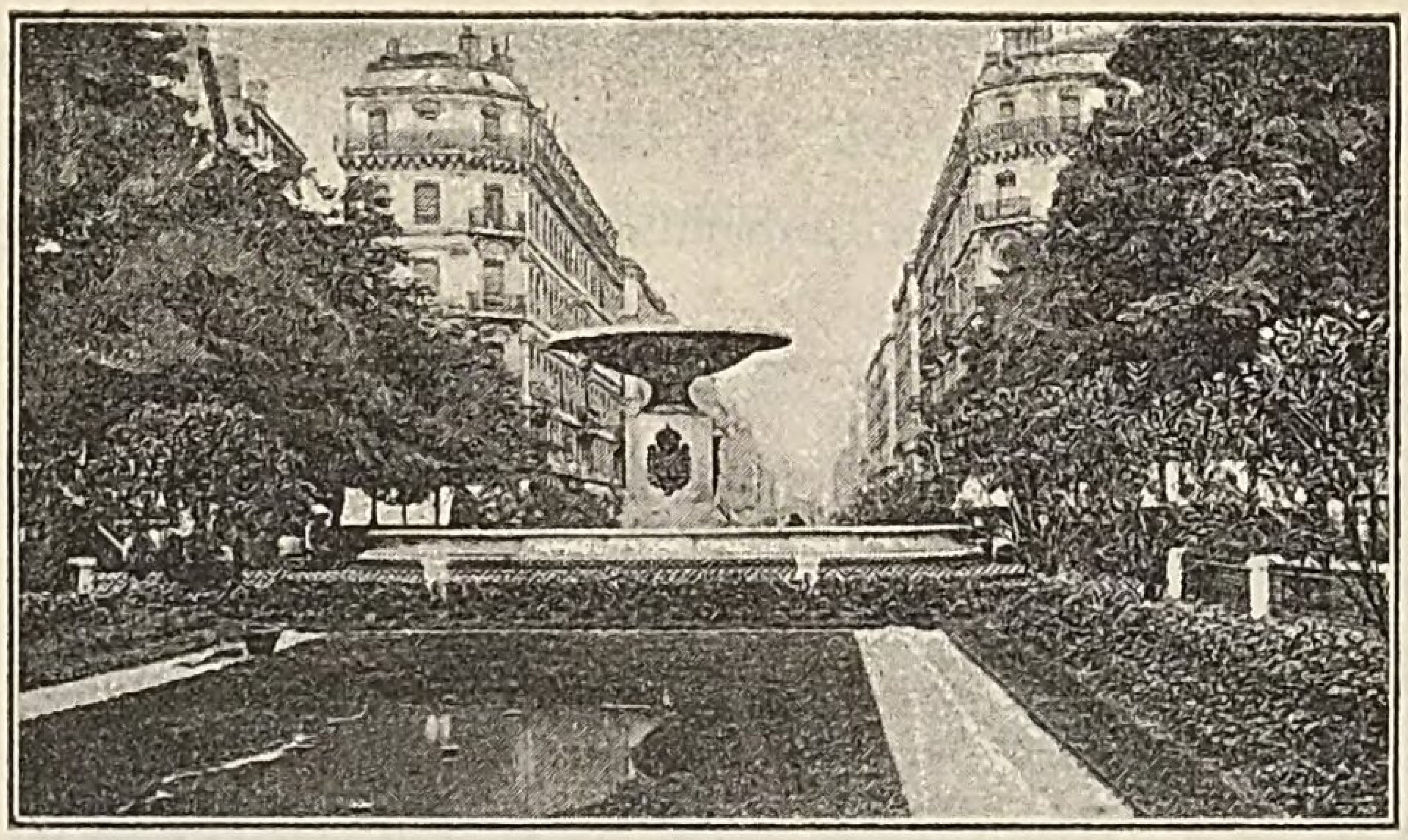
„Station Monte Carlo", schallte es bald darauf. Erwartungsvoll stieg ich aus, indeß von der Nähe des großen internationalen Rendez-vous-Platzes ließ sich noch nichts verspüren. Der Bahnhof war elegant, aber klein. Nur die prächtige Freitreppe aus weißem Marmor, die unmittelbar hinter ihm zu senkrecht abbrechendem Terrain emporstieg, konnte als entsprechende Reclame für nicht mehr ferne Herrlichkeiten erscheinen.

Ich stieg hinan. Droben entfuhr mir unwillkürlich ein Ausruf des Entzückens. Ich sah mich urplötzlich in einem Parke mit sammtartig weichen Rasenplätzen und Boskets von fremdländischen, farbenschillernden Blumen, über welchen die Kronen verschiedener Palmen im Winde rauschten. Eine zierliche Marmorbalustrade schloß die kunstvolle Anlage gegen das Meer ab, das senkrecht in bedeutender Tiefe zwischen schwarzen Klippen brandete. Unbegrenzt vermochte das Auge über die blaue, kaum da und dort von einem Segel oder der Rauchsäule eines Dampfers unterbrochene Fluth zu schweifen. Nur seitwärts rechts ragte eine merkwürdig runde, durch nichts als ein schmales Felsenband mit dem Festlande zusammenhängende Insel mit senkrechten Wänden aus ihr empor, oben auf der hohen, weitschauenden Plattform von einem freundlichen Städtchen mit stattlichem Schloß in der Mitte eingenommen. Ich hatte das ganze „Reich" Monaco vor Augen.

Das Bild war so eigenartig, daß ich lange Zeit völlig das vergaß, was wenigstens für die große Mehrzahl derer, die hieher kommen, die Hauptsache ist. Endlich drehte ich mich um. Aus der wahrhaft tropischen Pflanzenwelt des Gartens heraus grüßte mich ein ansehnliches Gebäude mit großen spiegelnden Fenstern. Es machte etwa den Eindruck eines vornehmen Sommertheaters. Und in der That, ein Theater war es auch, nur daß dort keine Lustspiele aufgeführt werden, sondern düstere Dramen, die häufig genug in Verzweiflung und Selbstmord ausgehen.

Als ich mich dem ominösen Hause näherte, lag noch Grabesstille über ihm und seiner nächsten Umgebung, obwohl es nicht mehr allzu

früh am Tage war; ich hatte vergessen, daß der Menschenschlag, der hier verkehrt, die Nacht zum Tage und darum auch den Tag zur Nacht macht, d. h. halb verschläft. So schlenderte ich denn zur nahen



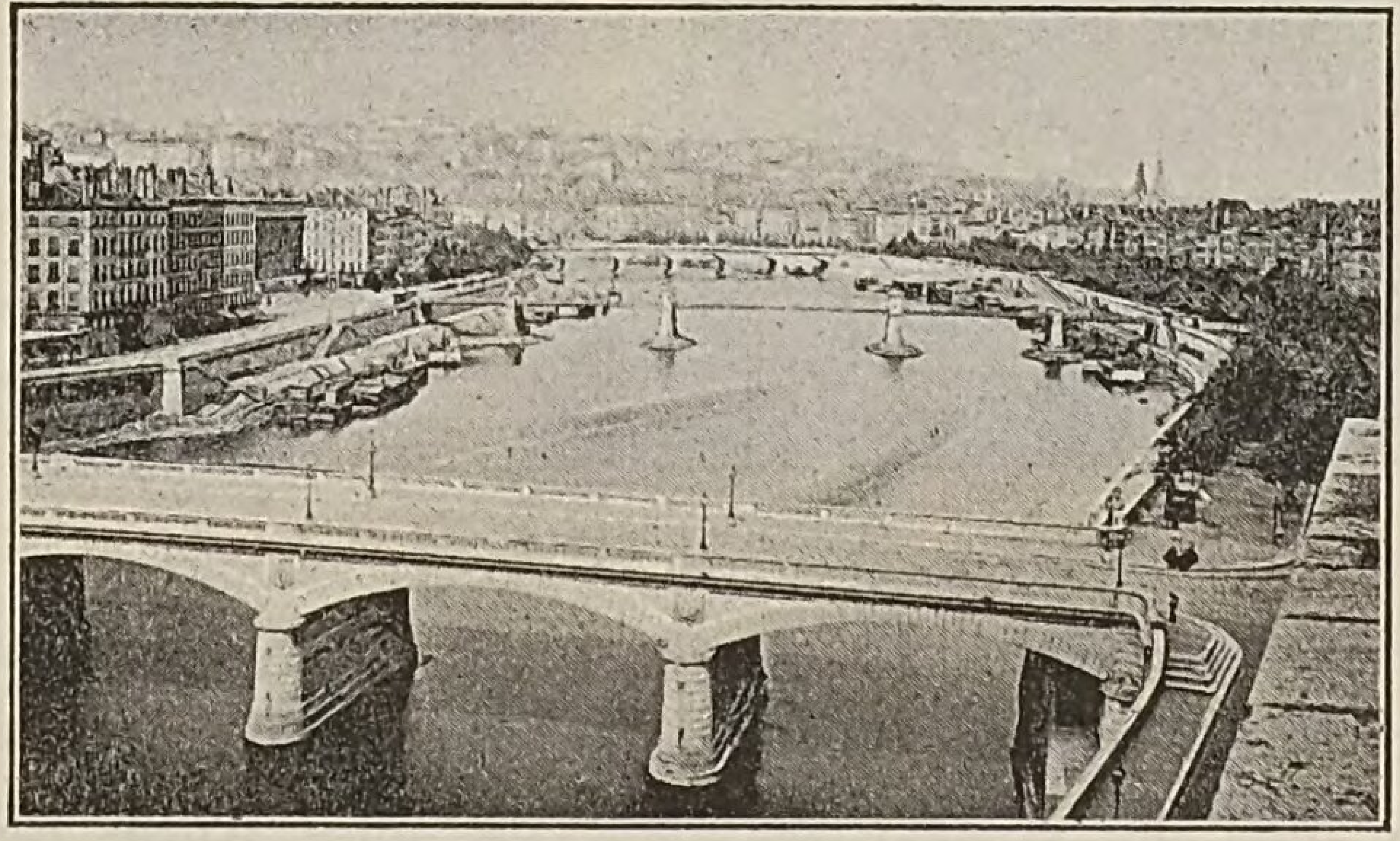
Lyonerstraße in Lyon.

„Residenzstadt" hinüber und umschritt dieselbe auf der prächtigen Promenade, die mit stetigem Blick auf das aus grausiger Tiefe heraufgrüßende Meer an der äußersten Kante des alten Felsens rings um sie herum läuft. Unwillkürlich kamen mir dabei manche interessante Züge aus dem Leben des „regierenden" Fürsten, die ich da und dort gelesen, wieder in den Sinn. Der erst kürzlich verstorbene Herr besaß vor Allem einen Humor, der ihn auch schweren Schlägen gegenüber nicht verließ. So pflegte er, als er im Alter erblindet war, oft zu äußern: „ich komme mir vor wie Kaiser Karl V., ich sehe auch in meinem Reiche die Sonne nicht mehr untergehen", und als er starb, war sein letztes Wort der Ruf der Croupiers, wenn sie weitere Einsätze verhindern wollen: „rien ne va plus" (Nichts gilt mehr).

Als ich von der „Insel" nach der hohen Terrasse von Monte Carlo zurückgekehrt war, saß die Stammgesellschaft der Spielbank, einige Dutzend stutzerhaft gekleideter, aber verlebt aussehender Herren in entsprechender Damenbegleitung, erst beim Frühstück im vornehmen Restaurant unweit des Casinos. Auch ich ließ mir die trefflichen Austern von den künstlichen Bänken am Meeresstrande drunten wohlschmecken. Wenig später stand ich dort, wo mich die Leser am Anfang dieser Darstellung fanden, im vielgenannten Spielsaale.

1*

Wie immer gab es genug zu beobachten. Schon die unerschütterliche Kaltblütigkeit, mit welcher die Croupiers über ganzen Bergen von Gold und Banknoten thronen, die taschenspielermäßige Gewandtheit, mit der sie verlorene Summen auswerfen und gewonnene unter Benützung ihrer langen Scharren an sich ziehen, setzte mich in Erstaunen. Dazu der Ausdruck auf den verschiedenen Gesichtern der Spieler, hier Blasirtheit, dort unbezähmbare Leidenschaft, hier lodernde

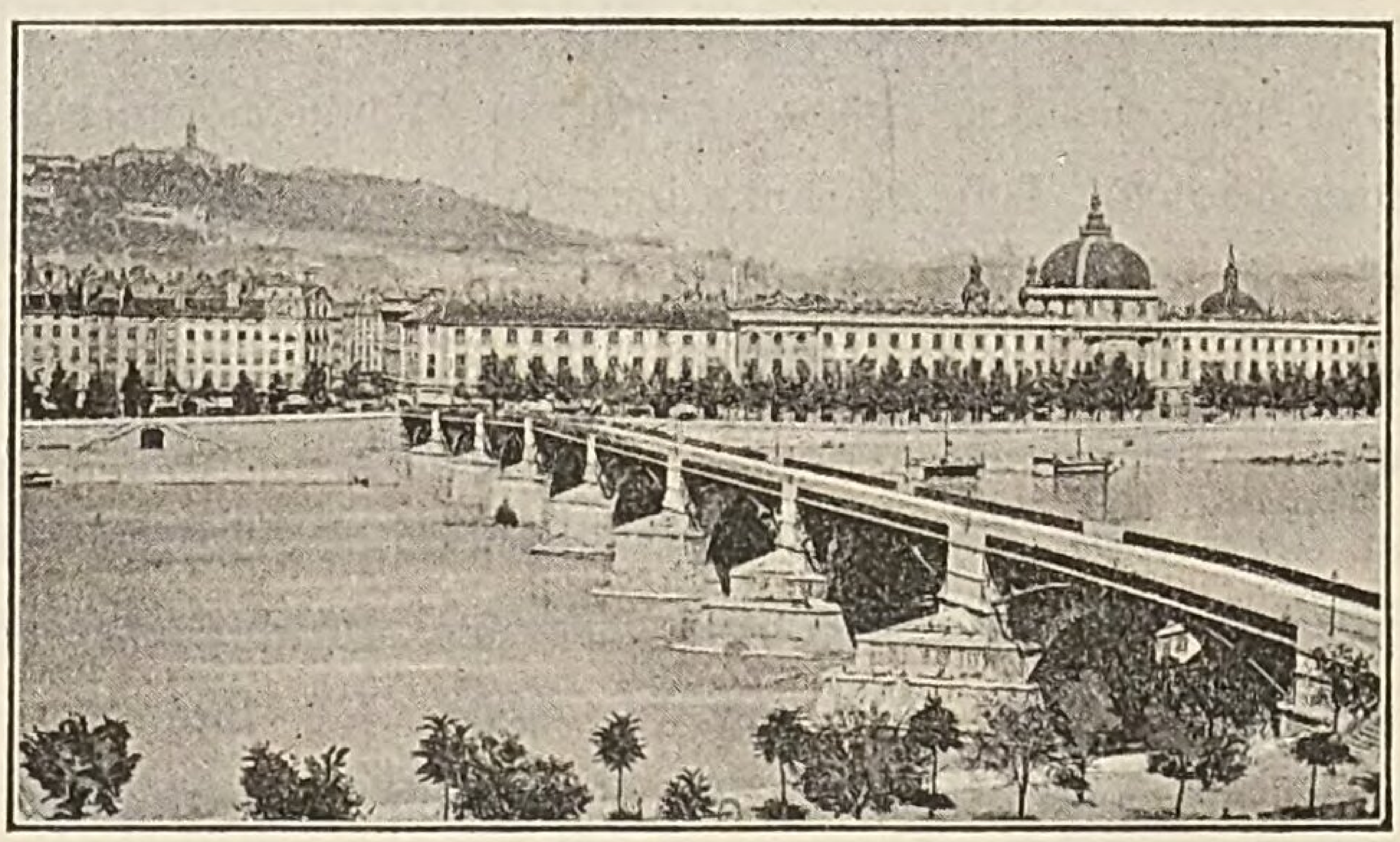


Lyon mit der Saône.

Gier, dort die furchtbare Ruhe der Verzweiflung, die das letzte wagt — ja, welche Feder vermöchte die Variationen alle wiederzugeben, die sich bei dem stummen Mienenspiel der schrecklichen Tafelrunde ergaben! Außerdem blieben auch noch einige besondere Zwischenfälle nicht aus. So fiel mir ein Mann auf mit brennend rothem Haar und lederartig verschrumpftem Antlitz, der erst, ohne mit einer Muskel zu zucken, eine Rolle Gold nach der andern verlor, bis er sich entschließen mußte, seine Banknotentasche zu ziehen. Nun setzte er einen Tausend-Francs-Schein und siehe da, er gewann. Das zweitemal desgleichen und so fort, bis neben ihm ein ganzes Päckchen gleicher Billets lag. Der Mensch war gescheidt, denn nun erhob er sich, zählte auf einer Marmor-Console vor einem mächtigen Trumeau noch einmal gelassen seine Beute, barg sie in seiner Brusttasche, strich wohlgefällig seine borstige Perrücke zurecht und ging davon, nicht ohne daß Bankhalter und Croupiers ihm einige heimliche Wuthblicke nachgesandt hätten.

Natürlich setzte ich auch einmal, denn in Monaco gewesen zu sein und nicht gespielt zu haben, ist ja ebenso schlimm, wie in Rom gewesen zu sein und nicht den Papst gesehen zu haben. In einer Art unbewußter Galanterie legte ich mein Goldstück neben das einer Dame, hinter deren Stuhl ich stand, auf eine der Zahlen der Roulette-Tafel. Doch da kam ich schön an, die Holde warf mir einen zermalmenden Blick zu. Indeß es war zu spät, die Kugel der Glücksgöttin beschrieb bereits klappernd ihren Kreis und im Augenblick darauf verschwand meine Münze in den Reserven des Croupiers. Dem Schwur gemäß, den ich mir zuvor selbst gegeben, mußte ich nun gehen, und ich that es gern, denn es wurde mir nachgerade unheimlich in dem prunkvollen Saale, es war mir nicht anders, als ob mich von den goldschimmernden Wänden und Decken bleiche Todtenköpfe angrinsten und auf dem spiegelblanken Parkett das Blut schwämme, das so oft diese Räume fließen gemacht.

Draußen athmete ich hoch auf; fort, nur weit fort von hier! Aber wohin? In den Alpen, denen ich einen Besuch zugedacht,



Lyon mit dem Hospital.

war es noch zu unwirthlich. Halt, wie wäre es denn mit einer Reise noch weiter in den Süden von Frankreich hinein? war das doch ein Gebiet, das von dem großen Touristenschwarm nur wenig berührt wurde. Denn nicht allein in der Millionenstadt an der Seine selbst, sondern auch im Auslande pflegt man zu denken: „Paris ist Frank

reich", und glaubt darum das letztere zu kennen, wenn man nur das erstere gesehen hat.

In Eilmärschen begab ich mich nach Lyon. Hier wollte ich meine Tour anfangen, denn Lyon ist so zu sagen der Schlüssel von Südfrankreich. Die Stadt bildet aber zugleich auch die erste Sehenswürdigkeit in diesem selbst und darum machte ich gleich da schon Station.

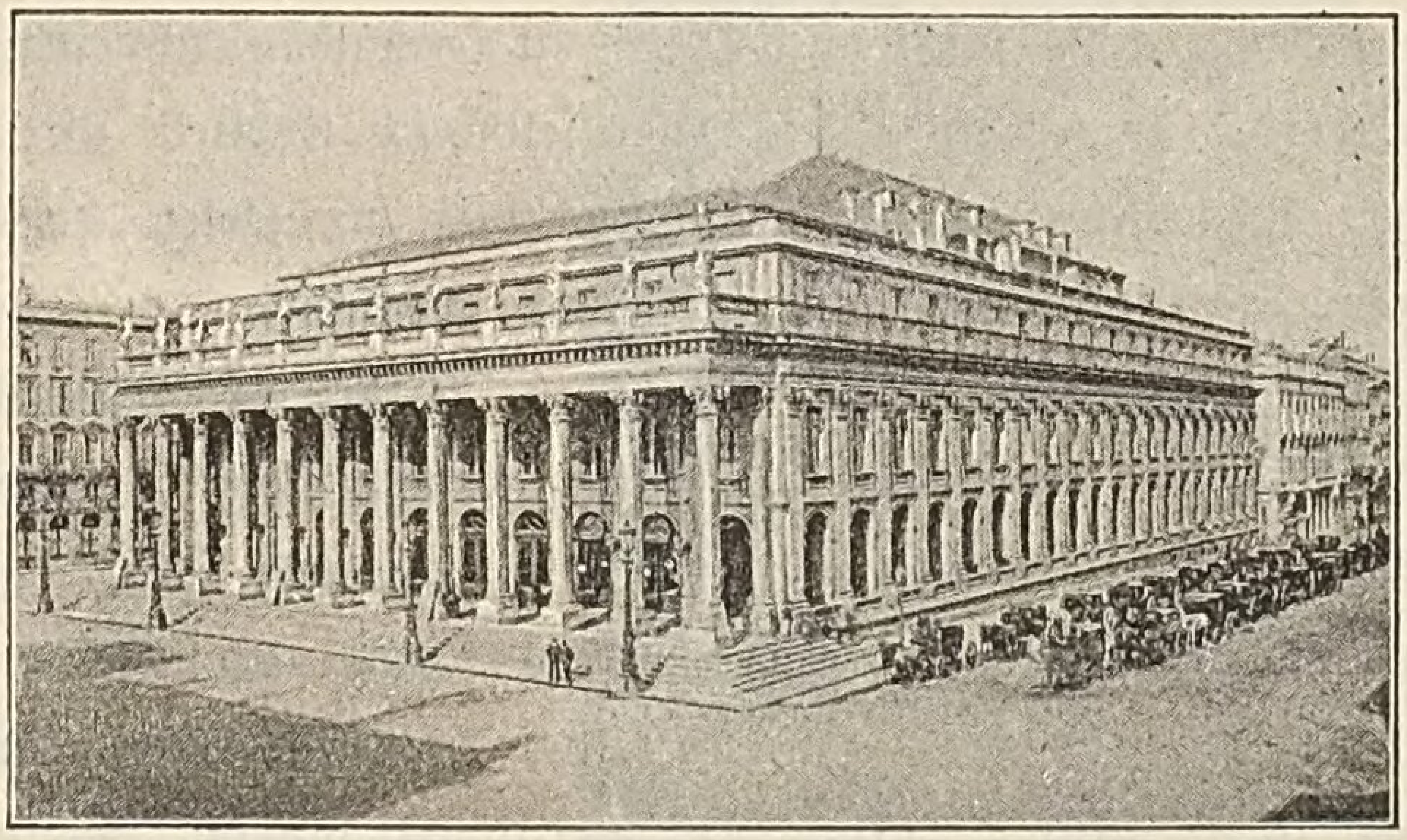
Der imposante Bahnhof ist ein hochgehobenes Gebäude. Von ihm aus sieht man wie von einem Balkon herab gerade in das Herz der Stadt hinein. Zwei Prachtstraßen laufen dort mit einander parallel. Sie hießen einst „Kaiser-" und „Kaiserinstraße". Nach dem Sturz Napoleons III. taufte sie republikanischer Fanatismus, der auch in zahlreichen andern Städten so gehandelt, in geschmackloser Weise um in „Straße von Lyon" und „Rathhausstraße". Glücklicherweise wurde damit nicht zugleich auch die überraschende Schönheit dieser beiden Hauptpulsadern des Ortes verwischt. Hier reiht sich Magazin an Magazin und namentlich sticht uns hinter den riesigen Spiegelscheiben das weltberühmte Hauptproduct Lyons, die Seide, in allen Farbennuancen und Mustern in die Augen. Hier erheben sich ferner rechts und links die herrlichsten öffentlichen Gebäude sowie mehrfache palastartige Hotels, beispielsweise der Riesenbau des „Grand Hotel de Lyon" mit seinen 500 Zimmern u. s. w.

Geht man von dieser Gegend nur wenige Schritte nach links, so gelangt man an einen breiten, von eleganten Quais eingefaßten und von künstlerisch schönen Brücken überspannten Strom. Dasselbe wiederholt sich, wenn wir von einer der zwei Prachtstraßen aus nach rechts abbiegen. Ein Blick auf die Karte löst uns das Räthsel. Lyon hat das seltene Glück, zwei große, schiffbare Flüsse zu besitzen, den Rhône und die Saône, die hier zusammenströmen.

Von den volkreichen Vorstädten, die sich noch jenseits dieser Gewässer ausdehnen, hat für den Touristen nur jene Interesse, welche sich steil den Fourvières-Berg hinanzieht. Oben, fast 150 Meter über der Stadt, steht eine von einem goldenen Madonnenbild gekrönte Kirche, die Notre-Dame de Fourvières. Hier erschließt sich eine der merkwürdigsten Aussichten des Continents. Zu Füßen das von den

zwei Wasseradern durchschnittene Häusermeer, jenseits eine unermeßliche grüne Ebene mit sauberen Dörfern und zahlreichen Gruppen von breitwipfligen Maulbeerbäumen, den Nährammen des die ganze Gegend unterhaltenden Seidenwurmes, am fernen Horizont endlich eine endlose, vielzackige Gebirgskette, die Alpen, aus deren Gewirr man trotz einer Entfernung von rund 50 Wegstunden die ungeheure, alle Rivalen überragende Eismasse des königlichen Montblanc wohl herauszufinden vermag.

Wer, der dieses große, freundliche Tableau überschaut, sollte sich nicht mit Schaudern erinnern des Blutes, das vor hundert Jahren gerade hier in Strömen floß! In Paris stand die Schreckensherrschaft



Theater in Bordeaux.

des wahnwitzigen Jakobinerthums auf der Höhe ihrer Macht. Der gesunde Bürgersinn Lyons lehnte sich dagegen auf. Darob furchtbare Entrüstung der Terroristen. Der verrückte Barrère wetterte im Convent in einer fulminanten Rede gegen die Abtrünnigen. Er nannte Lyon eine vogelfreie Stadt und forderte, daß sie dem Erdboden gleich gemacht und auf dem Platz, wo sie gestanden, ein Schandpfahl errichtet werde, mit der Aufschrift: „Lyon führte Krieg gegen die Freiheit, Lyon hat aufgehört zu sein.“ Ein Executionsheer zog darauf gegen die unglückliche Stadt. Sie fiel nach verzweifelter Gegenwehr und nun wurden nicht nur die schönsten Gebäude in Schutt und Asche gelegt, sondern auch 6000 ihrer besten Bürger gemordert. Die Guillotine, diese charakteristische Erfindung der Revolution, vermochte

dabei nicht rasch genug zu arbeiten, so daß man Kanonen und Kartätschen zu Hilfe nahm. Nach solchen Vorgängen war es erklärlich, daß Lyon sich mit wahrem Enthusiasmus Napoleon I., dem großen „Befreier", in die Arme warf und ihm noch nach seiner Rückkehr von Elba eine solche Anhänglichkeit entgegenbrachte, daß er gerührt ausrief: „Lyoner, ich liebe Euch!"

Mit dem Blick von der Bergkirche aus nahm ich Abschied von der Hauptstadt der Seidenindustrie der Welt, die nebenbei bemerkt zur Zeit etwa 150000 Hausweber mit 60000 Webstühlen beschäftigt. Mein Kriegsplan war, von diesem Punkt aus zunächst das ganze Centrum Frankreichs mit der Richtung auf Bordeaux und den Atlantischen Ocean zu durchschneiden. Eine Eisenbahnfahrt von nur wenig Stunden brachte mich nach Clermont-Ferrand als zweiter Etappe.

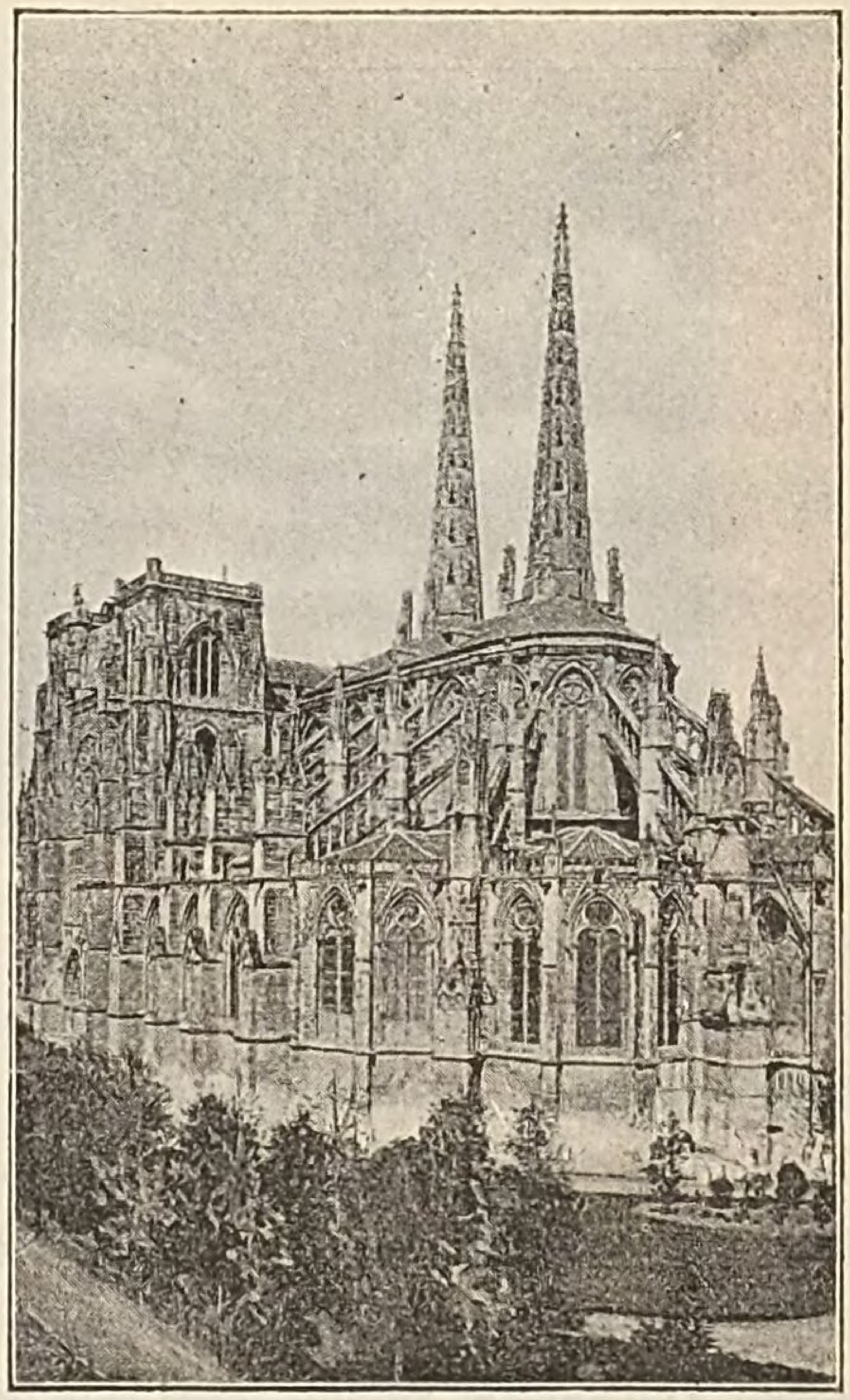
Die Stadt kündigt ihr hohes Alter selbst schon durch ihre düstere, schwarzgraue Färbung an. War es doch hier, wo Peter „der Eremit" in heiliger Verzückung den ersten Kreuzzug predigte.

Indes Clermont hat auch eine große natürliche Bedeutung, es ist die Capitale der Auvergne, jener alpenartig wilden Bergwelt, die der Unkundige am wenigsten gerade im Herzen des gesegneten Galliens erwarten wird. Dieselbe beginnt sogar unmittelbar hinter der altehrwürdigen Stadt. In alle ihre Straßen schaut ein schön geformter, aber nackter, schwarzer Bergkegel hinein, der bekannte Puy de Dôme, der Rigi des französischen Binnenlandes.

Natürlich durfte ich mir diesen Favoritpunkt nicht entgehen lassen. Ueber steile, doch von üppigen Reben bedeckte Gehänge stieg ich auf ein Plateau, das Fußgestelle seines Gipfels, empor. Dann begann das mühselige Klettern an diesem selbst. Schweißtriefend langte ich endlich bei den altrömischen Tempelruinen und dem meteorologischen Observatorium auf dem Gipfel an. Hier freilich schüttelte mich bald der Frost, zeigte doch das Thermometer 9° unter Null und das im „sonnigen" Frankreich an einem schönen Maimorgen!

Die Aussicht von der fast 1500 Meter messenden, isolirten Höhe entschädigte allerdings reichlich für alle Beschwerden. Wie von einem Luftballon aus erblickte ich einen großen Theil des französischen Territoriums unter mir. Nur die Rundung der Erde und die Beschränkt-

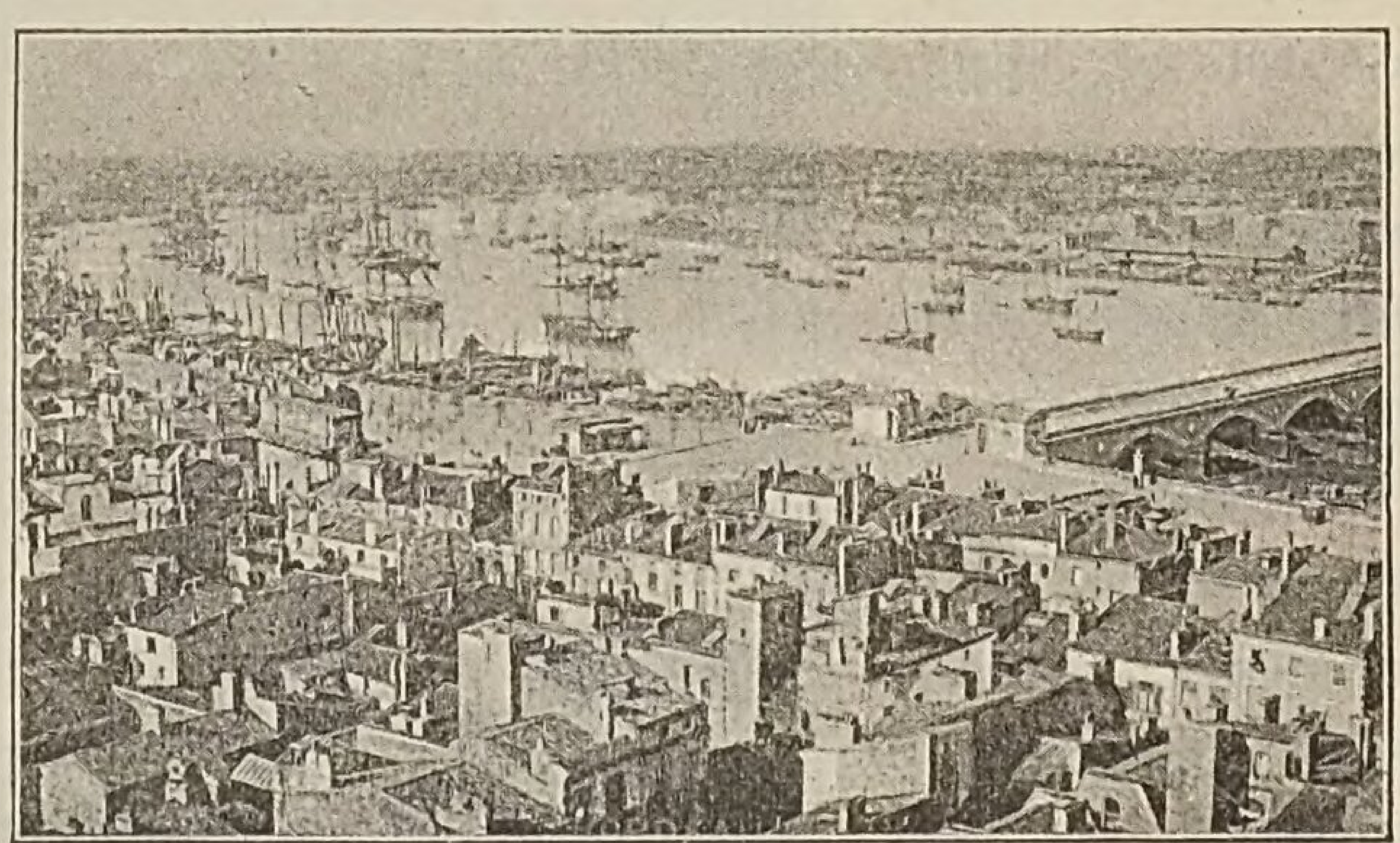
heit des menschlichen Auges setzten am fernen, verschwimmenden Horizonte ein Ziel. Fast merkwürdiger aber noch war der Blick in die nähere Umgebung. Wohin man sich auch wendete, üerall die charakteristischen Gestalten vulkanischer Kegel, rund wie gedrechselt, jedoch völlig kahl, eine wahre Welt des Todes, wie sie so originell nur noch etwa im Eifelgebiet oder mit dem sogenannten böhmischen Mittelgebirge vor das Auge des Wanderers tritt.



Kirche St. André in Bordeaux.

Dabei bildet jedoch unser hoher Standpunkt erst sozusagen die Ouvertüre zu der rauhen Gebirgswelt der Auvergne. Die Weiterfahrt von Clermont bringt bald noch ganz andere Bilder. Zunächst freilich gleitet die Locomotive noch im reizenden Thale des Allier hin, welches mit seinen Rebenhügeln, seinen Burgruinen und modernen Landhäusern an eine Rheinlandschaft erinnert. Bald aber muß sie keuchend aufwärts klimmen. Blicke in tiefe Abgründe und auf hohe, vielfach noch mit Schnee bedeckte Berggipfel eröffnen sich. Endlich ist der Culminationspunkt dieser Brennerbahn en miniature erreicht. Nadelwälder, dicht und frisch wie in unserem Norden, umgeben das einsame Stationshaus. Zur Zeit meiner Reise bedeckte zudem den Erdboden noch fußhoher Schnee, in welchem die armen Bahnconducteure, die eiligst von ihren luftigen Sitzen herabgestiegen waren, um sich zu erwärmen, mit Todesverachtung herumstampften.

Auch ich litt natürlich unter der schneidend scharfen Luft auf dieser fast 1200 Meter messenden Höhe, doch währte das nur kurze Zeit. Rasch eilte der Zug auf der anderen Seite des Passes abwärts

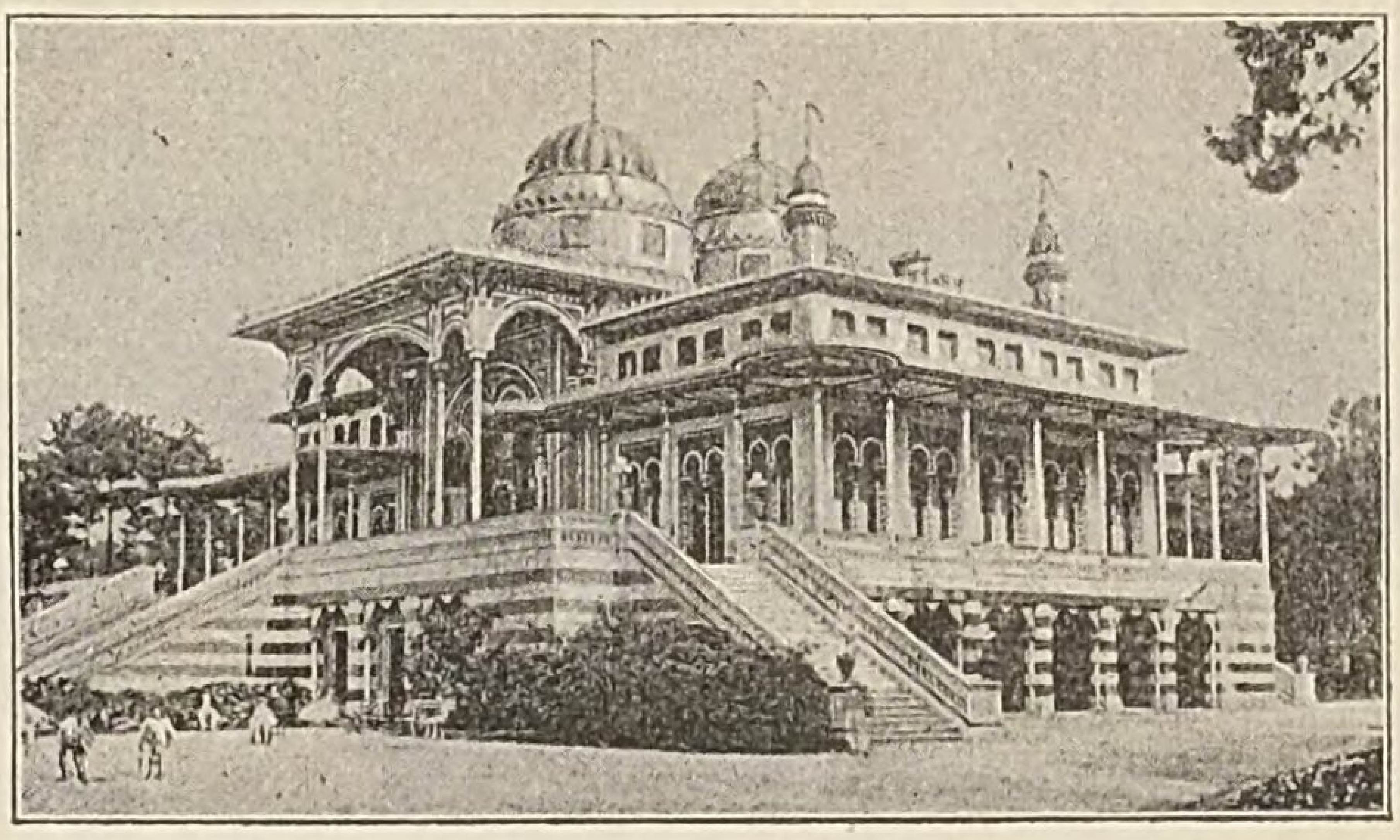


Bordeaux mit der Garonne.

und bald umfingen uns wieder weichere Lüfte. Lange Stunden fuhren wir dann durch wechselvolle Landschaft und an freundlichen Ortschaften vorüber. Es dämmerte bereits, als der Zug in die weiten Hallen eines großstädtischen Bahnhofes einlenkte. Eine Droschke führte mich darauf über eine schier endlose Brücke. Auf der majestätischen Wassermasse tauchten aus der Dunkelheit zahlreiche hohe Masten und dunkle Schiffskörper von riesigen Dimensionen auf. Der Strom hieß Garonne, wir waren in Bordeaux angekommen.

Wie angenehm klingt dieser Name selbst für den, welcher nicht Naturfreund ist! Hängt er doch zusammen mit jenem dunkelfarbigen und doch so milden Rebensaft, welcher seinen Weg in alle Himmelsgegenden hinaus findet! Indes auch noch durch andere Eigenschaften zeichnet sich Bordeaux vortheilhaft aus. Es herrscht daselbst ganz im Gegensatz zu dem üblichen französischen Chauvinismus ein internationaler Ton, ja an einigen Läden sah ich — wer möchte es glauben — selbst angeschrieben: „Man spricht deutsch". So konnte ich denn nicht anders, als mich hier wohl fühlen, zumal auch der Ort manches Sehenswerthe aufzuweisen hat. Allerdings seine zahlreichen Prachtbauten gehören zum geringsten Theil der Neuzeit, sondern fast durchweg der Bauperiode des vorigen Jahrhunderts an,

sind aber in nobelster Weise ausgeführt, so daß der ganzen Stadt der Stempel des Vornehmen aufgedrückt wird. Ich nenne beispielsweise nur das großartige Theater, das lange für das schönste Europas galt. Auch einige herrliche gothische Kirchen sind erwähnenswerth,

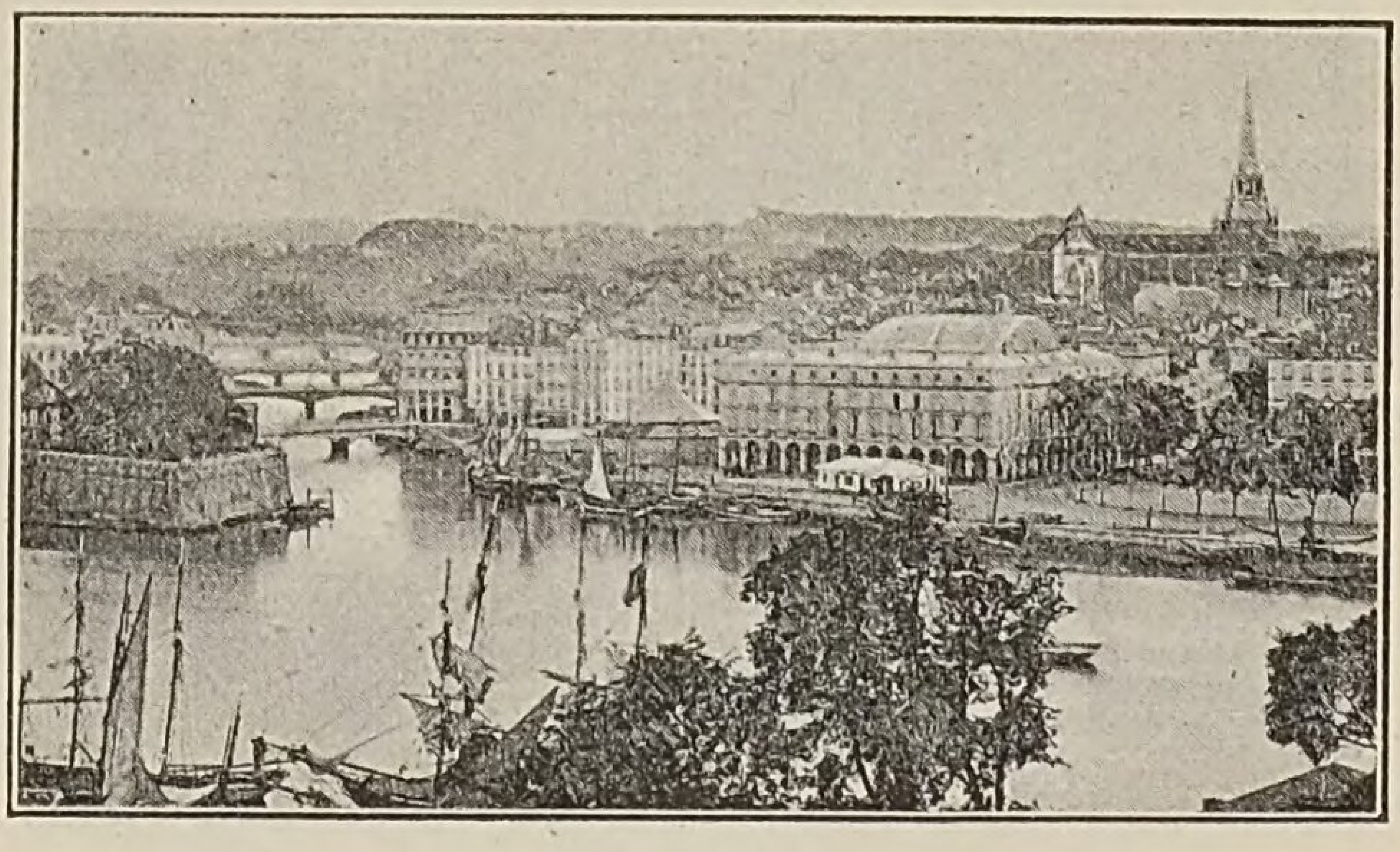


Arcachon. Curhaus.

zumal sie sich noch durch völlig isolirte, in einem Falle sogar 50 Meter von dem zugehörigen Hauptgebäude entfernte mächtige Glockenthürme auszeichnen.

Ich bestieg einen derselben, den von St. Michel, der nicht weniger als 107 Meter hoch aufragt. Auf endlosen finstern Treppen ging es aufwärts. Endlich gelangte ich an ein schmales Pförtchen. Ich öffnete und trat hinaus. Lähmendes Entsetzen befiel mich. Ich stand nahe an der Spitze des Thurmes auf einer kaum 2 Fuß breiten Galerie, die gegen die gähnende Tiefe nur von einer etwa meterhohen Brustwehr geschützt wurde. Lange währte es, bis ich wieder so weit beruhigt war, daß ich die unermeßliche Aussicht in mich aufnehmen konnte. Wie Ameisen trippelten die Menschen in den belebten Straßen der großen Seestadt. Ueber sie hinweg schweifte das Auge, um an dem breiten Wasserbande der Garonne hängen zu bleiben, das in einem weiten Bogen sich an der Häusermasse vorbeizieht. Durch unermeßliche grüne Auen ließ es sich mit seinen zahllosen Segeln bis in die dämmernde Ferne hinaus verfolgen, wo es sich in den mattschimmernden, mit dem Himmel in eins verschwimmenden Ocean verliert.

Auch während meines Aufenthaltes in der Stadt drunten zog mich nichts so an wie eben dieser Strom. Seine breiten, stellenweise sogar mit den herrlichsten Anlagen gezierten Quais sind von Früh bis Abend von tausenden von Menschen aus aller Herren Länder



Bayonne

erfüllt, die das Interesse für die ununterbrochen aus- oder einlaufenden Schiffe herbeilockt. Tritt am Abend die Fluth ein, so wird das Schauspiel noch merkwürdiger. Der Fluß kommt dann bis auf die Marmorfließen des Ufers herauf und die eleganten Gascandelaber ragen bald nur noch mit ihren hellleuchtenden Laternen aus dem trüben, gurgelnden Gewässer, das zu dieser Zeit eine Breite von mehr denn einem halben Kilometer aufweist.

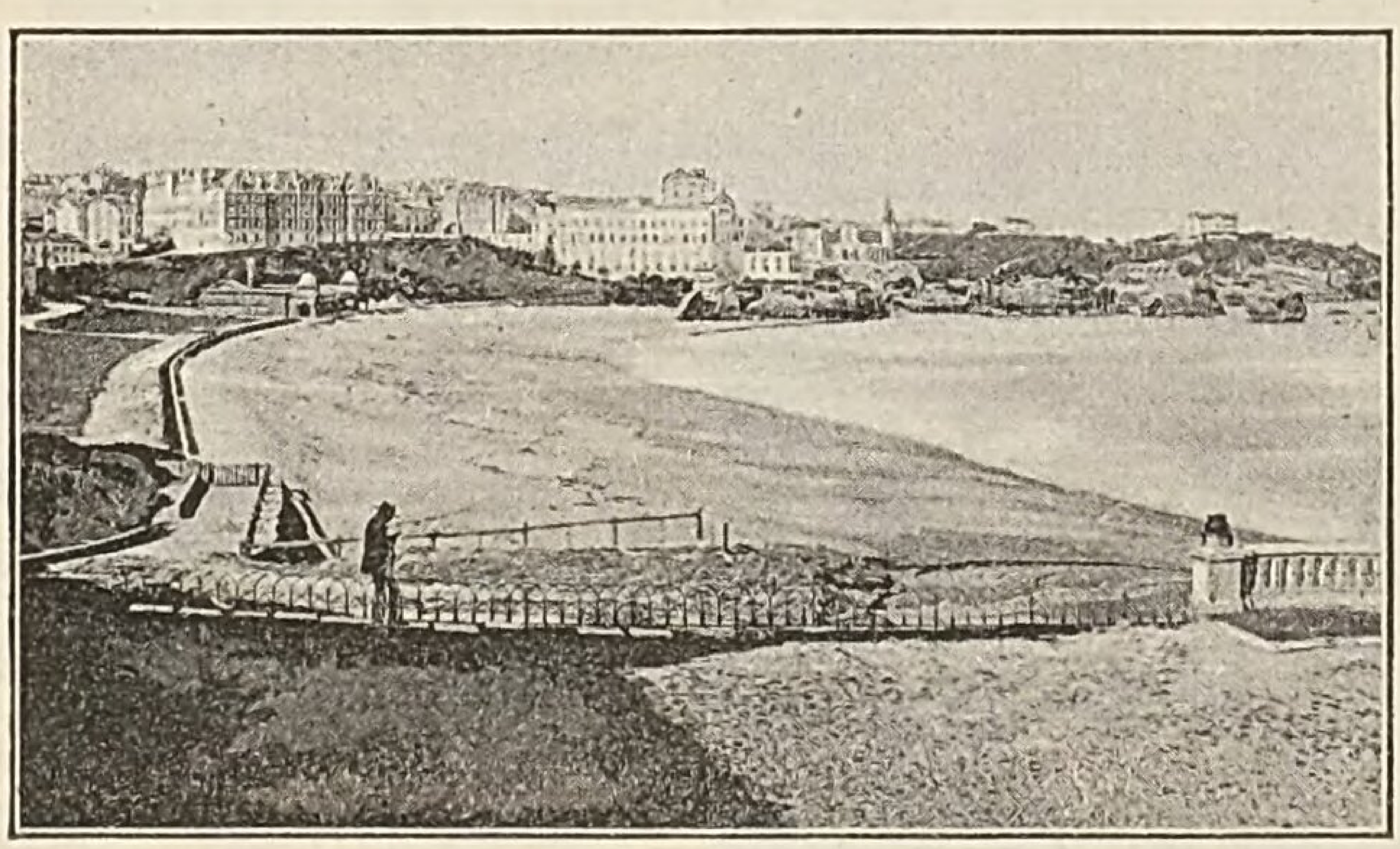
Die Garonne besitzt zu alledem aber noch einen Reiz. Sie bespült ja jene Landschaft, die, einige Meilen unterhalb der Stadt, den weltberühmten „Bordeaux" erzeugt. Mit Bahn oder Dampfschiff kann man dorthin gelangen. Indes darf man bei Leibe keine Rheinlandschaft erwarten. Wohl finden wir auf der in Frage kommenden Landzunge zwischen Strom und Ocean manches glänzende Weinschloß inmitten üppiger Rebengärten, wie das bekannte Château Margaut, Château Lafitte u. s. w., doch treten derartige Anlagen immer nur oasenartig auf, unmittelbar daneben dehnt sich die sandige, vielfach sogar sumpfige Wüste des flachen Küstenstrichs aus.

Ueberdies erlebt man bezüglich des vielgefeierten Weines dieser Gegend auch schon in der Stadt selbst eine bittere Enttäuschung.

Man befindet sich an der Quelle und muß gleichwohl die Flasche von einer besseren Sorte mit etwa 10 Frcs. bezahlen. Was es demnach zu bedeuten hat, wenn man bei uns „echten" Medoc oder St. Julien oder St. Estèphe u. s. w. schon für 2 Mark und darunter trinken kann, läßt sich leicht denken.

Von Bordeaux ist's nicht mehr weit bis in die südwestlichste Ecke französischen Gebiets. Der Weg dahin erscheint weniger schön, als vielmehr häßlich, aber gerade deswegen hochinteressant, denn die durchschnittene Landschaft repräsentirt wiederum ein Stück Erde, wie es Niemand innerhalb der französischen Grenzpfähle und am wenigsten so tief im Süden erwarten würde.

Die erste Etappe von der alten Stadt des Bordeaux-Weines aus ist allerdings wie zum Abschied noch mit großen Reizen ausgestattet.

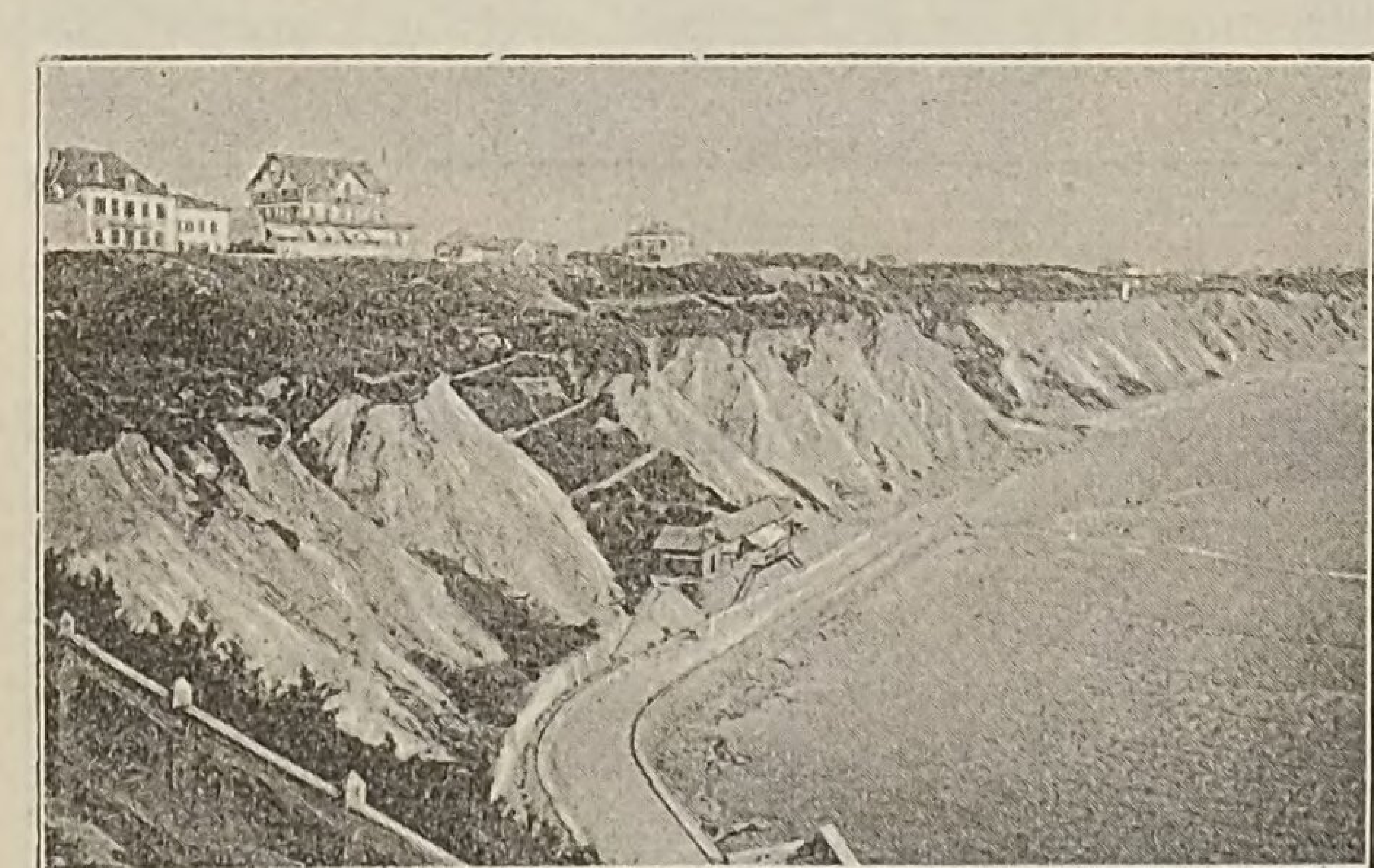


Biarritz von der kaiserlichen Villa aus.

Ein meilenweit ausgedehnter See, der nur durch einen engen Canal mit dem unfernen Ocean zusammenhängt, liegt unvermuthet vor uns. Fast ringsum schließt ihn ein dichter Kranz dunkler Kiefernwälder ein, so daß wir uns an eine der charakteristischen Wasserflächen in der Mark Brandenburg versetzt wähnen könnten. Wir glauben uns wohl auch von allem menschlichen Getriebe entfernt, bis wir auf einmal eine ganze Colonie reizvoller Villen und stattlicher Gasthöfe aus dem Gehölz auftauchen sehen. Saubere Kieswege durchschneiden die liebliche Waldidylle nach allen Richtungen. Verfolgen wir sie aufwärts, so sehen wir uns schließlich vor einem

Gebäude im maurischen Stile von geradezu entzückender Schönheit. Es ist das Kurhaus des berühmten Seebades Arcachon, denn in diesem letzteren sind wir gelandet.

An dem herrlichen Punkte steht übrigens nicht nur der Badesport, sondern auch die in Frankreich überhaupt stark entwickelte Austernzucht in Flor. Ich besah mir eine der Brutstätten der schmackhaften Schalthiere. Im seichten Uferwasser lagen zahlreiche Ziegelsteine. Hob man einen derselben auf, hatte man auf der Rückseite eine Menge der zum Theil noch ganz winzigen Muscheln. Natürlich ließ ich es bei der Ocularinspection nicht bewenden, sondern verzehrte auch gleich an Ort und Stelle einige der Schnecken. Sie mundeten mir besser wie in manchem eleganten Austernsalon unserer Großstädte.



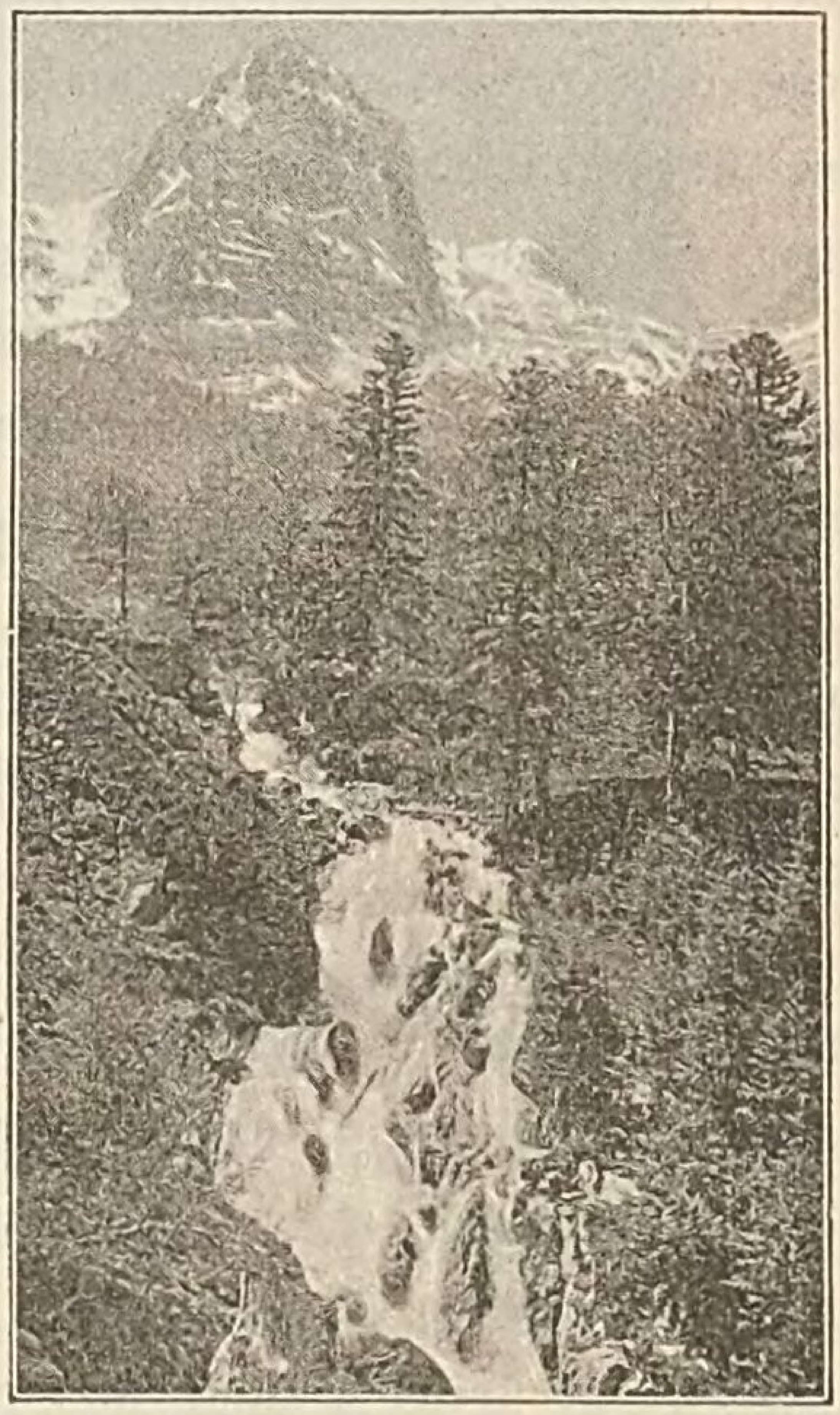
Steilküste bei Biarritz.

Das schöne Seebad ist kaum hinter uns verschwunden, so sehen wir uns auch schon in einem Landstrich, der mit der Umgegend Berlins, der allbekannten „Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs", in jeder Beziehung wetteifern kann. Wohin sich das Auge richtet, überall nur gelbbraune Sandflächen, grünlich schillernde Wasserlachen und — im besten Falle dichtes Gestrüpp von Haidekräutern. Viele Stunden lang ist das unsere Umgebung, so rasend schnell auch der Eisenbahnzug die furchtbare Einöde der „Landes" (Steppen), wie man sie in Frankreich getauft hat, durchsaust.

Jetzt werden wir auch mit einer noch ganz besonderen Specialität dieser südfranzösischen Küste bekannt. Ich starre sinnend durch das

Coupéfenster. Plötzlich sehe ich einen Mann durch das hohe Gebüsch schreiten, der nach seiner Länge ein Riese der Sage sein und nach seiner raschen Gangart auch die zugehörigen Siebenmeilenstiefel besitzen muß. Das Räthsel löst sich, als die unheimliche Gestalt auf eine Blöße heraustritt. Der Mensch geht auf Stangen, die zwei Meter hoch und an seine Füße angeschnallt sind. In der Hand trägt er einen Pfahl, auf welchen er sich setzt, sobald er ausruhen will. In ganz Europa dürften diese „Stelzenläufer", die im Uebrigen nur arme Schafhirten sind, nicht ihres Gleichen haben und es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß sie es, so coupirt auch ihr heimatliches Terrain ist, doch an Schnelligkeit einem trabenden Pferde gleich thun.

Trotz dieses originellen Erlebnisses war ich schließlich doch recht froh, als die unermeßliche Heide hinter mir zurückblieb. Und dies geschah in überraschendster Weise, denn mit einem Male fuhren wir in das lebhafte Bayonne ein.


Partie aus den Pyrenäen.

Allerdings der Empfang, den ich hier fand, war kein sehr ermuthigender. Zum erstenmale auf der ganzen Reise erhielt ich eine Probe von französischem Deutschenhaß. Ich hatte kaum den Waggon verlassen, so forderte mir ein Gendarm meinen Paß ab. Nach einem flüchtigen Blick dahinein rief er einer schnell angesammelten Gruppe von Neugierigen zu: „Hier ist ein Preuße!" Ich war indeß resolut genug, nicht erst zu warten, bis das aufreizende Wort gewirkt haben würde, sondern brach rasch durch die Menge und warf mich in einen eben abfahrenden Hotel-Omnibus. Als ich auf mein Zimmer kam, erblickte ich an dem gegenüberliegenden Hause eine Wappentafel mit der Inschrift: „Kaiserlich deutsches

Consulat". Das beruhigte mich augenblicklich so weit, daß ich die Stadt mit Muße besehen konnte.

Sie kann nun freilich keine hochgeschraubten Erwartungen befriedigen, ist vielmehr nach echt südlicher Art schon ziemlich schmutzig. Aber ein Völkergemisch bietet sich hier, so bunt, wie kaum irgendwo anders. Bereits überwiegen die Spanier in ihren phantastischen Costümen. Mehr noch aber interessiren die Basken in ihren bunten Nationaltrachten, die Männer mit der blauen, faltenreichen Mütze, der Sammtjacke und der brennend rothen Leibbinde, die Weiber mit den halbseidenen Kopftüchern und den farbigen Röcken.

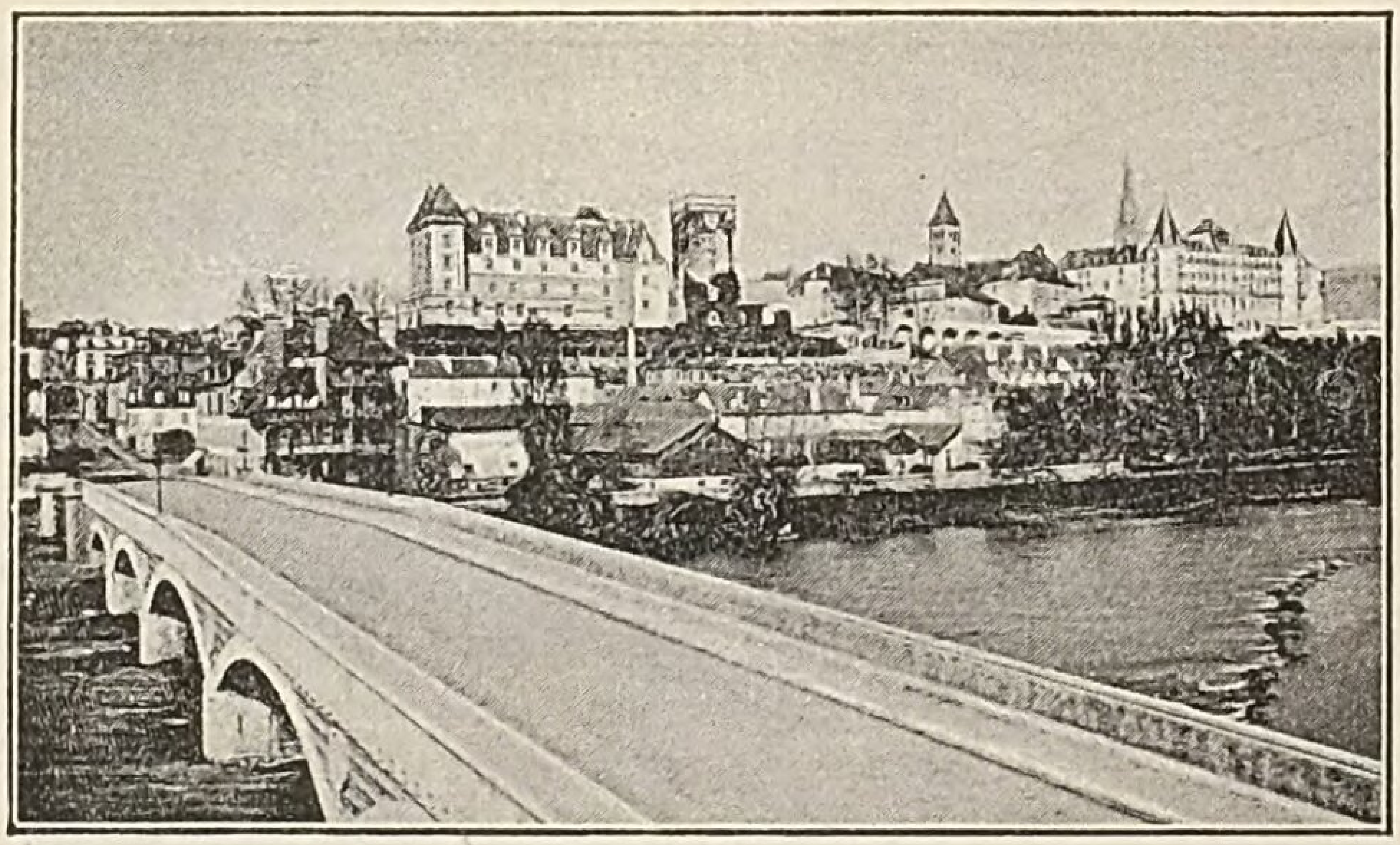
Auch die landschaftliche Staffage dieser fernsten französischen Stadt ist anziehend. Mitten durch sie zieht der zwar nur mäßig breite, aber tiefe Adour, der noch mehr Schiffe tragen würde, wenn seine nahe Mündung in den Ocean nicht eine gefährliche Barre hätte. Südlich schließen die vielkuppigen Westpyrenäen den Horizont ab.

Ich wollte das schöne Bild auch von oben betrachten und stieg deshalb zu der hochgelegenen Citadelle empor. Bereits hatte ein Sergeant den Schlüsselbund ergriffen, um mich auf die oberste Bastion zu führen, da kam der „officier du jour" und fragte mich nach einem strengen Blick, ob ich Deutscher sei. Als ich bejahte, becomplimentirte er mich höflich, aber bestimmt wieder zum großen Festungsthore hinaus.

Nun, ich konnte den Verlust eines schönen Panoramas schon verschmerzen, gab es doch noch einen andern Glanzpunkt in Bayonnes Nähe, von dem mich Niemand zurückhalten durfte. Eine kleine Localbahn führte mich fort, erst durch grüne Gefilde, darauf durch Sanddünen und trockene Kiefernwälder. Mit einem Male lag dann eine ganze Menge stolzer Paläste zu meinen Füßen, hinter denen sich das unermeßliche Meer ausbreitete. Ich war in Biarritz, dem vornehmsten Seebade Europas, angekommen.

Natürlich interessirten mich hier nicht sowohl die gewaltigen Hotelkasernen, Kasinos, Cafés u. dgl., als der in seiner mannigfaltigen Bildung fast einzigartige Strand. Im Norden des Badeortes ist er flach; in mächtigen, regelmäßigen Anschwellungen läuft hier der atlantische Ocean, der sich als ein ganz anderer Geselle entpuppt als

das Mittelmeer, weit auf das Land herauf. Dann folgt eine wild zerklüftete Partie, ein wahres Labyrinth von Gängen, Löchern und Höhlen, in welchem von draußen zur Flutzeit hereinschlagende Wellen wie wilde Thiere in einem Käfig umhertosen, bis sie schließlich unter Gebrüll und ohrenbetäubendem Donner wieder entweichen, ein stetig



Pau mit dem Schlosse Heinrichs IV.

fesselndes Schauspiel. Südlich endlich stürzt der hohe Uferrand mit jähen Hängen ab, an deren Fuß Tag und Nacht eine großartige Brandung wüthet. Von hier ist der Blick auf die unermeßliche Flut besonders erschütternd, zumal man sich ja unwillkürlich erinnern wird, daß man die berüchtigte Bai von Biskaya, das „Grab der Seeleute", vor sich hat, auf deren Grund so manches schöne Schiff und so mancher wackere Matrose ruht.

Aber Biarritz erweckt auch noch andere Reminiscenzen. Hier pflegte sich einst der nachmalige Gefangene von Wilhelmshöhe allherbstlich, umgeben von den Diplomaten der ganzen Welt, in seinem höchsten Glanze zu sonnen. Hier war es auch, wo er „die Tochter aus dem Volke" fand, die er als Gemahlin suchte, nachdem er sich an den Höfen Europas lauter Körbe geholt. Die schlaue Spanierin, die freilich schon eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich hatte, wußte es so einzurichten, daß sie ihm auf ihrem weißen Zelter stets in den Weg kam. Sie verstand es auch durch das schlaue Wort: „Sir, zu Ihrer Gemahlin bin ich zu schlecht und zu Ihrer Freundin zu gut", ihn endlich zu der Erklärung zu bringen, die sie auf den

2

Kaiserthron neben ihm erhob. Seit Beide dahin gegangen, hat auch das Weltbad viel von seinem Glanze verloren.

An der Küste des atlantischen Oceans mußte ich natürlich Rechtsumkehrt machen, aber ich wählte jetzt den großen Schienenweg, der immer am Fuß der Pyrenäen entlang nach dem fernen Mittelmeer



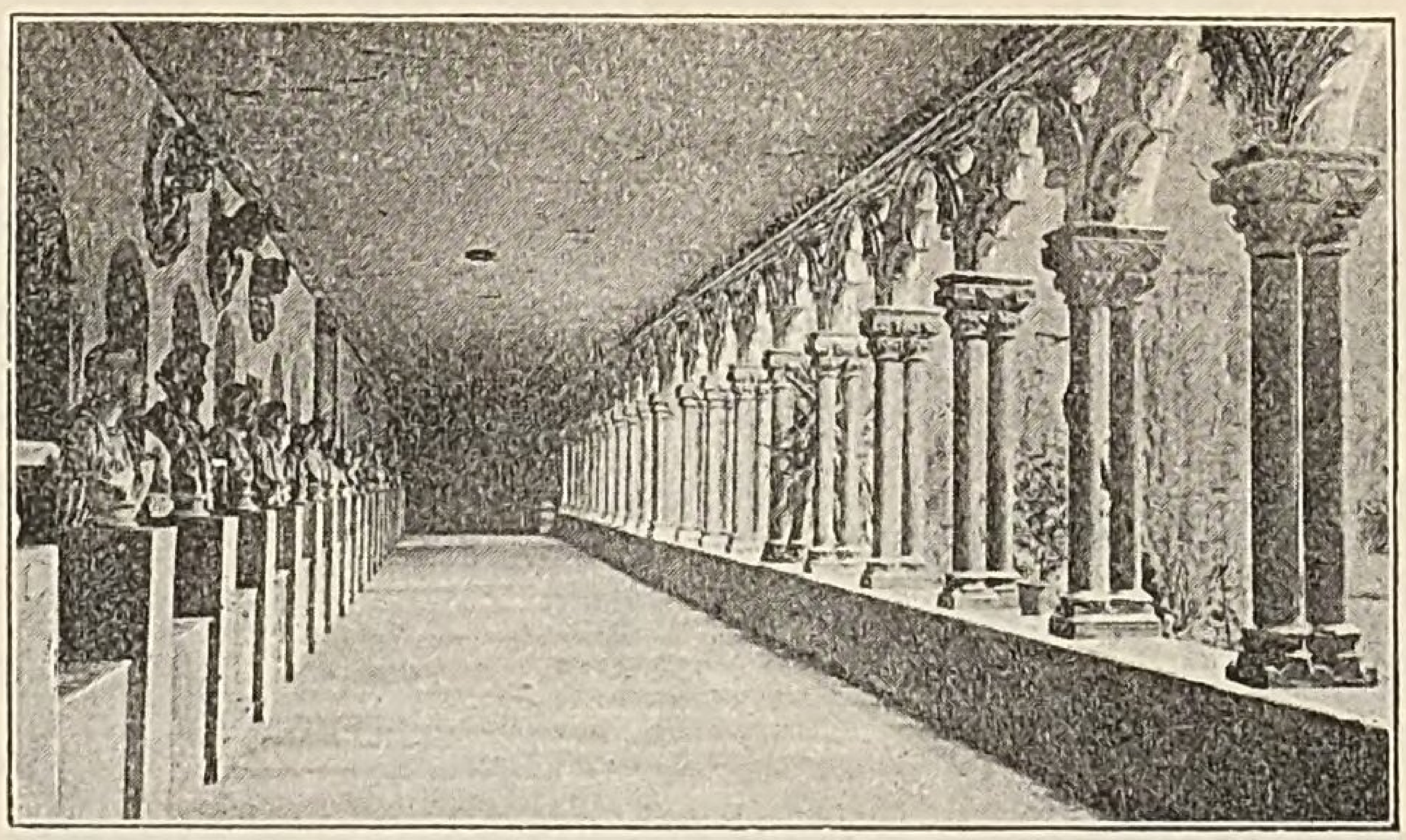
Pyrenäenbad Eaux-Bonnes.

läuft. So vermochte ich noch einen der Hauptreize des mittägigen Frankreich, die erhabene Pracht jenes Schneegebirges, kennen zu lernen.

Das Entrée zu demselben, um mich so auszudrücken, erreichte ich bereits nach wenig Stunden. Ich fand mich in einer Stadt wieder, deren freundliche Häuserreihen sich auf einem hocherhobenen Plateau ausbreiten. Dort, wo das letztere jäh nach Süden abbricht, lehnte ich mich an die vor der Tiefe schützende Brüstung. Ich hatte ein Alpenpanorama vor mir, wie es nur etwa die weltbekannte Aussicht von der „Münsterterrasse" in Bern wieder bietet. Gerade mir gegenüber zog sich in schier endloser Ausdehnung die mächtige Bergkette hin. Zahllose, düstere Felskuppen und Zacken stiegen aus den schimmernden Eis- und Schneeflächen empor und machten den Namen „Pyrenäen" (pic ner, schwarze Spitzen) erklärlich, den die majestätische Naturscheidemauer erhalten. Alle überragte an diesem Punkte das furchtbare Horn des Pic du midi d'Ossau, ein würdiges Seitenstück zu dem schweizerischen Matterhorn.

Ein seltsamer Contrast verlieh aber dem winterlich starren Bilde noch besondere Reize. Zu meinen Füßen zog sich eine weite üppig grüne Mulde hin, durchflossen von einem stattlichen Gewässer und geschmückt mit Weinfeldern und Pinienhainen sowie freundlich winkenden Landhäuschen oder Schlößchen.

Dem entsprach auch, was ich erblickte, wenn ich mich umdrehte, eine stattliche Reihe stolzer Hotels und Pensionen. Man erräth, wo ich war, in Pau, dem Ort, wo zwar nicht mehr, wie an der Riviera, Palmen und Orangen gedeihen, wo aber gleichwohl und trotz der Nähe der kalten Eiswelt ein so milder Winter herrscht, daß sich nicht weniger Kranke als dort aus aller Welt zusammenfinden.

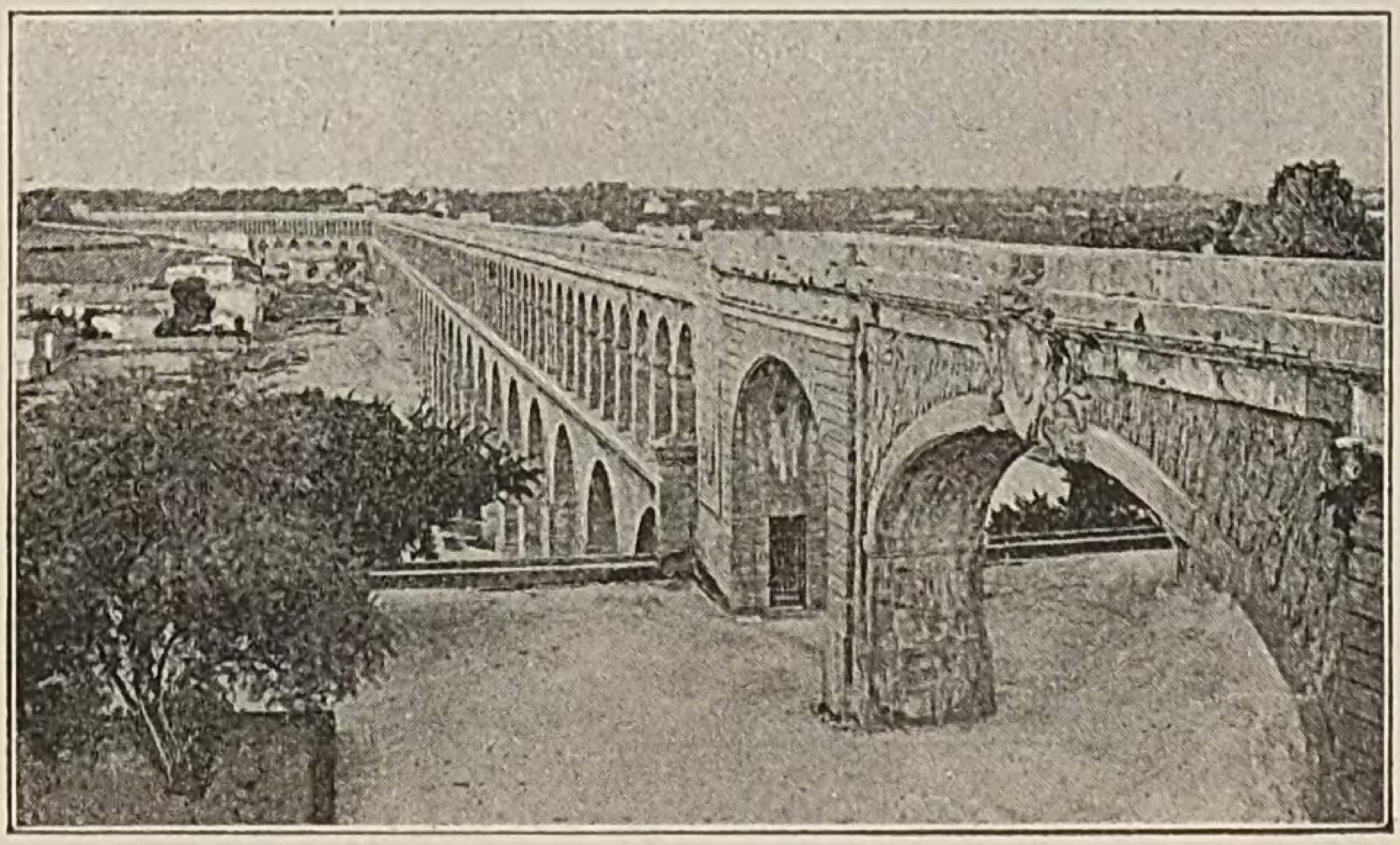


Alter Kreuzgang in Toulouse

Aber nicht nur die Gegenwart entzückt hier, sondern auch eine große Vergangenheit. Unweit von meinem Standort erhob sich eine wahrhaft großartige, altersgraue, jedoch wohlerhaltene Burg mit Thürmen und Schießscharten. Ich ging hinein und gelangte durch endlose Reihen von Gemächern mit alterthümlicher Pracht in ein lauschiges Zimmer, wo auf einer Art Altar unter verblaßten seidenen Standarten eine große Schildkrötenschale sichtbar wurde. Das war die Wiege Heinrichs IV. Der große König erblickte hier das Licht der Welt, währenddem seine treffliche Mutter auf Wunsch des überglücklichen Großvaters ein Lied sang. Hier war es auch, wo der Neugeborne nach der Sitte des ehemals unabhängigen Ländchens Bearn, dessen Residenz Pau bildete, an einem Stück Knoblauch saugen

und einen Schluck Landwein schlürfen mußte. In der herrlichen Gottesnatur der Gegend tummelte sich später auch der Knabe und wurde dann der lebensfrische Mann, den er auf dem Throne darstellte. Wer hätte ihm damals prophezeit, daß er den schmählichen Tod durch Meuchelmördershand sterben werde!

Doch nun fort mit dem blutigen Bilde, die zauberreiche Welt des nahen Hochgebirges lockt uns in ihren Schooß! Wo aber hier anfangen und enden! Die Pyrenäen bergen Dutzende seltener Heilquellen und fast ebensoviele glänzende Curorte. Es kann z. B. kaum etwas Anmuthigeres geben als das reizende Eaux-bonnes, in dessen weiße, halb unter frischen Wäldern versteckte Häusermasse überall wilde Felswände und starre Schneeriesen hineinschauen.



Wasserleitung in Montpellier.

Der Kürze halber wähle ich hier unter diesen reizvollen Standquartieren nur dasjenige aus, welches dem Herzen des Hochgebirges am nächsten liegt. Auf einer der zahlreichen, in das letztere hineinführenden Zweigbahnen bog ich von der Hauptroute ab. Anfangs ging es noch in dem sich rasch verengenden Thal der Garonne aufwärts, die ich in Bordeaux so breit fast wie einen Meerbusen gesehen, die ich nun aber als Kind wiederfand. Dann klomm das schnaubende Dampfroß in einem wilden Seitenthal aufwärts. Die Linie wurde Gebirgsbahn, grausige Niederblicke in dämmernde, gießbachdurchbrauste Schluchten erschlossen sich, bis wir uns auf einmal wie auf Zauber-

schlag von marmornen Badehäusern und palastartigen Fremdenquartieren umgeben sahen.

Wir waren in dem Pyrenäen-Hauptbade Bagnères de Luchon. Doch nur kurze Zeit konnte mich daselbst fesseln, was Menschenhand geschaffen. Ich verlangte nach dem Allerheiligsten der Pyrenäenwelt, dem man hier so nahe ist wie nirgends wieder. Durch ein ödes Hochthal gelangt man an ein festungsartiges, steinernes Gebäude, ein Hospiz, wie solche auch die Alpen aufweisen. Von da geht es auf steilen Kehren hinan bis zu einem engen Ausschnitt in der rauhen Felsenmauer, dem berühmten Passe, der den Namen Port de Venasque trägt.

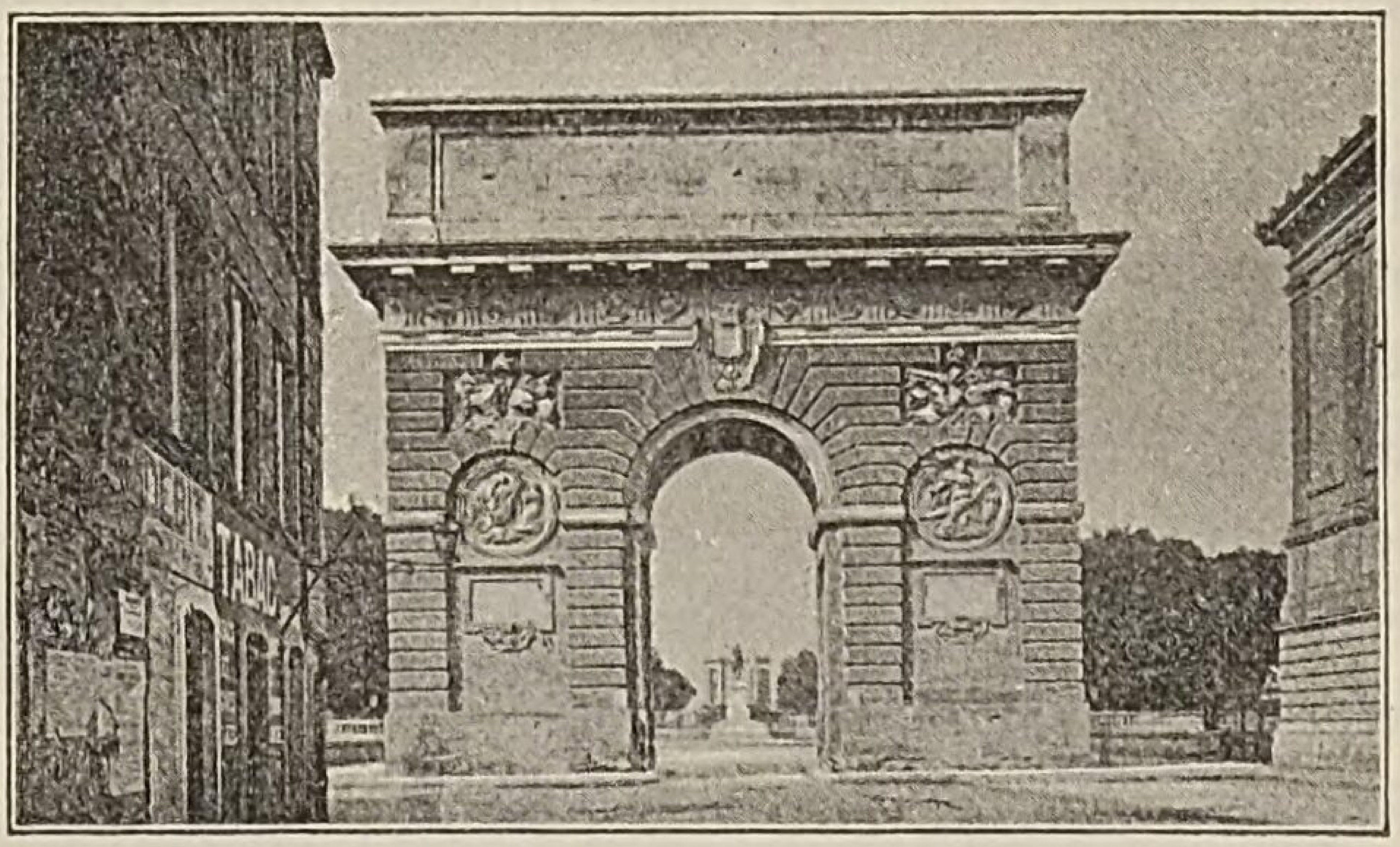
Hier steht man auf einmal auf der Thürschwelle von Spanien, aber man erblickt nicht vor sich die lachenden Gefilde von Andalusien oder Valencia, in wahrhaft überwältigender Größe baut sich vielmehr, scheinbar in Büchsenschußweite, ein schneeweißer Gebirgsdom auf, etwa dem erhabenen Bilde der Jungfrau bei Interlaken vergleichbar. Wir stehen vor dem Hauptstock der Pyrenäen, der Maladetta-Gruppe, die ihren Namen der „Verfluchten" nicht umsonst trägt.

Ihr oberster Gipfel, der Pic de Nethou, wird neuerdings viel bestiegen, doch ist die zweitägige Tour kein Kinderspiel. Lange Stunden geht es auf den steilen Eishängen unter Stufenhauen empor. Das schlimmste Stück ist jedoch das Ende. Eine schmale Dachschneide, die meist auf den Knien rutschend überwunden wird, leitet zum hohen Ziele. Die Araber benannten diese prekäre Passage einst, als sie noch in Spanien hausten, „Muhammedsbrücke" und nach ihrer sinnigen Sage mußten die Entseelten da hinüber nach dem Paradiese wandern. Die Gottlosen wurden dabei sofort in die Tiefe geweht, aber die Gerechten gingen unter Engelsgeleit sicher dahin.

Zur Zeit meiner Reise war es natürlich in dem ganzen versteckten Gebirgswinkel von Luchon noch recht unwirthlich trotz der wahrhaft rührenden Aufmerksamkeit meiner Quartiergeber. Drum zog es mich bald schon wieder in die Wärme der Niederung hinab. Ein kurzer Schritt und ich befand mich in Toulouse, der Binnenhauptstadt des südlichen Galliens.

Wie in Lyon, so stiegen auch hier blutige Bilder vor meinem geistigen Auge auf, nur daß sie einer mehr als tausendjährigen Ver-

gangenheit angehörten. Hier war es, wo einst die „Albigenser" erstanden, jene Secte, die gegen die Verderbniß der damaligen Kirche und für Geistesfreiheit kämpfte, hier war es aber auch, wo zuerst die Inquisition ihre unheilvolle Thätigkeit entfaltete. Tausende starben auf dem Scheiterhaufen und als endlich Ruhe wurde, war es die Ruhe des Grabes. Die blühende Stadt und die lachende Landschaft lagen verödet.


Triumphbogen in Montpellier.

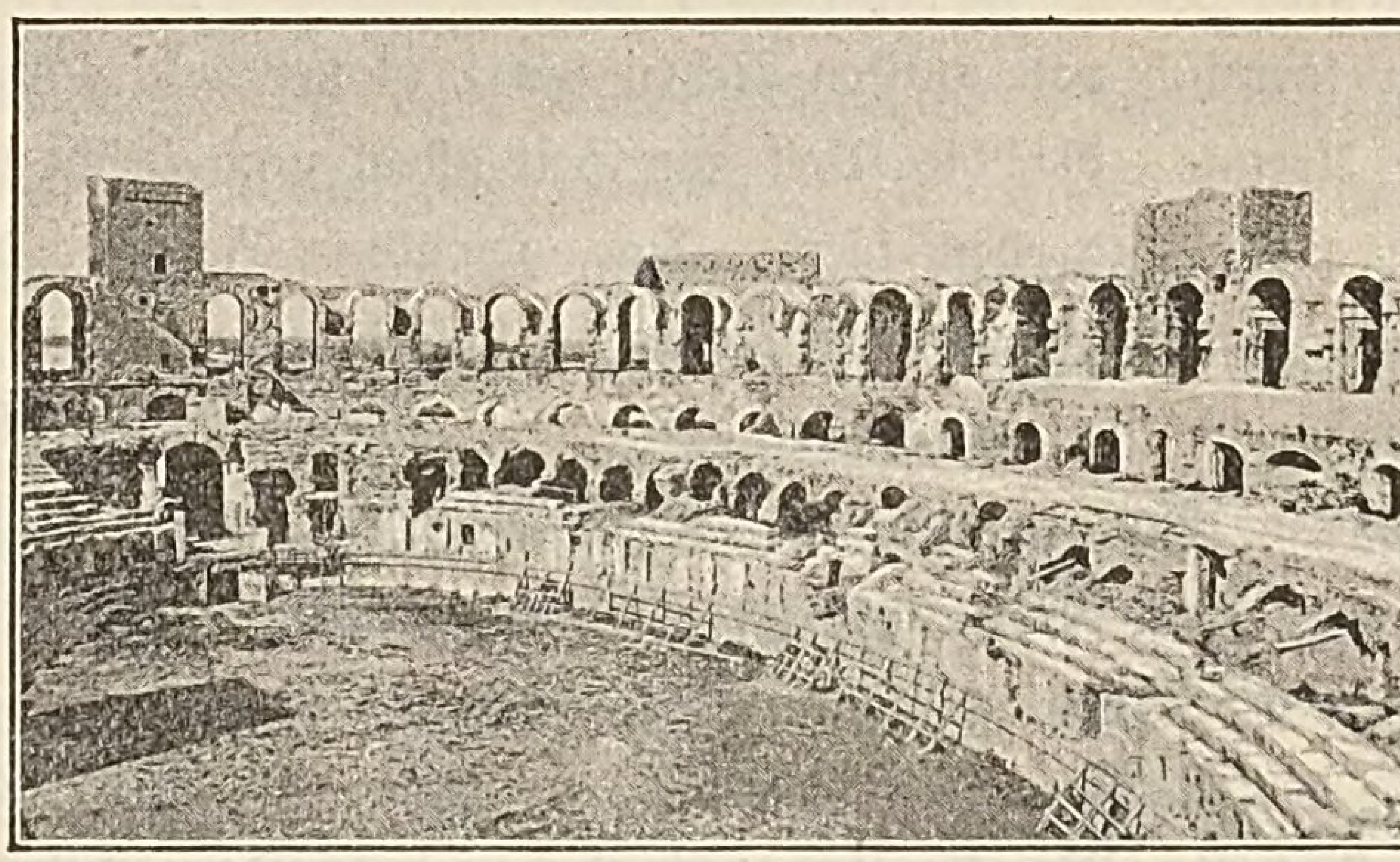
Heute merkt man freilich davon nichts mehr. Toulouse ist wieder aus der Asche erstanden und gerade ich sollte es in vollem Glanze sehen. Man feierte ein großes Volksfest. Hunderttausende füllten den weiten Hauptplatz, an dem das altmodische, indeß interessante „Capitol" steht. Wie sich dies Getümmel im Glanze von zahllosen Lichtern am Abend von meinen Hotelfenstern aus anschaute!

Natürlich mischte ich mich bald auch mit in dieses bunte Treiben, wie es nur unter den heißblütigen Südfranzosen möglich war. Ich sah Interessantes genug. Beispielsweise besang unter immensem Andrang ein Bänkelsänger eine auf bunter Leinwand plump dargestellte Schlachtenscene, nach der ein behelmter „Prussien" eben von einem tapferen Zuaven niedergestochen wurde. Kindliches Volk, das sich die Siege, die es nicht errang, wenigstens vom Pinsel vormalen läßt! Ich besann mich übrigens, früher in Marseille in einer Kirche ein Pendant dazu gesehen zu haben. Ein deutscher Soldat will eben

einen Franzmann zusammenhauen, aber die Madonna langt vom Himmel herab und hält ihm den Arm. —

Der Weiterweg von dem altehrwürdigen Toulouse bot noch immer Sehenswerthes, obwohl die Pyrenäenkette allmälig zurückweicht. Fortlaufend bildet die Landschaft einen wahren Garten. Namentlich nimmt der edle Weinstock unermeßliche Flächen ein. Und wunderbar, mitten in seinem Grün werden da und dort auch zierliche weiße Schiffssegel bemerklich. Sie bewegen sich auf dem Canal du midi, jener großartigen Anlage, durch welche man einst Ocean und Mittelmeer verband.

Das Merkwürdigste auf dieser letzten Strecke unserer Reise sind aber doch eine große Anzahl Städte mit Bauwerken, die zum Theil



Arena in Arles.

noch bis in's classische Alterthum zurückreichen. So passiren wir Carcassonne, dessen noch mit Mauern und Zinnen umgebene Altstadt auf ihrer isolirten Höhe wie eine Burg Zion anzusehen ist. Darauf erscheint Narbonne mit seinem wunderbaren gothischen Dom, freilich auch gleichzeitig einem Klima, das der Volkswitz mit den Worten gebrandmarkt hat: „Dans cette maudite ville de Narbonne toujours il pleut, toujours il tonne“ (In dieser verdammten Stadt der Narbonner gibt's immer Regen und immer Donner). Wenig später befinden wir uns in Montpellier, dem französischen Würzburg, denn hier blüht seit alten Zeiten eine medicinische Schule, die so berühmt ist, daß selbst der Vater des großen Napoleon sie aufsuchte, um sich

vom Magenkrebs heilen zu lassen. Er erreichte freilich seinen Zweck nicht, sondern mußte in dieser Stadt sein Leben lassen. Interessant ist jedoch, daß er noch sterbend mit seinen Gedanken bei seinem berühmten Kinde war, indem er ausrief: „Wo ist mein großer Sohn? Warum kommt er nicht mit seinem großen Degen, mir zu helfen?“

Neben der Universität fesselt in Montpellier namentlich noch die aus der Zeit Ludwig XIV. stammende, über 1 Kilometer lange Wasserleitung, die eins der bedeutendsten Werke moderner Baukunst vorstellt.

Den Glanzpunkt dieses Theiles von Frankreich bilden aber doch erst die nahe bei einander gelegenen Städte Nîmes und Arles. In ersterem finden wir u. a. einen noch fast völlig unversehrten Tempel aus dem Alterthum, das sogenannte maison carrée. In dem anderen Ort, der förmlich von antiken Resten starrt, stoßen wir gar auf eine der vier Arenas, die die Welt zur Zeit allein noch besitzt (in Rom, Verona, Pola und eben hier). Das gewaltige Gebäude wird beiläufig noch immer benützt und zwar zu Stierkämpfen, die sich also aus Spanien bis hierher verirrt haben, nur mit dem Unterschied, daß man hier, in schon culturbeleckterem Gebiet, die spitzen Hörner der kämpfenden Thiere durch aufgesetzte hölzerne Kugeln unschädlich macht.

In Arles haben wir den Rhône-Fluß wieder erreicht, an dem aufwärts der Rückweg nach Lyon, von dem wir ausgingen, bald bewerkstelligt ist. Wir könnten auch ihn noch schildern, führt er doch nicht nur über noch immer bemerkenswerthe Städte, wie Avignon, Orange, Valence u. a., sondern berührt auch die Provence, diese Landschaft der Contraste, wo im Frühjahr die Erde ein Blumenteppich, im Sommer aber eine Wüste ist, aus der rothe Felsen melancholisch aufragen. Doch wir sind der Ansicht, daß wir mit keinem anderen Orte besser abzuschließen vermögen, als eben mit Arles, dem fränkischen Rom.

Möchte die kleine Skizze die Ueberzeugung geweckt haben, daß der Süden Frankreichs nach allen Richtungen hin einen Besuch kaum weniger lohnt, als das Wunderland Italien!

Otyimbingue.

Ein Städtebild aus Damaraland.*)

„Sandbüchse", wie das südwestafrikanische Schutzgebiet Deutschlands mit etwas papageienartiger Beharrlichkeit von gewissen Leuten genannt wird, die ein Urtheil über dasselbe haben, obwohl sie weder dort waren, noch, bei dem fast gänzlichen Mangel von Litteratur, sich anders darüber unterrichten konnten, — verdient jener Theil Afrikas nach mancher Hinsicht allerdings genannt zu werden, denn er hat Flüsse ohne Wasser, Berge ohne Wälder, Ebenen ohne Felder und — Dornen ohne Rosen, darunter als besonderes Kuriosum jenen Stachelbusch, dem die Holländer wegen der allzu zärtlichen Beharrlichkeit, mit welcher er den unachtsamen Reisenden zum größten Nachtheil seiner Kleider mittelst seiner nadelscharfen Fänge zu umarmen pflegt, die Bezeichnung: „Wacht en betjen" (Wart ein bischen) gegeben haben, ähnlich etwa, wie der Volksmund bei uns steile Ortschaften „Kniebreche" und „Sieh dich für" taufte.

Gleichwohl vermag doch selbst jene unermeßliche Steppe — denn dies ist der richtige Charakter des Landes — dem Auge des Europäers mancherlei Erfreuliches zu bieten, nicht nur mit den blinkenden Goldstückchen, die uns bei fleißigem Schürfen in Wahrheit aus dem grünen Malachit der Granitberge entgegenlachen, sondern auch in wirklich fesselnden Landschaftsbildern. Unter diesen letzteren

*) Die kleine Skizze wurde kurz nach dem bekannten Aufstand der Eingeborenen unter dem Engländer Lewis geschrieben, woraus sich manche Bemerkungen erklären.

steht mit in vorderster Reihe Otyimbingue mit seiner Umgegend, jener Ort, der jüngst so viel genannt wurde, daß es nur um so mehr berechtigt erscheinen dürfte, wenn wir ihn heute einmal etwas eingehender schildern.

Wie alle größeren Ansiedelungen, liegt derselbe nicht in der besonders öden Küstenzone, sondern bereits eine gute Strecke im Innern. Mit Ochsenwagen braucht man mindestens eine Woche bis dahin, von Walfischbai aus. Die Reise ist ermüdend, man sehnt sich, endlich einmal wieder etwas anderes zu sehen als die nackten Berge und die weiten Flächen mit ihrem strohgelben Grase. So kommt man auf dem letzten Abschnitt des Weges von der wasserreichen Tränkstelle von Tsaobis aus auf eine Art Gebirgssattel. Hier welch eine unerwartete totale Bühnenverwandlung! Dicht vor unseren Füßen, auf ausgedehntem Plane, ein wahres kleines Häusermeer — in einem Lande, welches so dünn bevölkert ist, daß es wie ausgestorben erscheint und die ungeheure Einsamkeit einem Alp gleich auf den verwöhnten Europäer drückt, gewiß schon an sich ein wohlthuender Anblick. Allerdings wird der größte Theil dieser Negerstadt nur von niedrigen, halbkugelförmigen Hütten gebildet, welche aus Baumästen und Zweigen errichtet sowie zum Schutz gegen Wind und Wetter mit Lehm oder Ochsendünger überstrichen wurden, doch findet sich unter ihnen auch schon eine ganze Anzahl von Gebäuden mehr europäischer Art, mit blinkenden Fenstern und weiß getünchten Mauern. Sogar eine recht ansehnliche Kirche fehlt nicht, sodaß wir fast wähnen könnten, ein deutsches Dorf vor uns zu sehen, in welchem allerdings die Backöfen, für die man die kugelrunden Negerhütten anzusehen versucht ist, eine allzu reichliche Vertretung erfahren hätten.

Doch dies alles, so originell es ist, vermöchte noch nicht, uns in den wahren Rausch des Entzückens zu versetzen, der uns auf dieser Höhe erfüllt. Dies thut erst der mehrere hundert Meter breite und wohl eine halbe Stunde lange, prachtvoll grüne Streifen, der sich wie eine Guirlande neben dem Orte hinzieht. Wir denken zuerst an saftige Wiesen, wie sie die ferne Heimath so vielfach als schmuckes Kleid trägt, bis wir erkennen, daß es wogende, üppig dichte Getreidefelder sind. Und dies, nachdem wir noch eben seufzten, daß die

Wüste, die uns vom Meere ab umgab, doch gar kein Ende nehmen wolle. Was? Äfft uns vielleicht wieder eine Fata Morgana, wie uns solche in der furchtbaren Einöde der „Namib" hinter Walfischbai wiederholt blaue Seeflächen und dunkle Waldmassen vorspiegelten? Nein, diesmal unterliegen wir keiner Täuschung. Es ist das Bett des Swakopflusses, das jene reizenden Fruchtgefilde umschließt. An der Oberfläche trocken, voll zollhohen, scheinbar völlig hoffnungslosen Sandes, birgt es doch in seiner Tiefe Schätze von Wasser, weise vor der verzehrenden Tropensonne gehütete Reste der Regenzeit, die dem Wachsthum, das wir bewunderten, das Leben geben. Ist es nicht, als ob eine höhere Macht hier dem Worte gehorcht habe: „Sprich, daß diese Steine Brot werden"? Ja, Brot erzeugt an dieser Stelle das verschriene Land. Wollen hartgesottene Kolonialfeinde das noch bezweifeln, so können sie im Orte davon sogar essen, und es sollen ja genug Leute existiren, die auf die Zungenprobe mehr geben als auf das Zeugniß der Augen. —

Fesselt Otyimbingue, das übrigens, um das Bild einer schönen Landschaft ganz zu liefern, noch in mächtigem Bogen von stolzen verblauenden Hochgebirgen umkränzt wird, in dieser Weise schon von weitem, so wird uns der Besuch, den wir ihm abstatten, noch weniger gereuen, wenn wir in sein Inneres eintreten.

Der Ort zerfällt in zwei Theile, das Oberdorf und das Unterdorf, die durch das breite, natürlich gleichfalls wasserlose Bett eines Nebenflusses des Swakop getrennt werden und etwa eine halbe Stunde von einander entfernt liegen. Nach Ober-Otyimbingue wenden wir uns aus Patriotismus zuerst, denn daselbst befindet sich, oder, wie man jetzt leider sagen muß, befand sich der Sitz der deutschen Kolonialregierung. Auf dem niedrigen, aber steilen Uferhang des Swakop finden wir dort ein nettes Häuschen mit einer ganzen Anzahl von Zimmern, welche durch allerhand Trophäen von der einheimischen Jagd, Antilopengeweihe, Vogelbälge, Decken aus den so kostbaren Silberschakalfellen u. dergl. einen etwas fremdartigen, fast orientalischen Anstrich erhalten haben, indessen gleichwohl den wohnlichsten Eindruck machen. Wirklich hat sich hier auch mancher deutsche Reisende nach langer Fahrt im wilden, fremden

Lande wie zu Hause gefühlt, denn der Herr Reichskommissar Dr. Göring, der bis vor kurzem in diesem Gebäude wohnte, ist nicht nur ein tüchtiger Beamter, sondern auch eine durch und durch noble, gastfreie Natur. Die Reize des lauschigen Heims wurden beiläufig im vorigen Jahre noch dadurch erhöht, daß auch die Gemahlin des Herrn Reichskommissars sammt ihrem Söhnchen daselbst zu stetigem Aufenthalte eintraf, was ich nur deshalb erwähne, weil damit dem in der That vortrefflichen Klima des Landes das beredteste Zeugniß ausgestellt wird.

Einer Zierde müssen wir noch gedenken, welche die Außenseite des netten Hauses trägt. Es ist dies ein großes Schild mit dem deutschen Wappen und der stolzen Aufschrift: „Kaiserlich Deutsche Post". Leider nur verspricht in diesem Falle unser genialer Stephan einmal mehr, als er halten kann. Wir würden uns täuschen, wenn wir glaubten, von dort aus einen Brief für 10 oder auch nur für 20 Pfennige nach der Heimath befördern zu können. Allerdings wurde im Vorjahre bekannt gegeben, daß das deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet in den Weltpostverein aufgenommen sei. Das will indes nach Lage der Verhältnisse nicht mehr besagen, als wenn man etwa dem Nordpol den gleichen Vorzug erwiesen hätte. Denn da wir keine direkte Verbindung nach der Kolonie da unten haben — ein Mangel, der fast noch schwerer wiegt als die dortige Wasserarmuth und verhältnismäßige Unfruchtbarkeit — da vielmehr die Briefe dahin aus Deutschland den Weg über Kapstadt nehmen müssen, das selbst noch nicht im Weltpostverein sich befindet, so erscheint die beregte Vergünstigung völlig illusorisch. Das mußten wiederholt Herren von der von mir geführten Expedition zu ihrem Nachtheil erfahren, indem sie Briefe von zu Hause erhielten, die nur eine 20-Pfennig-Marke trugen und deshalb eine Strafportonachzahlung von immer mindestens 1 Mark 10 Pf. nötig machten. Ob und mit welchem Erfolge aber die Empfänger den beabsichtigten Proceß gegen die deutsche Postverwaltung angestrengt haben, wie sie seiner Zeit ingrimmig drohten, darüber weiß ich nichts zu berichten.

Somit hat denn das schöne deutsche Wappenschild in jenem entlegenen Lande nur den einen Ruhm, daß es von den imposanten

Vertretern einer exotischen Pflanzenwelt beschattet wird und so gleichsam wenigstens eine Prophezeiung auf die künftige koloniale Entfaltung Deutschlands in diesen Gebieten abgiebt. Denn der geräumige Garten, der sich vom Hause des Reichskommissars terrassenförmig ins Swakopthal absenkt, trägt verschiedene hochstämmige Palmen und ähnliche südliche Gewächse. Nur ein darunter befindlicher Weinstock, der bereits einen Stamm von der Dicke eines Mannesarmes besitzt und alljährlich ganze Mengen der süßesten Trauben liefern soll, verräth, daß hier die Hände von Leuten aus kälterer Zone schafften. Wenn ich nicht irre, pflanzte den edlen Baum vor Jahren der bekannte Missionsinspektor Dr. Büttner auf diesem jungfräulichen Boden, dem Vorbild des ehrwürdigen Noah folgend. Vielleicht hat er aber damit, bewußt oder unbewußt, zugleich einen Fingerzeig daraufhin gegeben, was für eine Gabe das dürftige Land zu liefern im Stande sein würde: statt des Wassers, an dem es so arm ist, köstlichen Rebensaft. Sind doch in der That mehrere warm-trockene Länder zu Weinländern geworden, z. B. Palästina, die Capcolonie u. a.

Unter den rauschenden Palmenwedeln jenes Gartens stand zu meiner Zeit auch die „Reichskutsche“, der etwas altmodische und schwerfällige, aber bequeme und mit einem deutschen Wappen gezierte Galawagen des Herrn Reichskommissars, der am besten gleichfalls mit den landesüblichen Ochsen bespannt wurde, wodurch allerdings eine etwaige Auffahrt weder an Eleganz noch an Schnelligkeit gewinnen konnte. Bei dem „Staatsstreich“ des Herrn Lewis dürfte dieses unbeholfene Gefährt wohl kaum auf englischem Boden mit in Sicherheit gebracht worden sein, so daß vielleicht jetzt mit ihm der englische Usurpator seine Huldigungsreisen durch das Land macht oder gar die schwarze Hoheit Maharero damit vor seinen Unterthanen paradirt. —

Mit einem leicht begreiflichen Instinkte hatten sich seiner Zeit um das Reichskommissariat wie um einen natürlichen Mittelpunkt herum auch alle anderen Deutschen, die irgend welche offizielle Stellung bekleideten, angesiedelt, so daß dort bereits eine ganze kleine, wohl zwei bis drei Dutzend Köpfe umfassende deutsche Colonie entstanden war. Hier befanden sich die Vertreter der südwestafrikanischen Colo-

nisationsgesellschaft, die Bergbehörde, das Commando der Schutztruppe u. a. Infolge besonderer Umstände machte die kleine Ansiedlung einen höchst seltsamen Eindruck, etwa wie ein Zigeunerlager oder ein kleinstädtischer Jahrmarkt. Neben Bretterbuden und Wellblechschuppen standen Leinwandzelte der verschiedensten Form und Größe mit bunten wehenden Fähnchen oben darüber. Diese Zusammenwürfelung der heterogensten Baustilarten war durch einen verhängnißvollen Mißgriff entstanden. Man hatte, natürlich mit ganz enormen Kosten, Häuser aus Europa gebracht, die für die Tropen absolut nicht taugten. In einem derselben fand ich z. B. an einem Vormittag die ungeheure Temperatur von 36° R., so daß ich trotz meines Durstes die mir von dem unglücklichen Bewohner angebotene Erfrischung unhöflicher Weise im Stiche ließ und sofort wieder ins Freie stürmte. Selbst in den Nächten strahlten die dünnen Holzwände und Blechdächer dieser unpraktischen Wohnungen noch eine unerträgliche Backofenwärme aus, so daß eben viele der Herren zu Zelten ihre Zuflucht nahmen oder auch im Freien auf dem Erdboden schliefen. Daß damals dortselbst nicht schwere Krankheiten, Fieber, Dysenterien und dergleichen zum Ausbruch kamen, ist ein wahres Wunder und bezeugt nur abermals das wahrhaft unverwüstlich gute Klima des Landes. Uebrigens hatte man bei meinem Besuch bereits angefangen, den Nothstand auf dem allein richtigen Wege zu beseitigen und Häuser nach dem Vorgang der Europäer, die schon lange im Orte wohnen, d. h. aus den daselbst von Eingeborenen ganz kunstgerecht verfertigten und in der dünnen, trockenen Luft bald wahrhaft versteinerten ungebrannten Ziegeln zu errichten, die weit, kühl und — billig sind. Durch die Lewis'sche Catastrophe wurden, wie man weiß, auch diese baulichen Bestrebungen lahm gelegt, angeblich, weil man versäumt hatte, von den Negern als den Herren des Grund und Bodens eine Bauerlaubniß einzuholen, die man allerdings mit einigen Tauschwaaren sich leicht erkauft haben würde.

Trotz der primitiven Wohnungsverhältnisse dieses Otyimbinguer „Regierungsviertels" fehlte es aber dort doch niemals an Leben, das allerdings auch einen etwas fremdartigen, ungewöhnlichen Charakter trug. Da sah man Leute in Uniform neben solchen in Hemdsärmeln,

Reiter auf wilden Rossen zwischen stämmigen Gestalten zu Fuß mit der Büchse auf dem Rücken, braune Hottentotten untermengt mit tiefschwarzen Hereros, bald geschäftig ab und zu gehend, bald träge und lachend und schwatzend in ganzen Gruppen herumstehend. Wenn aber der Abend über das merkwürdige Lager sich niedergesenkt hatte, schimmerte traulicher Lichterglanz aus den kleinen Behausungen und nicht selten verrieth wohl auch Gläserklang, daß man dort noch nach gut heimathlicher Sitte bei einem Schoppen deutschen Gebräues zusammensaß.

In der That, so wenig entwickelt auch das deutsche Protektorat zur Zeit noch war, es machte sich hier doch schon etwas wie das Treiben einer Residenz, eines Hofes, an dem die Fäden aus den Provinzen zusammenlaufen, bemerklich. Es langten mitunter sogar Gesandtschaften aus weiter Ferne an, die dann mit ihren fremdartigen Figuren, ihren Rossen oder Fuhrwerken und ihren nächtlichen Lagerfeuern nur noch den bunten Anstrich des Ganzen verstärkten. So erschien eines Tages mit einem mächtigen Ochsenwagen und einer ziemlichen Anzahl berittener Reißiger eine Deputation aus dem südöstlich fern am Rande der Kalahari-Wüste belegenen Orte Hoachanas, um im Auftrag des dortigen einflußreichen Namahäuptlings Manasse zur Verteidigung gegen Hendrik Wittboy, von dem man einen Überfall befürchtete, Waffen zu erbitten, die den Leuten, nebenbei bemerkt, in der Folge auch wirklich bewilligt wurden.

Ein ganz besonderes Ereigniß für die Otyimbinguer Fremdencolonie war aber der im Sommer vorigen Jahres erfolgte Besuch deutscher Seeoffiziere, wohl der ersten, die in jenem Teile Afrikas über die Küste hinausgekommen sind. Als ich nämlich nach einem schweren vierwöchentlichen Ritt durch das noch so wenig bekannte mittlere Kuisibgebiet einige Zeit zur Erholung in Otyimbingue zubrachte, kam plötzlich die Kunde, daß in Walfischbai ein deutsches Kriegsschiff eingelaufen sei. Man kann sich denken, daß der Eindruck dieser Nachricht nicht nur bei den Deutschen, welche sich durch das in der letzten Zeit vorher rasch immer übermüthiger gewordene Benehmen der Schwarzen bereits etwas bange hatten machen lassen, nun jedoch die lang vermißte militärische Unterstützung endlich im

Anzug glaubten, sondern mehr noch bei den Eingeborenen ein außerordentlicher war. Mit der Blitzesschnelle, mit welcher gerade in einem Lande, wo Zeitungen und Telegraphen fehlen, Neuigkeiten durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt werden, eilte die Kunde schreckenbringend nach allen Richtungen, natürlich sehr bald ins Ungeheuerlichste aufgebauscht. Ueber 1000 Mann sollte das „orlogskip" (Kriegsschiff) als Besatzung haben mit nicht weniger als 100 Kanonen, vor welch letzteren die Neger überall im dunklen Erdtheil eine wahrhaft ergötzliche Furcht hegen. Bald hieß es auch, 200 Mann seien mit 10 Geschützen nach Otyimbingue unterwegs. Infolgedessen trat ein wahrhaft lähmendes Entsetzen ein. Elias, Josua und all die andern Notabeln mit den streitbaren Namen hatten den Kopf verloren und sandten Boten an den Oberhäuptling nach Okahandya mit der Anfrage: was sie denn um alles in der Welt thun sollten, es kämen so viel Deutsche, daß sie ihr ganzes Land verlieren würden.

Leider traf dies letztere nicht zu. Eines schönen Tages langte statt des erwarteten Artillerieparks nur ein friedlicher Ochsenwagen an, dessen dunklem Schooße allerdings uniformirte Gestalten, jedoch deren nur drei, entstiegen. Nun, unsere Freude über diese Gäste, die allerdings auch zu den liebenswürdigsten Offizieren der ganzen deutschen Marine zählten, war trotzdem keine geringe. Aber auch diese Herren selbst zeigten sich nicht wenig entzückt, daß sie endlich das Ziel erreicht hatten. Sie mochten sich die achttägige Reise von Walfischbai herauf doch leichter gedacht haben. Und in der That, wer gewohnt ist, auf der freien Commandobrücke zu stehen und mit Dampfeskraft über das weite Meer zu gleiten, dem mag das Reisen im engen, schwerfälligen Ochsenwagen nicht gerade munden.

Nach einigen fröhlichen Tagen kehrten die trefflichen Herren nach Walfischbai und zu ihrer Korvette zurück, um mit derselben bald darauf über Kapstadt nach Sansibar behufs Theilnahme an den dortigen Kämpfen abzugehen. Ihr Besuch im Binnenlande hatte wohl nur privaten Charakter getragen. Ich kann mir es indes nicht versagen, bei dieser Gelegenheit zu betonen, wie sehr dies alle Deutschen in Otyimbingue beklagten. Und mit Recht, denn es ist kaum zu bezweifeln, daß Lewis sich seinen Gewaltstreich nicht getraut

oder daß er doch dazu die Zustimmung von den Hereros nicht erlangt haben würde, hätten auch nur 100 handfeste deutsche Matrosen vorher einmal eine Excursion nach Otyimbingue gemacht, ja wäre auch nur jenes Schiff oder ein anderes zu längerem Aufenthalt in Walfischbai commandirt worden. Das letztere Verlangen kann überdies nicht einmal ein unbescheidenes genannt werden. In Kamerun sind zwei Kriegsfahrzeuge stationirt, von denen eins aus Gesundheitsrücksichten so wie so schon immer fernab auf der hohen See kreuzt. Ließe man diese alternirend in Walfischbai ankern, würde man sicher zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, der Pazification des Landes dienen und die sanitären Zustände unter der Mannschaft bessern. Für die Richtigkeit der letzteren Behauptung weise ich nur auf das Urtheil des Arztes der vorerwähnten Corvette, Stabsarzt Dr. Weiß, hin, welcher nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt an dieser Küste geradezu dafür plädirte, Walfischbai zu einer Gesundheits- und Erfrischungsstation für die aus den Tropen kommenden deutschen Schiffe zu erheben.

Die ganze eben hier erwähnte Episode veranlaßt mich, an dieser Stelle auch gleich noch der vielbesprochenen „Schutztruppe“ zu gedenken, zumal dieselbe ebenfalls innerhalb der offiziellen deutschen Niederlassung in Ober-Otyimbingue ihr Heim hatte. Sie wurde bekanntlich von einem halben Dutzend ehemaliger deutscher Unteroffiziere gebildet, die meist allerdings das kanonische Alter schon bedenklich überschritten hatten und, wie man wissen wollte, auch erst in Kapstadt aus abenteuernden Elementen angeworben worden waren. Ich habe nun diese Leute bei meinem zweimaligen Aufenthalte öfters gesehen und kann sagen, daß sie jederzeit nur einen günstigen Eindruck auf mich gemacht haben. Sie waren höflich und bescheiden, führten ein stilles Leben und wanderten Sonntags, mit dem Gesangbuch unter dem Arm, ganz ehrbar zur Kirche. Auch daß sie nicht hätten reiten können — was allerdings unter einem Volke von ausgezeichneten Reitern, wie es die Hottentotten sowohl als die Damaras sind, der größte Fehler sein würde, schien mir nur eine Erfindung der bösen Welt zu sein, die bekanntlich alles Glänzende zu schwärzen sucht, auch die blanken Knöpfe preußischer Korporale. Ich sah wenigstens verschiedene dieser Leute

öfters ganz tadellos durch den Ort sprengen oder da und dort vor einem Hause das Roß pariren und reglementsmäßig absitzen. Ja, am Abend fehlte selbst der Zapfenstreich, der in Form eines ganz fehlerlosen Trompetensignals wundersam durch die Stille der afrikanischen Wildniß tönte, nicht. Endlich war auch die Uniform nicht gerade unschön, wenngleich der etwas plumpe Helm und der wenig militärische Schnitt des Waffenrocks eine spöttische Natur leicht zu Vergleichen mit den ehemaligen Stadtsoldaten oder wenigstens einer kleinstädtischen Feuerwehr und Schützengilde bringen konnte. Indessen das alles sind doch Nebensachen, die ebensowenig an dem Fiasko, das man mit dieser Armada erlebte, Schuld waren, wie ihre geringe Kopfzahl. Man weiß ja, daß sie nur der Stamm, die Schule für eine aus den Eingeborenen anzuwerbende größere Macht sein sollten. Daß dieses nicht glückte, dadurch ist vornehmlich das Sedan bedingt worden, welches wir dort draußen kürzlich erlebten. Warum aber konnte das nicht glücken? Aus dem einfachen Grunde, weil jene Eingeborenen, die als Nomaden an das freie Leben der Steppe gewöhnt sind, wohl meist ganz gute Krieger, aber nicht so leicht in unserem Sinne, nach unserem strengen Exerzierreglement abgeben. Man hätte hier mit Europäern anfangen sollen, für die sich ja auch das Clima eignet und deren man, wie wieder die Erfahrungen bei den Werbungen Wißmanns zeigen, leicht Hunderte für solche Zwecke haben konnte. Allmählich würden sich dann auch die Landeskinder mit unserem Militärsystem befreundet haben, wie es bei einzelnen übrigens schon jetzt der Fall war. Ich sah wenigstens einmal einen Hereroneger in der deutschen Uniform, mit Helm, Aufschlägen und Seitengewehr, der in der That ein ganz schneidiges Aussehen hatte und meinen biederen Goslarer Bergleuten nicht wenig imponirte. Immerhin bleibt es eine großartige Niedertracht, daß der englische Eindringling den Eingeborenen einredete, diese Soldaten seien die besten, ja überhaupt die einzigen Truppen des Kaisers von Deutschland „denn", so soll er dabei argumentiert haben, „hätte er mehr und bessere, würde er sie schicken."

Wir wenden uns nunmehr dem Unterdorfe zu. Hinter uns liegt bald das geräuschvolle Treiben unserer jungen Landsleute da

draußen, im grellen Kontrast dazu zeigt sich dicht am Wege ein memento mori, ein Grab, das in dem „dunklen" Erdtheil, wo der Tod den Menschen so oft noch rascher antritt, als anderwärts, immer auch doppelt ernst stimmt. Das kleine, von einem Eisengitter umrahmte und mit einem Marmorkreuz gezierte Fleckchen Erde hier hat aber noch eine besondere Bedeutung, es ist die Ruhestätte des Missionars Kleinschmidt, eines der ersten und verdientesten Pioniere in diesem wilden Lande. Der Platz ist trefflich gewählt. Man sieht von hier hinab in das breite Swakopthal, das an dieser Stelle einen kleinen Hain von alten dickstämmigen und breitwipfligen Akazien trägt. Zwischen den letzteren schimmert eine blaue Wasserfläche, ein von den Eingeborenen gegrabenes geräumiges Bassin, welches stets von langgehörnten Rindern umgeben ist, die entweder ihren Durst stillen oder träge wiederkäuend auf dem grüngrasigen Boden liegen, das Ganze eine Idylle so friedlich, wie es das Leben des stillen Schläfers auf dem Uferhang oben war, der ohne Schwertstreich das Land eroberte.

Weniger harmlos sieht es auf der andern Seite unseres Pfades aus. Hier zieht sich parallel zur Flußrichtung eine lange Kette von steilen Felsklippen hin, treffliche natürliche Brustwehren, als welche sie auch schon längst von den Schwarzen benützt wurden, freilich nicht immer mit dem erhofften Vortheil. Hierzu nur einen ergötzlichen Beleg. An einer dieser wilden Zacken führt eine rohe, steile Treppe auf eine Art geräumige Zinne empor, um welche die Hereros eine Schutzmauer zogen. So war die Zitadelle von Otyimbingue fertig, und als eines Tages die Kunde kam, daß die Erzfeinde, die Hottentotten, im Anrücken begriffen seien, legte sich der kriegskundige Häuptling Elias mit einem Fähnlein Reisiger da oben auf Wacht. Indes, wie das auch anderwärts vorkommt, der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach. Als die Nacht niedersank, verfiel Elias sammt seinen Getreuen in tiefen Schlaf, der auch anhielt, bis in fahler Morgendämmerstunde, der im Lande beliebtesten Zeit für einen Ueberfall, plötzlich die Kugeln der Hottentotten über die kleine Festung hinwegpfiffen. Das erschreckte die ahnungslosen Schläfer dergestalt, daß sie ganz die Uneinnehmbarkeit ihres Aufenthaltes sowie

ihre Pflicht, von dort aus den Sturm der Feinde zu vereiteln, vergaßen und spornstreichs zu den Landsleuten im Orte hinunterliefen. —

Wenn wir im Unterdorfe angekommen sind, dürfte uns unter den dortigen Gebäuden die Kirche am meisten interessiren. Sie steht auf einem freien Platze und ähnelt völlig einer stattlichen Dorfkirche. Allerdings entbehrt sie des Turmes, doch hängen hoch und frei am Westgiebel die zwar kleinen, aber helltönenden Glocken, deren Schall bei der dünnen Luft des Landes weithin über den großen Ort und in die schweigsame Einöde ringsum hinaus klingt. Glocken haben im „schwarzen" Erdtheil überhaupt ein ganz besonderes Tönen. Sie reden deutlicher als alles andere von der weltüberwindenden Macht des christlichen Geistes, des Geistes der Liebe, die auch über die sprödeste Wildniß triumphirt. —

Als ich das erste Mal an diesem Gotteshause vorüberging, waren darinnen gerade eine ganze Menge frische Negerdirnen mit Fegen und Säubern beschäftigt, und sie walteten dieses ihres Amtes unter Kichern und fröhlicher Neckerei, wie es die Art der Wäscherinnen auch anderwärts ist.

Der nächste Tag war ein Sonntag. An einem solchen findet immer dreimal Gottesdienst statt, in den früheren Vormittagsstunden für die Europäer, darauf für die Hottentotten und zuletzt für die Neger. Ich schloß mich der Wallfahrt von geputzten und würdevoll einherschreitenden Menschen an, welche die erstgenannte Feier im Auge hatte. Das geräumige Schiff der Kirche war bald gefüllt und bot einen originellen Anblick. Auf den sauberen Sitzen gewahrte man mitten zwischen Herren im schwarzen Rock und modisch gekleideten Damen, den Angehörigen von Missionaren, Beamten und Händlern, unter denen sich, beiher bemerkt, manch wirklich schönes Gesicht befand, auch Männer und Frauen mit unverkennbarem Namatypus, die letzteren insgesammt mit reinlichen weißen Hauben oder bunten Kopftüchern versehen, zu denen sich noch als Nationaltracht weite, bauschige Röcke gesellten. Diese Eingebornen sind entweder wirkliche Hottentotten, die im Dienste von Europäern schon eine etwas vornehmere Art angenommen haben, oder mehr noch sogenannte Bastards, d. h. Menschen, die zwar nicht selbst mehr Mischlinge, wohl aber

Nachkommen solcher von holländischen Männern und hottentottischen Weibern in früherer Zeit erzeugter sind. Sie haben sich vielfach zu ganzen Stämmen, wie ein solcher beispielsweise den großen Ort Rehoboth, südöstlich von Otyimbingue, unter eigenen Häuptlingen bewohnt, verdichtet. In Otyimbingue nehmen dieselben in beträchtlicher Zahl namentlich den westlichen Theil des Ortes ein. Bemerkenswerther Weise halten sie sich, was eben auch dieser ihr Besuch des Frühgottesdienstes beweist, gern zu den Europäern, wie sie denn auch meist ihren Stammbaum bis zu den holländischen Ahnen hinauf ganz genau kennen. Einen fast komischen Eindruck macht es, daß man unter ihnen sogar noch viele Namen von altholländischen Adelsfamilien vertreten findet, deren jüngere Söhne wohl einst abenteuernd nach der ehemals ja im Besitz der Niederlande befindlichen Kapkolonie und von da weiter bis hier herauf gelangten. So nennen sich manche jener braunen Landeskinder noch „van Nell", andere „van Wyk" u. s. f.

Weniger um dieser Bastards willen, die außer holländisch auch noch das Nama-Idiom handhaben, als weil es die allgemeine Verkehrssprache Südafrikas ist, fand die, nebenher bemerkt, kurze und erbauliche Predigt in holländischer Sprache statt. Recht ansprechend war außerdem der Gesang, den die deutschen Missionare im ganzen Lande zu großer Blüthe entwickelt haben. Von rein musikalischem Standpunkte aus hörte ich allerdings noch lieber, als eine solche Gemeinde mit vorwiegend europäischem Charakter, immer die Hottentotten singen, nicht allein wegen ihrer ganz besonderen melodischen Stimme sowie ihres wahrhaft erstaunlichen musikalischen Talentes überhaupt, als wegen der ihrer Sprache eigenen Schnalzlaute, die auch beim Gesang nicht fehlen dürfen. Jedesmal, wenn im Text der Gesangbücher ein solcher seltsamer Konsonant vorkam, setzten a tempo alle Zungen an und es gab eine ganze Schnalzsalve, die sich etwa anhörte, als ob hundert Hasenklappern mit einem Schlage in Bewegung gesetzt würden.

Eine Orgel existirte leider nicht, doch war ein vorzügliches Harmonium vorhanden, welches auch von dem Lehrer der deutschen Schule meisterhaft gespielt wurde. Bei dem Schlußchoral sollte

meiner aber noch eine ganz besondere Ueberraschung warten. Auf der hohen Empore setzte plötzlich mit dröhnendem Schalle Blechmusik ein, und als ich meine Augen dahinauf richtete, bemerkte ich, daß die Künstler Neger waren. Nun, um Virtuosen zu sein, fehlte ihnen freilich noch recht viel, aber in solchen Fällen ist doch schon der gute Wille etwas werth.

Bei dem „Morgenschoppen", der, wenn ich das hier verraten darf, um die Mittagszeit in der traulichen Behausung eines Händlers von uns Deutschen eingenommen wurde, erhielt ich auch den Schlüssel zu dem Räthsel. In einem Gebäude nahe dem von einigen Dattelpalmen beschatteten Missionshause befindet sich — man staune — sogar eine Art Universität, ein Priesterseminar, welches die Aufgabe hat, junge begabte Eingeborene zu Predigern heranzubilden. Aus den Zöglingen dieser Anstalt setzte sich das schwarze Musikkorps zusammen, dessen Kraftleistungen wir zu hören Gelegenheit hatten.

Dieses dunkle Predigerkolleg sollte übrigens gerade mir noch zu einem recht erheiternden Abenteuer verhelfen. Eines Tages gehe ich durch den Ort. Da kommt mir ein Neger in einem sauberen, hellen Anzug entgegen. Der junge, intelligent aussehende Mann stutzt, als er mich erblickt, dann zieht er seinen Hut und ruft im besten Deutsch, ja sogar mit unverkennbarem Anklang an den Berliner Jargon: „Herr Doctor, ist es möglich, Sie hier?" Ich glaubte, zu träumen, und vermochte erst nach einiger Zeit zu erwidern, daß wohl weniger meine als seine Erscheinung auffällig sein müsse. Darauf er: „Wie? Kennen Sie mich wirklich nicht mehr? Waren Sie nicht so oft bei meinem ehemaligen Herrn, dem Major von Mechow, Winterfeldstraße 14, 3 Treppen?" Und nun setzte er mir weiter auseinander, wie er dort (in Berlin) eines Tages entlaufen und lange Zeit im Thiergarten herumgeirrt sei, bis ihn die Polizei aufgegriffen und, da er sehr marode gewesen, nach dem nahen Elisabethkrankenhaus gebracht habe. Von da wurde er nach seiner Heilung mit Rücksicht auf seine Fertigkeit in der deutschen Sprache und sonstige Anstelligkeit an die Rheinische Missionsgesellschaft abgeliefert und diese wieder sandte ihn zu weiterer Ausbildung in das Otyimbinguer Institut.

Ich nahm den liebenswürdigen Menschen mit nach meinem Quartier und verplauderte dort ein Stündchen mit ihm. Wir kamen dabei auch auf Damaraland im Allgemeinen zu sprechen, und äußerte er u. a.: „O nicht wahr, droben bei uns ist es doch viel schöner als hier!" Er meinte mit dem Vergleichsobjekt, welches er im Auge hatte, das äquatoriale Afrika, aus welchem ihn Herr von Mechow seiner Zeit bei Gelegenheit seiner großen afrikanischen Reise mit nach Europa nahm. Da der junge Mensch weiter auch wußte, daß ich im Binnenlande von Kamerun gewesen war, so glaubte er in der angegebenen Weise sich mit mir gewissermaßen als einem Landsmann von ihm zusammenfassen zu dürfen. —

Um noch einmal auf das Predigerseminar zurückzukommen, so dürfte für die Wahl Otyimbingues wohl der Umstand ausschlaggebend gewesen sein, daß hier 2 Missionare stationirt sind, von denen der eine den Rang eines Superintendenten erhielt. Beide Herren treiben, gleich den meisten ihrer Collegen, neben ihrem priesterlichen Amte auch noch nützliche Nebenbeschäftigungen. Der eine hat höchst werthvolle Studien über die Hererosprache veröffentlicht, während der andere die Funktionen eines Arztes ausübt, an welchem es zur Zeit in der jungen Colonie noch gänzlich fehlt. Wie man sagt, ist der geistliche Herr in der That ein recht geschickter Operateur, doch laufen daneben, wie bei jedem unvollkommen ausgebildeten Schüler Aeskulaps, wohl auch noch manche Absonderlichkeiten mit unter. Beispielsweise bediente er sich in der Zeit meiner Anwesenheit zur Heilung eines Karfunkels, an welchem ein Landsmann litt, frischen Ochsendüngers, den er für das zugkräftigste aller Pflaster erklärte. Er wandte diesen unappetitlichen Umschlag ohne irgend eine isolirende Umhüllung selbst noch an, als das Geschwür schon aufgegangen war, wogegen ich im Interesse der Verhütung einer Blutvergiftung energisch protestirte.

Ich erwähne dieser kleinen Episode nicht nur zum Beleg dafür, wie vieler selbst unbedingt nöthiger Dinge die Leute in solchen Landen noch entbehren, sondern auch, um damit die Frage der Anstellung eines Arztes im südwestafrikanischen Schutzgebiete, welche doch schon die Unterhaltung eines Reichskommissariats daselbst nahe legen sollte, anzuregen, indem ich dabei noch betone,

daß auch in dem englischen Walfischbai ein Jünger der Heilkunde nicht zu finden ist.

Von dem Klerus gehen wir nun zu der Laienwelt von Unter-Otyimbingue über, zumal zwischen beiden Elementen insofern ein Zusammenhang stattfindet, als sämmtliche dortselbst ansäßige Deutsche durch die Rheinische Missionsgesellschaft, welche früher auch Handel trieb, dahin gezogen wurden. Die hervorragendste Rolle unter diesen alten Damaralandcolonisten spielt der jedem Reisenden, welcher in jenem Theile Afrikas sich aufhielt, wohlbekannte Herr Hälbig, eine Art Faktotum oder Universalgenie, der zugleich Schnittwarenhändler und Hufschmied, Viehhändler und Ochsenwagenfabrikant ist, und jetzt ein Pferd beschlägt, um alsbald darauf eine Uhr zu repariren, eine Vielseitigkeit, wie sie ja das Leben in unzivilisirtem Lande leicht erzeugt. Herr Hälbig leistet aber sogar noch mehr. Neben seiner friedfertigen Eigenschaft als Kirchenältester nimmt er auch unter allseitiger Anerkennung seitens der Dorfbewohner, der Weißen wie der Farbigen, den hohen Rang eines Platzmajors oder Oberstkommandirenden im Orte ein, weniger allerdings wegen besonderer militärischer Fähigkeiten, als weil er der Besitzer eines richtigen Festungsturmes ist, der sich am Ende des von ihm bewohnten, ausgedehnten und an sich schon festungsartigen Gebäudekomplexes erhebt. In diesem Bollwerke lagern die Munitionsvorräthe des Dorfes, und von seinem platten Dache aus wurden wiederholt die einen Ueberfall versuchenden feindlichen Hottentotten durch wohlgezielte Kugeln zurückgescheucht. Bei ähnlichen Gelegenheiten erschien dann das Haus des Herrn Hälbig immer auch in ein Asyl für wehrlose Frauen und Kinder, wie in eine Kaserne für die schwarzen Streiter verwandelt. Die Letzteren erwiesen sich allerdings in den Stunden der Gefahr nicht immer besonders todesmuthig. Herr Hälbig erzählte mir selbst, daß er einmal einen Damarakrieger unter dem Tisch, ein andermal einen solchen mit seiner langen Schmiedezange aus dem Backofen hervorholte, wohin derselbe sich aus Angst vor den einschlagenden Kugeln verkrochen hatte.

Ein Besuch des Hälbigschen Verkaufsladens, in welchem wir am Contorpult einen richtigen Buchhalter und auf Regalen wie in Kisten und Kasten alle möglichen Importwaren finden, vom edlen Mokka

und dem indischen Reis bis zur Kartoffel und der Bohne, von der englischen Scheere bis zum einfachen Nagel, vom Anzug nach europäischem Schnitt bis zu der blauen Leinwand für den Lendenschurz herab, — wie nicht minder ein Gang durch die mächtige Schmiede mit den rußigen Gesellen und durch die Stellmacherwerkstatt, in welcher die besten Ochsenwagen, die man haben kann, hergestellt werden, vermag uns leicht davon zu überzeugen, wie weit es ein thätiger und intelligenter Mann selbst in einem scheinbar so wenig verheißenden Lande, wie es das Damaragebiet ist, noch bringen kann. Leider nur hat Herr Hälbig, ebenso wie der andere unfern wohnende und gleichfalls bedeutende Händler Redecker, durch wiederholte Beraubung seitens der Hottentotten, die dem großen, festen Ort zwar noch nie etwas Ernstliches anhaben konnten, wohl aber öfters das außerhalb desselben weidende Vieh wegtrieben, schwere finanzielle Schädigungen erlitten, wobei ich jedoch im Interesse der Gerechtigkeit nicht versäumen will, zu bemerken, daß wenigstens der vielverrufene Namahäuptling Hendrik Wittboy noch nach jedem Raubzug den Europäern, die zu ihm kamen und ihre Rinder oder Pferde reklamirten, dieselben anstandslos zurückgab und nur das, was Eigenthum der Neger war, behielt.

Für den Reisenden hat das Hälbigsche Heim noch insofern Bedeutung, als er daselbst für mäßigen Preis Wohnung und Beköstigung finden kann, was nach einer etwaigen längeren Fahrt durch das im übrigen so unwirthliche Land und allen dabei ausgestandenen Leiden sicher hochwillkommen erscheint. Haus Hälbig ist somit eine Oase in der Wüste. Und welche ganz besonderen Genüsse außer einer reichlichen und trefflich zubereiteten Hausmannskost findet man da nicht! So u. a. delikates Rauchfleisch, das dem besten Hamburger nicht nachsteht, welches man jedoch so bereitet, daß man das frische Rindfleisch in lange Streifen schneidet, einsalzt und es dann wie Wäsche über die Leine hängt, woselbst es bald eintrocknet, ferner das schon erwähnte Brod aus einheimischem Getreide, selbstverfertigte frische Butter, selbstgezogenen Salat, Gurken und andere Gemüse nebst Erdbeeren und sogar Obst, alles Dinge, die man auf einer Binnenlandreise nur zu sehr entbehrt und im Innern des schwarzen Erdtheils nicht so leicht wiederfinden dürfte. Dazu die prachtvollsten Blumen aus dem

Gärtchen vor dem Hause und — als das Beste von allem — das entgegenkommende, freundliche, fürsorgliche Wesen der lieben Leute, bei denen man bald wie mit zur Familie gehörig, behandelt wird.

Das letztere zeigt sich auch darin, daß man zu den allabendlichen Hausandachten eingeladen wird, die unter Harmoniumklang hier in jedem deutschen Hause von dem Hausvater im Kreise der Seinen und selbst der farbigen Dienerschaft abgehalten werden. Und wer, der unter diese wackeren Leute kommt, sollte ihre fromme Sitte nicht wenigstens ehren! Legt doch schon ihr langjähriger Aufenthalt in einer so wilden Umgebung, unter Gefahren allerlei Art, Zeugniß davon ab, daß es nicht Furcht und Feigheit ist, wenn sie ihre Hände falten und ihre Augen zu einer höheren Welt emporrichten. —

Außer den bisher erwähnten Europäern finden wir in Otyimbingue immer noch einige andre, die daselbst nur vorübergehend weilen. Es sind dies Händler, nebenbei bemerkt zumeist ebenfalls deutscher Abkunft, welche sich mit Viehexport befassen. Sie kommen von der Küste her mit ganzen Zügen schwer beladener Ochsenwagen an und auf die Kunde davon strömen bald von allen Seiten Eingeborene mit ihren Rindern nach der kleinen Metropole, um gegen die letzteren allerhand Waaren einzutauschen, darunter namentlich Zeuge, Geräthschaften, dann Reis, Kaffee, Zucker, Salz, Mehl, Taback und — nicht als Parfüm, sondern als Ersatz für Spirituosen, deren Einfuhr von den Engländern sehr erschwert wird, — Eau de Cologne, die in der That einen der gangbarsten Artikel darstellt. Haben in solcher Weise jene Händler nach einigen Wochen oder Monaten mehrere hunderte, wenn nicht gar tausende der gehörnten Wiederkäuer beisamen, so treiben sie dieselben nach Kimberley oder selbst nach Transvaal. Sie erzielen dabei einen guten Gewinn, denn der Einkaufspreis eines Schlachtochsen beträgt in Damaraland in der Regel 20—25 Mark in Waare, was für den Händler nur 10—15 Mark in Geld bedeutet, während an den eben gedachten Bestimmungsorten der Thiere 150—200 Mark für je ein Stück derselben gezahlt werden. Allerdings geht auf der sechs- bis achtmonatlichen Reise meist eine größere Anzahl von ihnen verloren und die Händler riskiren sogar das eigene Leben. Muß doch die furchtbare Kalahariwüste durchschritten werden,

wo bekanntlich das Wasser oft so rar ist, daß man es durch ortskundige Buschmänner mittelst langer Röhrchen aus dem Boden saugen läßt, um dann die durch den Mund dieser Leute in ein Gefäß entleerte Masse als Getränk zu benutzen. Mehrmals giebt es sogar für die Dauer von zwei bis drei Tagen überhaupt keine Spur des erquicklichen Nasses. Die Durchquerungen Afrikas, welche jene unsere Landsleute dergestalt ausführen, nicht einmal nur, wie unsere berühmten, wissenschaftlichen Pioniere, nein, oft und immer und immer wieder, würden bei uns sicher als Großthaten ersten Ranges angestaunt werden, während die Händler selbst davon sprechen etwa wie wir hier von einer Fußwanderung durch Thüringen, und beispielsweise den von eigentlichen Forschern noch so selten berührten Ngamisee im Herzen von Südafrika in der Unterhaltung so nebenher als Durchgangsstation oder Haltepunkt erwähnen. Otyimbingue aber, das an sich so unbedeutende Städtchen, erhält durch diese eigenartige Handelsbewegung den Charakter eines wichtigen und belebten Karawanenstapelplatzes, wie es denn in der That auch neben dem unfernen Okahandya der letzte größere Ort vor der genannten Wüste ist.

Man sieht, schon das europäische Element da draußen bietet Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. In ungleich höherem Grade gilt dies aber natürlich bezüglich der eingeborenen Bevölkerung. Dieselbe wird in Otyimbingue vorzugsweise von den Hereros repräsentirt, deren ungefähre Südgrenze gegen das hottentottische Volksthum der Swakop bildet. Neben Okahandya, der Residenz des Oberhäuptlings Mahahero, und Omaruru, dem, wie es scheint, größten Platze des gesammten Landes, ist der Ort in numerischer Hinsicht sogar eins der Centren des Damaragebietes. Es mögen wohl mehrere hundert Schwarze daselbst ihren Wohnsitz haben.

Was die Art derselben anlangt, so wurde von ihrem, namentlich im Vergleich zu den Hottentotten, wenig kriegerischen Wesen bereits gesprochen. Eine weitere unangenehme Eigenschaft, die bei der eben genannten gelben Rasse gleichfalls sehr zurücktritt, muß ihre Bettelei und Zudringlichkeit überhaupt heißen. Keinen Augenblick ist man sicher vor ihnen. Namentlich die Repräsentanten der Honoratiorenwelt belagern, ohne der ehrwürdigen alttestamentlichen Namen, welche

sie tragen, eingedenk zu sein, den ganzen Tag, von früh bis abends das Haus, in dem man sich aufhält, und kaum ist eine Gruppe glücklich abgeschoben, so drängt sich schon eine neue herein, und nun sitzen sie da auf den Stühlen und mustern mit ihren großen schwarzen Augen das Zimmer und alles und jegliches darinnen, schärfer, als der unnachsichtigste Zollbeamte. Wehe, wenn sie dabei eine Flasche oder auch nur etwas Flaschenähnliches, ja selbst etwa ein Glas entdecken! Sie bleiben dann mit der Beharrlichkeit eines Säulenheiligen auf ihrem Beobachtungsposten, bis man endlich, um sie nur los zu werden, doch einen Trunk einschenkt. Ein erfahrener Reisender läßt vor ihnen nicht einmal die Tintenflasche stehen, da sie in Bezug auf alles, was einen Stöpsel trägt, Verdacht schöpfen.

Wie oft man hier in der unverschämtesten Weise angezapft wird, dafür nur ein Beispiel. Ich war noch nicht eine Stunde in Otyimbingue, da klopfte es auch schon, und herein bewegte sich eine schwarze Gestalt, die, nachdem sie ganz höflich den Hut gezogen, mir wie einem alten Bekannten die Hand schüttelte und sich darauf mit freundlichem Grinsen als den „Kapitän" des Ortes — so nennen sich die Häuptlinge überall in ganz Südafrika — Elias mit Namen vorstellte. Ich sprach natürlich gleichfalls höflich meine Freude aus, einen so „großen" Mann zu sehen. Aber mit einer solchen platonischen Liebe war der schwarzen Hoheit wenig gedient. Er äußerte schließlich mit verschmitzter Miene, daß ich unter meinen vielen Waaren doch gewiß auch etwas zu trinken haben werde, und bat, nachdem ich ihm ein Glas Wein eingeschenkt hatte, gleich um eine ganze Flasche. Als ich ihm auch diese gegeben, wußte er noch eine Flanelljacke zu erpressen, bis ich seiner Begehrlichkeit endlich ein kategorisches „Stop" entgegensetzte. Das Schönste war, daß bald darnach ein anderer erschien, der ebenfalls das Oberhaupt des Ortes sein wollte und daraufhin die Verabfolgung von Gastgeschenken beantragte. In der That war dieser Mensch, der den Namen Zacharias trug, der eigentliche Häuptling, indes da er an einer gewissen, selbst für diese Naturkinder etwas zu auffälligen geistigen Beschränktheit litt, hatte man ihm seinen Bruder Elias als eine Art Regenten substituirt. Zum Betteln war er freilich, wie ich

sehen mußte, nicht zu dumm. Natürlich wiederholten die beiden Würdenträger ihre gütigen Besuche noch oft und brachten später auch ein rasch anwachsendes Gefolge mit. Daß Geben seliger ist als Nehmen, scheinen darnach die Missionare, die sonst so viel im Lande ausrichteten, ihren dunkelhäutigen Beichtkindern noch nicht beigebracht zu haben.

Theilen aber diese üble Angewohnheit die Hereros mit allen übrigen Negerstämmen Afrikas, so sind sie doch den meisten derselben in verschiedener Beziehung weit überlegen. Dies schon in ihrer äußeren Erscheinung. Keine andere schwarze Rasse kann sich eines so hohen, schlanken Wuchses rühmen, selbst die Weiber inbegriffen, und zwar ist die ungewöhnliche Körperlänge so allgemein, daß auch nur Mittelgröße kaum vorkommt. Ferner gehen diese Hereros alle vollständig bekleidet, manche Vornehmeren sogar in stutzerhafter Weise, und ebenso haben sie durchgängig ein manierliches, freundliches Wesen, das sich nur etwa in der Trunkenheit oder infolge von Aufhetzungen, wie dies jüngst geschehen, in Frechheit und rohe Art verkehrt. Besonders rühmend ist aber ihrer nutzbringenden Thätigkeit zu gedenken. Allerdings findet man bei ihnen keinerlei Spuren einer besonderen einheimischen Industrie, außer etwa dies, daß sie Ochsenhäute an Baumästen aufhängen und dann mittels eines unten angebrachten Holzes wie mit einem Göpelwerke strickähnlich so lange zusammendrehen, bis das Fell alle Feuchtigkeit und Fette verloren hat und an der Sonne vollends getrocknet werden kann. Dafür sind sie jedoch, wie bekannt, wahre Meister der Viehzüchtung. Auch die Neger von Otyimbingue halten in sogenannten Werften nach Hunderten und selbst Tausenden zählende Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen. Diese Kraale liegen theils meilenweit entfernt, so daß immer ein gut Theil der Bewohner des Ortes auswärts weilt, namentlich in der Trockenzeit, theils befinden sie sich aber auch in nächster Nähe. In letzterem Falle treibt man die Thiere am Abende aus Furcht vor schweifenden Hottentottenbanden in große, mit mannshoher Lehmmauer umgebene Einfriedigungen, die sich mitten im Dorfe befinden und das Aussehen von Redouten haben, als welche sie in der That bei feindlichen Einfällen auch schon oft benützt wurden.

Wie man weiß, hielten die Hereros bis vor kurzem diese großartigen Viehmassen eigentlich nur zum Ansehen, „zum Staat", wie man sagt. Lediglich die Milch wurde benützt, und zwar zur Bereitung der sogenannten Dickmilch, eines der Hauptnahrungsmittel im ganzen deutschen Schutzgebiet. Nebenbei bemerkt, versteht man, aus derselben durch weitere Gährung sogar ein schwach berauschendes Getränk zu fabriziren. Auch das Fleisch der Thiere als Speise zu verwenden, dazu konnte man sich jedoch früher hier nur entschließen, wenn eins derselben an Altersschwäche starb oder infolge des Todes eines Häuptlings oder sonstigen Vornehmen die von demselben bei Lebzeiten zu diesem Zwecke auserlesenen und besonderen Vertrauten zum Hüten übergebenen, je nach dem Rang des Abgeschiedenen 50—80 Köpfe zählenden Totenopferstiere, die „Omacho", der Sippe des Letzteren den üblichen Leichenschmaus liefern mußten. Ebenso fand ein Verkauf höchst selten statt. Neuerdings hat sich dies doch sehr geändert, und gerade die Hereros von Otyimbingue vertreten als die Aufgeklärtesten den Fortschritt und betreiben einen schon recht lebhaften Viehhandel.

Daneben haben diese krausköpfigen Burschen — und dadurch unterscheiden sie sich auch einmal zu ihren Gunsten von den Hottentotten — große Neigung und Befähigung zum Ackerbau und zur Gärtnerei. Von ihren Getreidefeldern war schon die Rede. Sie erzielen aber auf gleichfalls im Flußbette des Swakop angelegten, sauber gehaltenen Beeten, die sie mittelst alter Töpfe, Flaschen, Blechbüchsen u. s. w. aus aufgegrabenen Brunnen bewässern, auch vortreffliche Gemüse in Menge, so Salat, Zwiebeln, Gurken, Kartoffeln, Erbsen u. a. m.

Endlich will ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß sich sogar Anfänge einer Dichtung unter ihnen finden, namentlich auf das Thierleben bezügliche Erzählungen mit heiterer, satyrischer Tendenz. Ich gebe hier eine solche, die mir gerade auch in Otyimbingue überliefert wurde.

Nahe beim Orte tauchte einst ein Löwe auf. Alle Welt war entsetzt, lange wußte Niemand zu sagen, wie man den gefährlichen Burschen unschädlich machen könne, bis endlich einige Schlauberger

vorschlugen, daß man ein Haus aufheben und über die Bestie stülpen möge, um sie so gefangen zu nehmen. Gesagt, gethan, die Hütte wird wirklich bis zum Schlupfwinkel des Ungeheuers geschleppt; aber die Träger haben sich aus Versehen auf der Innenseite plazirt, so daß sie, als das Gebäude niedergelassen war, selbst mit gefangen sind. Zu ihrem Unglück, oder richtiger Glück hatten sie jedoch mit ihrer sauren Mühe nicht einmal ihr Ziel erreicht, denn als sie sich in ihrem Kerker voll Schrecken umschauten, zeigte es sich, daß sich der Löwe aus dem Staube gemacht hatte.

Wer sollte bei ähnlichen poetischen Erfindungen nicht an unsere lustigen Geschichten von den Schildbürgern und dergleichen denken müssen! —

Fast gar nicht ist in Otyimbingue infolge des herrschenden Vernichtungskrieges zwischen den beiden Hauptnationen des deutschen Schutzgebietes, den Hereros und den Hottentotten, dieses letztere Element vertreten. Indes gerade die vorhandenen wenigen Exemplare beweisen unwiderleglich, welch' wahrhaft erstaunliche Veredlung bei dieser interessanten Rasse erreicht werden kann. Hierfür nur ein Beispiel. Der schon genannte Herr Hälbig hat in seinem Dienst als eine Art Hausmädchen eine junge Hottentottin, die allgemein mit „Fräulein Josephine" titulirt wird. Sie verdient aber diese modern-europäische Bezeichnung auch vollständig, denn sie spricht das Deutsche meisterhaft, ist so trefflich gebildet und hat ein so gewandtes wie gleichzeitig anständiges Benehmen, daß noch jeder, der mit ihr in Berührung kam, vergaß, daß er ja eigentlich eine sogenannte Wilde vor sich habe, und sie unwillkürlich ganz so wie seines Gleichen behandelte. Das junge Mädchen versteht sogar recht gut, Harmonium zu spielen. Mag sie auch mit alledem unter ihren Landsleuten als große Ausnahme dastehen, so dürfte doch wenn irgendwo hier „die Ausnahme die Regel machen" und diese Hottentottenmaid uns eine Bürgschaft für die Kulturfähigkeit des ganzen großen Stammes gewähren. —

Mit einem landschaftlichen Bilde habe ich angefangen, mit einem solchen will ich auch schließen. Otyimbingue steht auf einer Sandfläche, die so kahl ist, als sei sie mit einem Rasirmesser geschoren.

Jedoch wenn die Regenzeit erscheint, wenn die ersten Tropfen gefallen sind, erwacht das spröde Erdreich aus seinem Totenschlafe wie Dornröschen unter dem Kuß des Fürstensohnes, und nach wenig Tagen ist der ganze Plan in eine blumige Wiese verwandelt, auf der das Vieh weidet, Kinder sich tummeln und emsige Bienen ihre Süßigkeit sammeln.

Es schlummern Lebenskeime in dem armen Lande; deutsches Volk, laß Dir das gesagt sein!

Unter senkrechter Sonne.

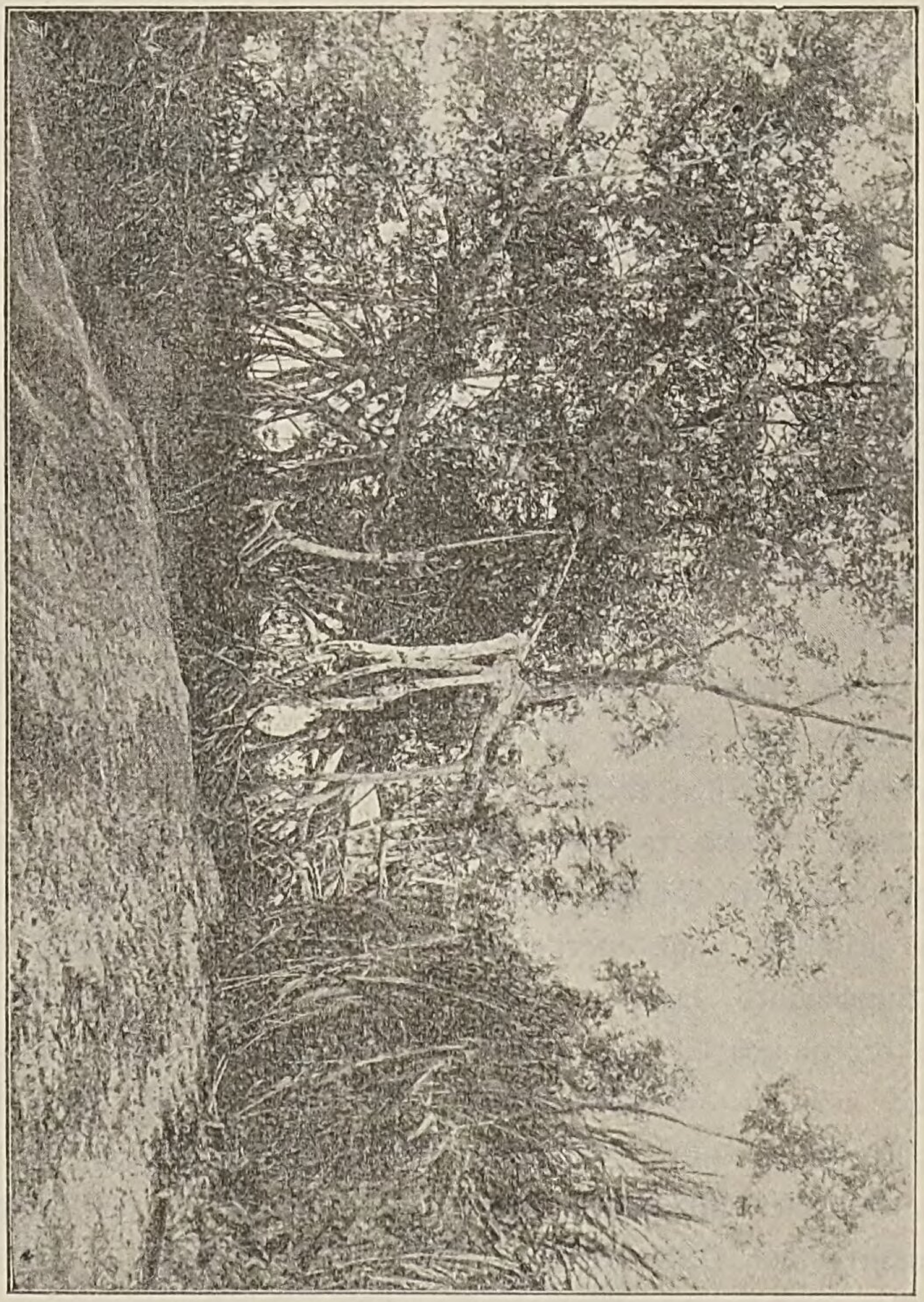
Urwalds-Wanderungen in West-Afrika.

Es wird erzählt, daß einst, im großen Kriege von 1870, die französische Flotte auszog, um Hamburg zu bombardiren, daß dieselbe aber dann sehr enttäuscht war, als sie die berühmte Seestadt nicht, wie erwartet, am Nordseegestade auffand. Die guten Nachbarn dort im Westen, deren starke Seite die Geographie kaum sein dürfte, wußten eben nicht, daß die gewaltige Hansametropole keineswegs am offenen Meere, sondern noch viele Meilen landeinwärts am breiten Elbstrome ihren Platz erhalten hat.

Leicht könnte es mit Kamerun einem künftigen Feinde der jungen deutschen Colonie ebenso ergehen, denn der dortige Hauptplatz liegt gleichfalls nicht direct am atlantischen Ocean, sondern bereits im Binnenlande, mehrere Meilen aufwärts an dem Gewässer, das nach der ganzen Colonie schlechtweg Kamerunfluß heißt. Und ganz ähnlich wie bei der Elbe in der Nähe von Kuxhafen, ist auch hier die Mündung ziemlich verschwommen und undeutlich, nur mit dem dem einzigen Unterschiede, daß, wo bei uns, in den nordischen Gewässern, die Weide sich breit macht, an den Küsten von Kamerun die Tropenpflanze der Mangrove wuchert.

Dieselbe, eine Art Amphibium unter den Gewächsen, führt einen wahren erbitterten Krieg mit dem unermeßlichen Meere. Auf ihrem hohen Wurzelgestelle watet sie wie auf Stelzen immer weiter im seichten Uferwasser vorwärts, indem sie ihre Ausläufer sich wieder

niedersenken und festen Fuß fassen läßt. So gewinnt sie langsam zwar, aber sicher dem sonst so landgierigen Ocean unaufhörlich mehr Terrain ab und ihr, der unansehnlichen Pflanze, ist es zuzuschreiben, daß das gewaltige Massiv des schwarzen Continents allmählig



Mangrovengebüsch an der Küste von Kamerun.

andere Contouren erhält, in seinen ursprünglich in so scharfen Linien gegebenen Umrissen verschwommener wird.

Wir finden die merkwürdige Landbildnerin, die übrigens auch in den Tropengegenden anderer Welttheile vorkommt, überall, wo

Afrika Flachküsten aufzuweisen hat, nirgends aber doch, etwa die weitverzweigten Nigermündungen ausgenommen, in so enormer Ausdehnung, wie an den Ausflüssen des Kamerunstromes. Ganze deutsche Fürstenthümer ließen sich formen aus den schier unermeßlichen Sümpfen, welche die Pflanze dort geschaffen.

Stundenlang gleitet der Dampfer, der uns aus Europa herbeigetragen, an den langweiligen, matt grüngrauen, dazu meist noch von schweren Dünsten überlagerten Buschmassen hin, ehe sich ein Eingang in diese feuchte Wüste, diesen Riesenschwamm zeigen will. Endlich öffnet sich ein schmaler Canal, doch derselbe ist keineswegs so harmlos, wie er erscheint. Durch eine tückische Sandbarre wird er, für das Auge nicht bemerkbar, nahezu völlig verlegt. Nur eine schmale Spalte ist geblieben, die jedoch von dem launischen Strom häufig verändert wird. Deshalb bedürfen wir eines Lotsen zur Einfahrt. Der Kanonenschuß kracht hin über die stillen Gewässer und wenig später schwingt sich ein robuster Neger über Bord. Derselbe ist auch gleich ein Beweis dafür, was da draußen in wildfremdem Lande die Cultur und zwar vorzugsweise deutsche Cultur bereits geleistet hat. Denn der Mann trägt nicht nur vollständig moderne Kleidung, trinkt auch nicht blos ganz kunstgerecht das ihm dargereichte deutsche Bier, sondern er debütirt selbst mit einem ganz deutschen „Guten Morgen" und spinnt dann sogar die Unterhaltung in derselben Sprache weiter. Dabei führt er uns mit sicherer Hand durch die Strudel und Untiefen und alsbald liegt das offene Meer, auf dem wir nicht weniger als 30—40 Tage zugebracht, hinter uns und wir treiben auf der afrikanischen Elbe, dem Kamerunflusse.

Ja wahrlich, derselbe darf sich wohl mit jener seiner nordischen Schwester messen, denn hier, in seinem untersten Laufe, ist auch er meilenweit ausgedehnt und an manchen Stellen kaum noch zu übersehen. Nur das bunte Leben auf dem Elbstrome, die Menge der keuchenden Schlepper und hochmastigen Segler, fehlt hier, einsam und unbelebt stellt sich die unermeßliche Oberfläche der trübgelben, rauschenden und gurgelnden Wassermasse dar, ein echt afrikanisches Bild. Doch halt, dort zur Seite, auf einer schmalen, weit vorspringenden, flachen Landzunge liegt als Analogon zu Kuxhafen

wenigstens eine kleine Ansiedlung, ein Holzhäuschen, vor welchem sich — ein wahres Wunder in Afrika — eine wirkliche Wiese mit weidenden Schafen und Ziegen sowie gackernden Hühnern hinzieht, während im Rücken sich wieder der Mangroven-Urwald anschließt. Das ist Kaiser-Wilhelmsbad auf Kap Swellaba, so benannt nicht etwa zum Spott, sondern in vollstem Ernste und mit wahrer Berechtigung. Denn hier, wo man sich, so zu sagen, mitten im feuchten Elemente befindet, wo man auf der einen Seite den Riesenfluß, auf der anderen den freien Ocean hat, pflegt die Luft doch noch erheblich frischer zu sein, als droben im eigentlichen Kamerun, und darum kommen aus dem letzteren fortwährend fiebergeplagte Menschen, Kaufleute, Beamte und Seeofficiere, um sich daselbst zu erholen. Der Aufenthalt ist auch verhältnißmäßig angenehm und es fehlt selbst an Zerstreuungen nicht. Man kann im Meere baden, im Flusse angeln und im Walde jagen. Namentlich bieten die Schildkröten dem Nimrod Gelegenheit zur Befriedigung seiner Leidenschaft. Exemplare von 6 und 8 Centner Gewicht entsteigen in stiller Nachtzeit dem feuchten Elemente, um ihre beiläufig sehr schmackhaften Eier in den Sand des Strandes zu legen. Verharrt man dann, auf dem letzteren postirt, thunlichst unbeweglich, so vermag man schließlich dicht vor seinen Füßen mittelst eines Kugelschusses die Beute zu erjagen. Ungleich aufregender, aber auch weniger harmlos ist der Kampf mit anderem Gethier, das in diesem neuesten aller Seebäder vorkommt. Häufig tönt hier, wenn es finster geworden, das seltsame Trompeten des Elefanten durch die einsame Natur, Leoparden miauen dicht vor dem Hause und Pinselohrschweine — so genannt, weil sie an den Ohren lange Haarbüschel tragen — wühlen gar unter entsetzlichem Grunzen zwischen den Pfählen herum, auf denen das leichte Gebäude steht.

Doch wir dürfen uns bei dem kleinen Eldorado nicht länger aufhalten, da ja unser Ziel das große, unbekannte Innere des Landes ist. Darum eilen wir mit unserem Dampfer weiter. Noch mehrere Stunden umgibt uns die traurige Mangrovewüste, in welche nur aus weiter Ferne der gigantische Kamerunberg mit seiner dreizackigen Felsenkrone hereinschaut, falls er es — wie er häufig tage- und

selbst wochenlang thut — nicht vorzieht, sich hinter den Nebelmassen zu verbergen, die den unermeßlichen Küstensümpfen entsteigen.

Ganz unvermittelt kommt schließlich Leben in die Landschaft. Uns zur Rechten steigt ein niedriger Rücken am Flußufer auf, der als fester Boden auch sofort eine ganz andere Pflanzenwelt zeigt, als die morastige Niederung ringsum. Da ragen ungeheure Eriodendren, welche der Engländer wegen der baumwollartigen Flocken, die sie während der Blüthezeit ausstreuen, Seidenbaumwollbäume getauft hat, in die Luft, mit der feinen Verästelung der riesigen Krone ein wahres Drahtnetz darstellend, darunter stehen schlanke Palmen und buschige Bananen mit ihren einzigartigen, breiten, langen, saftigen Blättern, über die Abhänge der üppigen Höhe aber laufen noch blühende Schlinggewächse, riesige Farren und duftende Büsche bis zum Flusse nieder.

Die Reize des kleinen Paradieses zu vervollständigen, schimmern mehrfach weiße, zum Theil ganz stattliche Gebäude aus dem Dickicht, darunter das fast schloßähnliche Missionshaus und das Palais des deutschen Gouverneurs. Auf letzterem weht, dem Entzücken jedes Deutschen, der hierherkommt, die Krone aufzusetzen, die deutsche Flagge; die schwarz-weiß-rothe Trikolore über dem leuchtenden tropischen Blättermeere — fast möchte man bei diesem Anblicke wieder das bekannte Wort des greisen Kaisers Wilhelm hervorholen: „welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!"

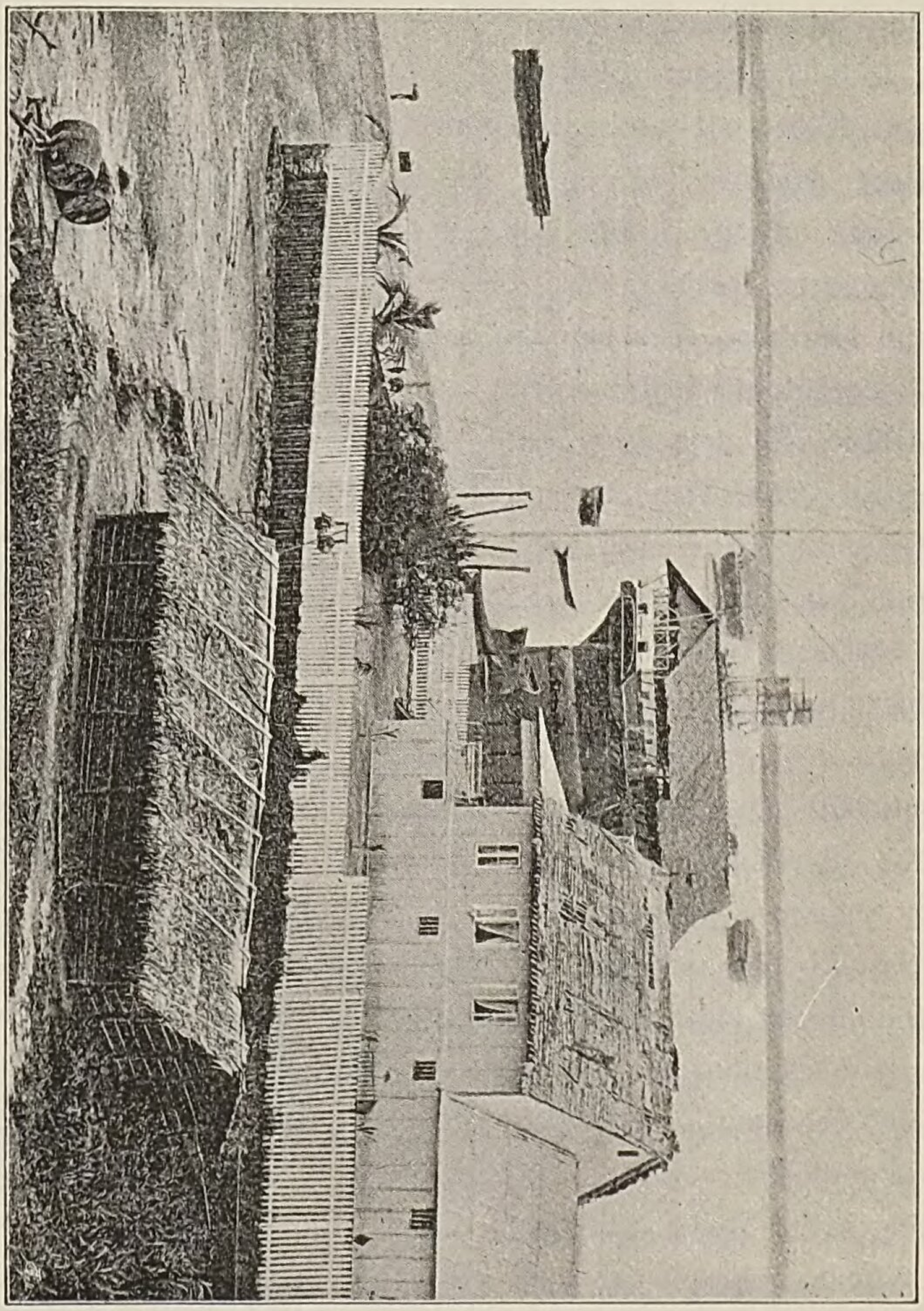
Dieselbe Flagge tritt uns jetzt aber auch auf dem Flusse drunten entgegen, denn da entfaltet sich ebenfalls plötzlich ein reges Treiben. Unweit von einander liegen in stolzer Ruhe zwei deutsche Kriegsschiffe, hier stationirt seit der Besitznahme des Gebiets durch Deutschland. Die blanken Geschützrohre blicken ernst hinüber zum Land, wo ihre Granaten und Kartätschen einst, bei dem bekannten Aufstand, eine Sprache redeten, die den entsetzten Schwarzen noch heute in den Ohren klingt. Aber um die finsteren Schlünde herum hantiren muntere Bursche mit blauen Augen und Flachshaar, „unsere Jungens", deutsche Commandorufe erschallen vom hohen Bord und deutsche Weisen klingen von da in den afrikanischen Urwald hinein. Gleichzeitig bemerken wir in der Nähe meist ein oder zwei Handelsdampfer und

einige Segelschiffe, gewöhnlich deutsche, englische oder wohl auch amerikanische. Dazwischen tummeln sich, wie Lämmer zwischen Schafen, allerhand Kähne, theils solche von europäischem Schnitt, in welchen, gerudert von nett uniformirten Schwarzen, auf eleganten, bunten Polstern vornehme Weiße, kenntlich am Sonnenhelm von Kork, sitzen, theils solche von einheimischer Arbeit, plumpe Nachen, in welchen Landesproducte, Schlachtvieh, Eier, Bananen, Orangen, die, nebenbei bemerkt, hier zu Lande grüne Schalen auch nach der Reise behalten, Fässer mit Palmenöl, dem bedeutendsten Ausfuhrartikel, Säcke mit Palmenkernen, Nutzhölzer, wie Ebenholz, Gelbholz, africanisches Mahagoni u. s. w., sowie Elfenbein nach den Factoreien oder zu den Schiffen transportirt werden. Bezüglich der letztgenannten Waare sei erwähnt, daß noch Elefantenzähne von 1—2 Centner Gewicht und einem Werth von 1000—2000 Mark vorkommen. Vor einiger Zeit schlug ein Boot mit einem derartigen Prachtexemplar um, das nun wohl für immer im Schlammboden des durchschnittlich 40—60 m tiefen Stromes begraben liegen wird. Neben den eben erwähnten primitiveren Fahrzeugen begegnen wir auch solchen von gefälligerem Aeußeren, schmalen, aber dafür enorm langen Canoes, welche sonderbar bunt bemalt sind und in denen nicht selten 50 und mehr vornehme Eingeborene, fast alle mit Sonnenschirmen in der Hand, Platz genommen haben. Das sind die berüchtigten Kriegscanoes, die in größerer Menge öfters schon Dampfschiffen zu schaffen machten. Pfeilschnell schießen sie an uns vorüber, indessen ihre Insassen laute Gesänge hören lassen. Häufig vernimmt man von ihnen her auch ein eigenthümliches, unregelmäßiges Klopfen. Das ist das nur an dieser Küste heimische Trommeln, welches auf zwei kleinen, ausgehöhlten und mit einem Schalldeckel versehenen Holzklötzen ausgeführt wird und dazu dient, wichtige Nachrichten fast mit der Schnelligkeit des modernen Telephons von Ort zu Ort weiter zu verbreiten und auf diese Weise bis in das entlegenste, unwegsame Innere gelangen zu lassen. Jedenfalls ist dieses Austrommeln ungleich wirksamer als das Ausklingeln, das in Deutschland hie und da in kleinen Städten noch gehandhabt wird. Ja, die Kameruner Trommelsprache, in deren Kenntniß übrigens nur die erwachsenen Männer, niemals aber die Weiber eingeweiht werden

und die ein neuerer Forscher mit Recht eine der bedeutendsten geistigen Leistungen der dunkelfarbigen Race nannte, hat mehrfach sogar der andringenden Cultur Schwierigkeiten bereitet. Denn von ihr wurden die Pläne amtlicher Expeditionen den auf alles Europäische eifersüchtigen schwarzen Kaufleuten, welche den Zwischenhandel zwischen dem productenreichen Hinterlande und den weißen Niederlassungen an der Küste mit einem Gewinn von hunderten von Procenten betreiben, gemeldet, noch ehe die betreffenden weißen Reisenden abmarschiren und ihre Absicht, jene lebenden Schlagbäume, jenen „Ring" der schwarzen Händler, durch Ueberrumpelung zu durchbrechen, ausführen konnten. Gar manche der geplanten Vorstöße in's Innere sind dergestalt vereitelt worden.

Man sieht aus dem bisher Gesagten, daß in dem verrufenen Kamerun bereits ein recht lebhafter Hafenverkehr herrscht. Noch haben wir indessen eines Fahrzeuges nicht gedacht, das gerade dem afrikanischen Riesenstrome ein charakteristisches Aussehen verleiht. Da und dort bemerken wir, mitten auf dem Wasser ankernd, mächtige Schiffsrumpfe, die der Masten entbehren, dafür aber mit einem breiten Bretter- oder Schilfdach überdeckt sind, so daß sie eine gewisse Aehnlichkeit mit Schafställen gewinnen. Das sind die sogenannten Hulks, schwimmende Factoreien in alten ausrangirten Segelschiffen. Diese seltsamen Institute bildeten die ursprüngliche Form des Handels zwischen Europa und Afrika, indem die mit Waaren herbeigekommenen Segelschiffe für die oft Jahre beanspruchende Zeit, in welcher sie löschten und Landesproducte einhandelten, abgetakelt und vorübergehend in ein Logirhaus verwandelt wurden. Die modernen Dampfschiffe haben auch diesen Brauch nahezu beseitigt und feste Handelsniederlassungen am Lande geschaffen. Doch war das Leben auf den Hulks im Grunde angenehmer, wie man auf den wenigen der noch vorhandenen beobachten kann. Verfasser wohnte selbst 2 Wochen auf einer derselben. Da gab es einen geräumigen Decksalon mit dem in Westafrika unvermeidlichen Harmonium, luftige Schlafzimmer und auf dem weiten, schattigen Deck Platz genug zum Promeniren oder zum bequemen Ruhen in Hängematten, auf Matratzen, Schaukelstühlen und dergl. Vom Festland kam auch häufig lustige Gesellschaft auf

Besuch herangegondelt und dann ging es nicht selten an ein förmliches Commersiren mitten auf dem fremden Strome. Wurden dazu gerade die Lampen in den gastlichen Räumen angebrannt, so bot der



Blick auf den Kamerunfluß mit verankerten Hulks.
(Von Woermanns Factorei gesehen.)

alte Kasten, vom Wasser oder vom Lande aus gesehen, gar den Anblick eines hochragenden Feenschlosses.

Freilich in anderer Hinsicht ist das schwimmende Haus auch wieder ein Gefängniß. Draußen am Lande kann man sich doch freier bewegen. Daher wollen wir nun vom Wasser dorthin übersiedeln.

Wir lernen dabei wieder etwas echt Afrikanisches kennen. Das seichte Uferwasser zwingt nämlich die Boote, schon weit draußen Halt zu machen. Hierauf springt einer der schwarzen Ruderer über Bord und präsentirt uns seinen Rücken zum Weitertransport. Das ist nun ganz vergnüglich, so lange nicht, was öfters vorkommt, das zweibeinige Reitthier stolpert und uns in den Schlamm wirft. „Gewichtigen" Personen kann deshalb nicht genug angerathen werden, sich immer von zwei der braunen Kerls tragen zu lassen.

Am Lande angekommen, verfügen wir uns Mangels eines Gasthauses in eine der dort etablirten Factoreien, denn die Gastfreundschaft ist in Kamerun noch nicht zur Fabel geworden wie bei uns. Wir wählen das Etablissement der Firma C. Woermann in Hamburg, da dasselbe eine Art Musteranstalt dieser afrikanischen Handelsfilialen heißen darf. Wir stehen vor einem mitten in einem großen, von Schuppen, Fässern, Kisten und dergl. fast gefüllten Hofe erbauten, überaus stattlichen Hause. Im Parterre befindet sich der Lagerraum für die besseren Waaren, tausenderlei Dinge, vom Goldrahmspiegel und seidenen Stoffen bis zur Nähnadel und dem baumwollenen Taschentuche herab, deren Anblick auch den verbittertsten Feind der Colonialpolitik von der Bedeutung des bereits erzielten Umsatzes überzeugen könnte. Das obere Stockwerk, zu welchem eine breite Freitreppe hinaufführt, enthält einen mit zahlreichen hohen Fenstern versehenen großen Speisesaal, verschiedene luftige Schlafräume und eine hübsche Veranda, von der man über den belebten Strom hinüber bis zum inselartig aufragenden Kamerunberg sehen kann. In dem an das Gebäude anstoßenden, mit vielen exotischen Bäumen bestandenen Garten fehlt selbst ein richtiger deutscher Kegelschub nicht.

Man sieht, es würde sich hier leben lassen, zumal für den Durst Heilmittel genug vorhanden sind in Gestalt von Bier, Wein und selbst Champagner, wenn Afrika eben nicht Afrika wäre. Ueber Tag möchte ja die Sache noch angehen, da dann häufig eine relativ kühle Seebrise weht, welche auch die Sandfliegen, fast mikroskopisch kleine Thiere, deren Massenangriff auf die Gesichter ähnlich wirkt, als ob man den Kopf unversehens in ein Brennesselgebüsch gesteckt habe, ziemlich in Zaum hält. In der Nacht tritt dagegen meist Landwind ein, die

Temperatur steigt rasch und nicht selten stellen sich, aus den endlosen Urwäldern herbeigetragen, auch wahre Leichengerüche ein. Fast alle Viertelstunden schreckt man vom Lager empor und steht schließlich matter auf, als man sich niedergelegt. Bald läßt auch der Appetit nach, es tritt wohl gar Gallerbrechen ein, begleitet von hochgradiger, jetzt in völliger Apathie, dann wieder in Weinkrämpfen sich äußernder Nervosität, und schließlich ist, ehe wir's uns versehen, der gefürchtete Gast, das Fieber, selbst da. Dasselbe verläuft nun zwar in den allermeisten Fällen, wenigstens bei noch nicht längerem Verweilen im Lande, gutartig, tritt indeß manchmal auch sofort verderblich auf. Starb doch zur Zeit der Reise des Verfassers ein junger Schwede schon 14 Tage nach seinem Eintreffen, vor Kurzem aber ein Missionär gar bereits 2 Stunden nach der Landung. Infolge der dadurch bedingten Unsicherheit des Lebens rechnet in Kamerun eigentlich Niemand, wie bei uns, auf Jahre hinaus, sondern freut sich früh am Morgen über jeden neuen Tag. Desgleichen sind die Leute dort derartig an den Gedanken „Tod" gewöhnt, daß die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden eines Bekannten kaum tiefer berührt, als bei uns in einer Gesellschaft die Beobachtung, daß sich Jemand, wie man sagt, „französisch" entfernt hat.

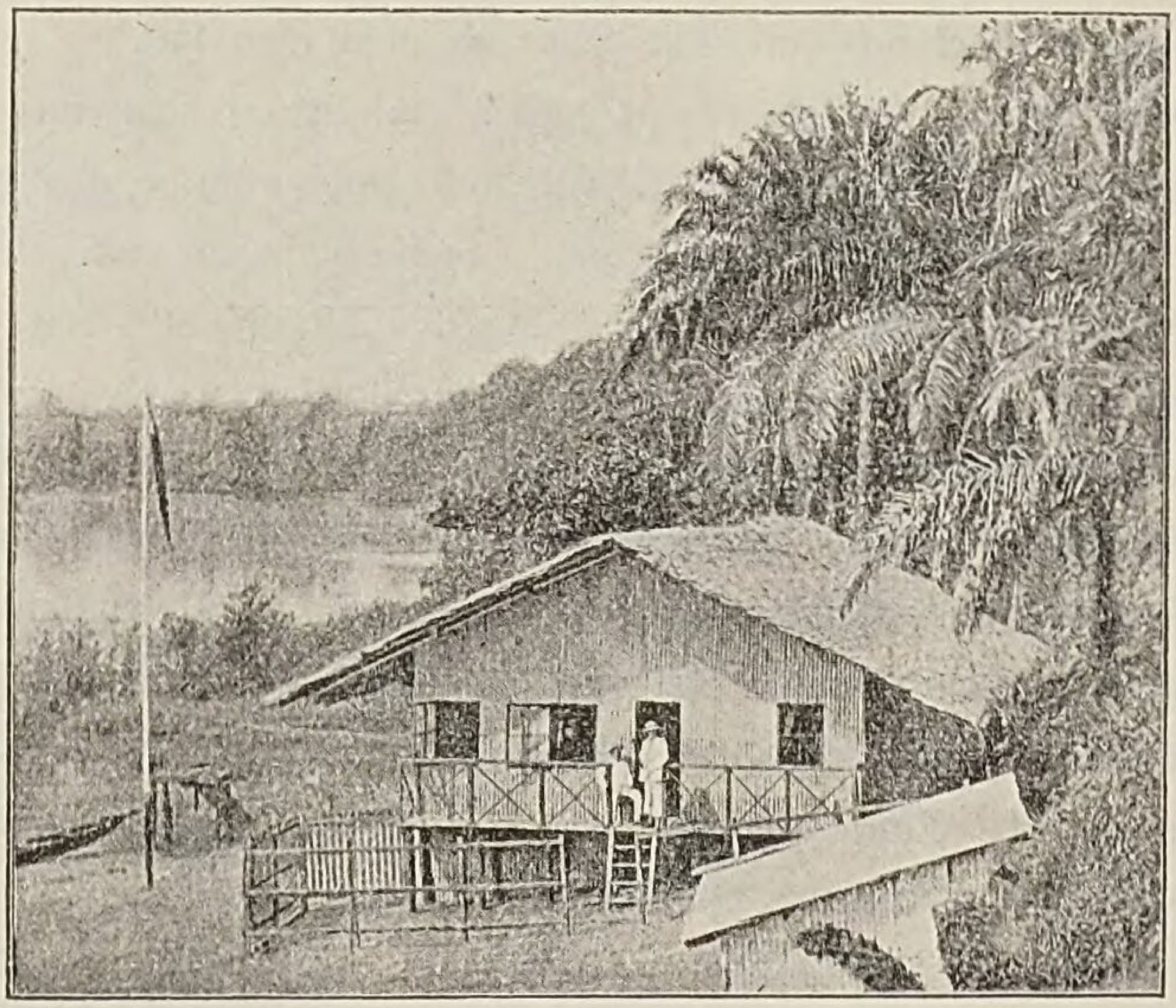
Glücklicherweise sind die klimatischen Verhältnisse sehr bald schon hinter der Küste, wo die Natur das Terrain fürsorglich höher aufgebaut hat, bedeutend günstiger und darum wollen denn auch wir uns jetzt da hinein wenden. Zu einer solchen Excursion brauchen wir Tauschwaaren, welche das im Innern noch unbekannte Geld vertreten, und Träger. Die ersteren, vorzugsweise Tabak in Blättern, Glasperlen, Stoffe, Jacken, Messer, Zündhölzer und Aehnliches, sind aus den Vorräthen der Factoreien bald beschafft und in Trägerlasten von ca. 50 Pfund verpackt. Schwieriger lassen sich die Träger selbst finden. Diese Frage ist ohne Zweifel die eigentliche crux der Reisen im Kamerungebiet. Nicht wenige der letzteren sind an ihr gescheitert. Am Besten thut man noch, wenn man sich aus der Gegend der Nigermündungen Haussas mitbringt, die wirklich tapfere und zuverlässige Leute sind. Doch kann man sie nur schwer erhalten, da England, welches sie für seine afrikanische Colonialarmee braucht, ihrer

Ausfuhr sich widersetzt. Was die Kameruner aber angeht, so sind sie entweder zu ängstlich und nur mit Mühe weiter zu bringen, als sie noch den Rauch ihrer Hütte sehen, oder aber der schon erwähnte Zwischenhandel hat sie stolz, faul und mißtrauisch gegen das Eindringen von Weißen gemacht. Dies letztere gilt namentlich von den Duallas, einem Stamm, der gerade dort wohnt, wo, wie wir sahen, der europäische Handel sich eine Art Centrum geschaffen hat.

Diese Duallas bilden so zu sagen die Aristokraten im Lande. Wie sie verhältnißmäßig gut gebaut sind und hübsche Gesichtszüge haben, so kleiden sie sich auch nett, vielfach sogar ganz modern. Steigen wir von den erwähnten Factoreien hinauf auf den Höhenzug, den wir vom Schiff aus beobachteten, so finden wir, wo nicht schon wirkliche Steinhäuser mit Fenstern und Mobiliar im Innern, doch wenigstens Hütten, die ganz kunstvoll aus Flechtwerk hergestellt sind. Daneben ausgedehnte Gärten mit Bananen und Kokapflanzungen. Die letzteren liefern eine der Kartoffel sehr ähnliche schmackhafte Knolle. Die Männer fertigen außerdem Netze, während die Weiber aus Thonklumpen zierliche Töpfe formen, die sie dann an der Sonne trocknen und über Feuer brennen. Von den jungen Leuten reisen viele, stutzerartig ausstaffirt à la commis voyageur, im Lande herum und zwar nicht selten bis in dessen entlegenste Theile, um Oel und Elfenbein gegen europäische Waaren aufzukaufen. Infolge des letzteren Gebrauches findet man unter den Duallas wenigstens erfahrene Ruderer, denn die Verhältnisse legen es nahe, eine Reise in das Innere im Kahne zu bewerkstelligen.

Der mächtige Kamerunstrom setzt sich nämlich sehr bald schon hinter Kamerun-Stadt aus mehreren großen, ziemlich weit aus dem Hinterlande herbeifließenden Armen zusammen. Einer der bedeutendsten derselben ist der Mungo. Ihn wollen wir für unser Eindringen wählen. In einem Canoe fahren wir ab. Das ist nun freilich kein besonders bequemes Reisen. Denn der noch nicht einen Meter breite Nachen, hergestellt aus einem ausgehöhlten Baumriesen des Urwaldes, ist vollgepfropft mit unseren Gütern, so daß wir auf einem wahren Berg von Kisten und Ballen zu balanciren haben. Dazu die Tropensonne, gegen die wir durch ein rasch improvisirtes Dach nur mäßig

geschützt sind. In dieser Weise Wochen oder auch nur eine Reihe von Tagen auszuhalten, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Doch gewähren die Naturgenüsse reichliche Entschädigung, denn nirgends erschließt sich wieder ein derartiger Einblick in das Allerheiligste afrikanischer Wildniß als bei einer solchen Wasserfahrt.



Factorei am Kamerunfluß.

Allerdings der Anfang ist keineswegs schön zu nennen, denn die Neigung der afrikanischen Flüsse, sich nahe ihrer Mündung in möglichst viele schmale Canäle aufzulösen, finden wir auch beim Mungo. Man muß schon recht wohl landeskundig sein, um in dem Sumpflabyrinth jenseits von Kamerun überhaupt den Eingang in sein Thal zu finden, so zahllos ziehen sich dort Wasseradern durch die Buschwelt. Haben wir endlich den richtigen Arm gewonnen, so müssen wir uns stundenlang durch das Mangrovedickicht durchkämpfen, ehe wir den freien Strom erreichen. Mehrmals bleiben wir im Schlamm stecken und das struppige Geäst streift uns von rechts und links oder zwingt uns, tief niederzuducken. Dafür gewinnen wir jetzt auch ein rechtes Bild von dieser merkwürdigen Bodenform, die man ein Stück noch unfertige Schöpfung, eine Illustration zu der Idee von dem Urbrei

nennen könnte, aus welchem alte Philosophen die Erde hervorgegangen sein lassen. Zweige und Wurzeln triefen von Koth, das Wasser ist völlig trüb und von einer häßlichen, grauweißen oder grünlichen Färbung. Von einer Aussicht oder auch nur einer Möglichkeit, sich zu orientiren, keine Spur mehr. Das ungeheure Chaos von Zweigen verbirgt uns, so dünn und spärlich es auch belaubt erscheint, selbst den Himmel, ohne uns aber doch Schutz vor der Wärme zu gewähren. Im Gegentheil quält uns hier ein ganz unglaublicher Brodem, der selbst den Geruchssinn in Mitleidenschaft zieht. Daß in dieser furchtbarsten aller Wüsten auch das Thierleben uns keine sonderliche Ablenkung bieten kann, versteht sich von selbst. Das Beste ist noch, daß da und dort ganze Bündel schmackhafter Austern an den Büschen hängen. Sonst werden wir nur Vögel, namentlich prachtvolle bunte Holztauben, gewahr, sowie einen Fisch, der allerdings das größte Curiosum von allen Bewohnern der Gewässer darstellen dürfte. Derselbe steigt nämlich häufig auf etwas festere Morastmassen heraus und klimmt mittelst seiner als Füße verwendeten Floßen selbst ein wenig an den Bäumen empor, wobei seine großen Glotzaugen das Drollige der ganzen Erscheinung noch verstärken.

Man wird es begreifen, daß wir wie aus einem Kerker erlöst aufathmen, wenn wir endlich diese wüste Region hinter uns haben, um so mehr, als unmittelbar auf sie ein Stück der prächtigsten Vegetation folgt. Die Mangrove, die wir früher als Landbildnerin bezeichneten, hat nämlich von dieser ihrer Thätigkeit selbst keinerlei Gewinn. Sobald unter ihr der feste Boden fertig ist, wird sie von anderen Gewächsen verdrängt. Unter diesen verdient besondere Erwähnung die Raphia- (oder Wein-) Palme, deren oft fast 20 Meter lange, breite, goldgrün gefärbte Wedel nahezu direct dem Boden entwachsen. Wenn dieselben dann, wie dort am Mungo, das Gewässer rechts und links auf weite Strecken hin, ganz dicht neben einander stehend, säumen, so gibt es eine Allee von geradezu einzigartiger Pracht.

Von nun an steigern sich überhaupt die Effecte rasch. Wir fahren aus dem bisher benützten Mündungsarm in den offenen Fluß

hinein, der eine durchschnittliche Breite besitzt wie etwa die Elbe in Dresden oder die Donau bei Regensburg. Rechts und links rahmen das vielfach geschlängelte Gewässer ansehnliche Erhebungen ein, welche eine Pflanzenwelt von einer überschießenden Kraft, wie sie nur die Aequatorsonne weckt, in einen wahren Zaubergarten verwandelt. Dicht aneinander gedrängt, wie in einem Treibhause, stehen hier die verschiedenartigsten Vertreter der exotischen Flora, zum Ueberfluß aber wird das üppige Dickicht durch Schlinggewächse auch zu einem schier unentwirrbaren Chaos verstrickt. Nur äußerst selten guckt hie und da noch einmal das Knochengerippe des Bodens, zumeist ein bräunlicher Sandstein, durch, sonst ist alles überwuchert. Selbst die uralten Baumtitanen, die majestätisch über das Meer von Blättern und Blüthen hinwegschauen, können ihr rauhes Rindenkleid nicht mehr offen zeigen, denn ihr Stamm ist vollständig von kecken Schmarotzergewächsen, breitblättrigen Farrn, violett blühenden Winden und den verschiedenartigsten Orchideen, deren seltsame Blumen die köstlichsten Düfte ausströmen, umwunden und eingehüllt, ja, viele der behenden Ranken sind selbst bis zu den breiten Kronen emporgeklettert und lassen sich nun sammt ihren Blüthenkelchen von da wieder niederhängen oder schwingen sich auch, eine Guirlande bildend, zum nächsten Urwaldsriesen hinüber.

Man kann sich denken, daß es in einem solchen Paradiese auch der Thierwelt gefallen muß. Auf den Wipfeln der höchsten Bäume schaukeln sich unter ohrenzerreißendem Kreischen zahlreiche Papageien von der Familie unseres „Grauchens", die hier zu Hause ist; die rothen Schwänze schimmern wie lauter kleine Fähnchen aus dem grünen Laube; in früher Morgenstunde wandern auch ganze Affenheerden im Gänsemarsche auf den Lianenbrücken von einem Baume zum andern, während über Tag nur da und dort einzelne dieser Vierhänder, der in jenen Gegenden heimische, fast mannsgroße Chimpanse oder aber winzig kleine, hellgelbe Zwergäffchen, im Dickicht rascheln. Die große, aber dem Menschen ungefährliche afrikanische Riesenschlange, der „Python", treibt dagegen ganz ungenirt ihr Wesen. Mit dem Schwanz an einen vorspringenden Ast angehängt, läßt sie sich häufig bis zum Wasser niederbaumeln und streift bei ihren Schaukel-

vergnügungen leicht selbst die Insassen von Booten. Auch die Krokodile, an denen das ansehnliche Gewässer überreich ist, zeigen sich ziemlich keck. Sie liegen vielfach unbeweglich in der heißen Sonne am Ufer und verschwinden mittelst eines blitzschnellen Sprunges meist erst, wenn wir ihnen nahe gekommen. Dafür liebt ein anderer Bewohner der feuchten Tiefe, das ungeschlachte Flußpferd, das Licht um so weniger. Tagesüber wird es gar nicht sichtbar. Erst wenn es finster geworden, reckt es manchmal die plumpe Nase aus dem Wasser, wobei es dann so fürchterliche Töne von sich gibt, daß der Uneingeweihte im einsamen Kahne glauben kann, das Stöhnen eines Sterbenden zu hören. Mitunter entsteigt in mitternächtiger Stunde eine ganze Gruppe der gewaltigen Dickhäuter dem Flusse auch ganz und gar, um sich unter entsetzlichem Lärm auf einer Uferblöße oder einer Insel harmlos zu vergnügen. Dem Menschen werden die friedfertigen Bursche niemals gefährlich, es müßte denn sein, daß sie beim Auftauchen mit dem ungefügen Schädel gerade an ein Boot stießen, wodurch dieses freilich umgestürzt und alles, was es umschließt, den immer vorhandenen gierigen Sauriern zur Beute gegeben würde.

Ungleich schlimmer erweist sich in diesen Gegenden unter Umständen ein anderes, noch reckenhafteres Thier, das ist der Elefant, der unbestrittene König der afrikanischen Urwälder. Merkwürdiger Weise kommt derselbe hier, im Binnenlande von Kamerun, noch recht häufig vor, während er sonst in weiten Strecken des dunklen Erdtheils schon fast ganz ausgerottet ist. Es dürfte geradezu zu den Seltenheiten gehören, wenn man auf dem Mungostrome fährt und nicht mindestens einige Exemplare zu Gesicht bekommt. Der Anblick des mächtigen Thieres in der Freiheit macht nun aber einen ganz anderen Effect als etwa in einem zoologischen Garten, er wirkt geradezu erschütternd. Man denke sich nur auch, wenn sich plötzlich die dichten Uferbüsche theilen und ein solches schwarzes Monstrum heraustritt, den Rüssel hoch erhoben, die großen Schlappohren wie Segel aufgebläht. Jetzt steigt es gemessen zum Fluß nieder, ganze Klumpen Erde mitsammt den Stauden kollern hinter dem Koloß drein, der vielleicht seine 100 Centner und mehr wiegt.

Nun bespritzt er sich mit dem erquickenden Naß, wälzt sich wohl auch im seichten Uferwasser, daß es weithin brodelt und schäumt. Unterdessen sind wir langsam herzugerudert. Das Jagdfieber tobt in unsern Adern, wir heben das Gewehr zum Angriff. Sind wir aber auch unseres Schusses sicher und hat unsere Waffe die ungeheure Durchschlagskraft, die bei einem solchen Ungethüm, dessen gummiartige, beiläufig allein an 20 Centner wiegende Haut mehrere Zoll Dicke besitzt, von nöthen ist? Können wir diese Frage nicht bejahen, dann thun wir besser, uns schleunigst wieder zu entfernen, denn bereits hat uns der Bursche bemerkt. Seine eingekniffenen Augen betrachten uns prüfend. Noch einige Secunden, dann wird er mit einem furchtbaren Sprung in's Wasser setzen, schnaubend auf uns losdampfen und Alles zerschmettern, was er erreichen kann. In dieser Weise kam vor einer Reihe von Jahren der bekannte Naturforscher Wahlberg in Südafrika ums Leben. Er wurde von einem angeschossenen Elefanten buchstäblich zerstampft.

So gefährlich das aber auch klingen mag, der dickfellige Geselle ist doch keineswegs das, was bei einer Mungofahrt am meisten Sorgen bereitet. Viel mehr machen die todten Baumriesen zu schaffen, die — ein rechtes Charakteristicum eines Urwaldstromes — oft auf dem Gewässer treiben oder, was noch schlimmer ist, sich auf dem Grunde desselben derart einrammen, daß ihre spitzen Aeste kaum über der Wasserfläche sichtbar werden. In dieser Weise ist das gebrechliche Canoe nur zu leicht dem Zerscheitern ausgesetzt. Man pflegt daher in der Regel nur bei Tag zu fahren, in der Nacht jedoch am Lande zu übernachten. Dies letztere hat aber auch wieder seine Schwierigkeiten, denn wie uns schon das rege Thierleben in diesem Flußthale errathen lassen konnte, ist das letztere arm an menschlichen Ansiedlungen. Die Neger wissen sehr gut, daß das Klima in der engen Flußmulde ein weniger günstiges ist als weiter oben auf dem rechts und links anstoßenden Hochlande. Darum haben sie ihre Ortschaften auf letzterem aufgebaut. Am Flusse selbst sieht man dagegen nur von Zeit zu Zeit einen primitiven Schuppen mit einigen leeren Oeltonnen davor, die Anzeichen dafür, daß wir es daselbst mit einem Hafen zu thun haben, zu dem gegebenen Falls

die eben erwähnten Urwaldsbewohner niedersteigen. An ähnlichen Plätzen müssen wir unser Lager aufschlagen. Das Wachtfeuer lodert empor und gießt magische Lichter über die ringsum stehenden dunklen Urwaldswände aus. Die Wildniß, die tagsüber unter der bleiernen Schwüle wie erstarrt lag, erwacht nun zu unheimlichem Leben. Millionen von Grillen und Fröschen stimmen ihr Concert an, das nur ab und zu einmal durch das dumpfe Brüllen des kleinen, aber höchst tückischen Büffels, der hier haust, den gellenden Schrei eines Affen oder das Miauen einer Wildkatze unterbrochen wird. In den Büschen in unserer Nähe rauscht und knackt es geheimnißvoll und vielleicht raschelt gar eine Schlange vor unseren Füßen vorüber oder kriecht ungenirt selbst über unser Lager. Sie ist unter Umständen nur einige Spannen lang, aber wie im Menschenleben, so haben auch unter diesen Reptilien die kleinsten das meiste Gift. Beispielsweise tödtet der Biß der in ganz Westafrika häufigen Vipera Atropos, der „Todesnatter", wie ihr bezeichnender Name lautet, in wenigen Secunden. Der schwedische Lieutenant Laurin fiel erst vor einigen Jahren einem solchen unheimlichen Kobold zum Opfer.

Da ist's denn freilich abseits vom Flußthale besser. Dort finden wir menschliche Niederlassungen genug und darum wollen wir nun nach der Wasserfahrt auch noch eine Landreise unternehmen. Unsere Schwarzen nehmen ihre Lasten auf den Kopf und in einer Art Hundetrab, der uns anfangs sauer genug fällt, geht's im Gänsemarsch auf den schmalen Fußpfaden dahin, mit denen der Handelsverkehr wie es scheint den größten Theil von Afrika schon vor Jahrhunderten, wo nicht Jahrtausenden, wie mit einem Netz überzogen hat. Der Urwald verliert jetzt sehr bald seinen üppigen Charakter. Die Bäume stehen dünner gesäet, sind aber so riesenhaft entwickelt, daß sie nahezu überall ein zusammenhängendes Schutzdach gegen die unbarmherzige Sonne bilden. Das Wandern — ein anderes Fortbewegungsmittel als „Schustersrappen" gibt es in Kamerun leider noch nicht — wird daher ein relativ leichtes, zumal der Boden meist sandig und eben ist, wo nicht Elefanten auf ihren Spaziergängen demselben ihre tiefen, kreisrunden Tapfen eingedrückt haben. Mitunter erscheinen freilich auch noch „lateinische Zeilen" ganz anderer Art. Eine tiefe Schlucht,

auf deren Grund ein Gebirgswasser rauscht, zieht sich quer über unsere Route. Nichts als ein roher Baumstamm, im besten Fall mit einem schlanken Geländer aus einer einzigen, langen Liane versehen, führt hinüber. Da heißt es denn, einen schwindelfreien Kopf und kaltes Blut haben, will man den Uebergang bewerkstelligen.

Im Uebrigen bieten diese Urwälder, durch die man wochenlang zu marschiren hat, kaum etwas besonders Interessantes, wenn man als solches nicht etwa die so nützliche Pflanze der Landolphie betrachtet. Dieselbe ist eine Schlingpflanze, welche eine geradezu fabelhafte Länge erreicht, ohne doch, da sie meist bis auf ihre äußersten Enden ohne alle Blätter ist, auch einen anziehenden Anblick zu gewähren. Vielmehr gleicht sie, wenn sie die alten Baumriesen schlangenartig umwindet oder von deren Kronen niederhängt, etwa einem dicken, altersgrauen Schiffstaue. Dieses unscheinbare Gewächs liefert, jedoch erst wenn es etwa 300 Fuß in die Höhe geschossen ist, den für unsere moderne Industrie so unentbehrlichen Kautschuck. Man gewinnt denselben, indem man Einschnitte in die Schale macht, den dann abfließenden milchweißen Saft in Gefäßen auffängt und über Feuer sich zu einer zähen Masse verdicken läßt, die darauf, in faustgroße Stücke zerlegt, in den Handel kommt. Das Product bildet bereits einen nicht unwesentlichen Ausfuhrartikel der jungen Colonie.

Manche Partien dieser Urwaldsregion, namentlich wo das Erdreich besser, der Wasserreichthum größer und der Bestand an höheren Bäumen geringer ist, wie z. B. auf den unermeßlichen Flanken des Kamerungebirges, zeigen freilich auch noch andere Nutzpflanzen. In ganzen Dickichten steht dort hochaufgeschossen das schöne, hellgrüne Zuckerrohr, unweit davon glänzt aus saftigem Laube die hagebuttenartige rothe Kapsel des Kaffees; auch an Taback, Ingwer und anderen Droguen, namentlich den mannigfaltigsten Arzneipflanzen, wie Strychninarten, Kalabarbohnen mit ihrem furchtbaren, belladonnaähnlich wirkenden Gifte u. dergl., ist kein Mangel.

Mehr jedoch, als aller derartiger Naturreichthum, werden uns die Schöpfungen von Menschenhand ergötzen, denen wir in dieser Wildniß, die man Anfangs für gänzlich unbewohnt zu halten geneigt ist, begegnen.

Fast alle 5—6 Stunden treten wir auf mitunter sehr ausgedehnte Lichtungen heraus, die durch fleißige Schwarze in die schönsten Fruchtgefilde verwandelt sind. Auf wahren, regelrecht angelegten und sauber gehaltenen Beeten gedeiht hier eine Maisart mit zarten, violetten Fruchtkolben, ferner der „afrikanische Reis", eine außerordentlich schmale, jedoch sehr lange Buschbohne, Koka- oder Yamswurzeln, süße Kartoffeln (Bataten) u. a. Mitten drinnen in diesen Negerfeldern oder auch außen um dieselben herum stehen buschige Mangobäume mit ihren herbstlich gerötheten Blättermassen und großen, gelben, etwas nach Terpentin schmeckenden Pflaumen, sowie thurmhohe Kokospalmen, unter deren breiter Wedelkrone die kopfgroßen, mit der erfrischenden Kokosmilch angefüllten Nüsse winken. Dazu überall in den Zweigen farbenprächtige größere Vögel und Massen der winzigen Honigsauger, dieser afrikanischen Kolibris, die schmetterlingsartig vor unseren Augen umhergaukeln.

Das Merkwürdigste ist aber, daß diese Plantagen, je weiter wir ins Innere des Landes vordringen, nur um so zahlreicher und schöner werden, wie denn in demselben Maße auch die Dörfer und Städte an Zahl und Größe zunehmen, welche in der Nähe jener Fruchtfelder zu treffen sind.

Die merkwürdige Erscheinung erklärt sich daher, daß die Schwarzen an der Küste fast nur dem so gewinnbringenden Handel huldigen und den Ackerbau vernachlässigen, während je weiter hinein, um so mehr die Eingeborenen auf diesen letzteren angewiesen sind.

So kommt es, daß selbst das Menschenmaterial nach innen zu an Tüchtigkeit gewinnt, daß das entartete, moralisch tiefer stehende Element in der Nähe des Meeres zu Hause ist, im Hinterlande aber je weiter desto mehr eine gewisse selbstgeschaffene Cultur gefunden wird, während wir uns doch gewiß die Sache gerade umgekehrt gedacht hatten: an der Küste allenfalls noch etwas Schliff, drinnen die Menschenfresser, die Wilden, die Halbaffen.

Ueber die halbe Erdkugel.

Seereise von London bis Kapstadt.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Da zogen — es sind allerdings 2 1/2 Jahrtausende her — dereinst eine Anzahl unternehmender Phönicier aus, um die Südspitze des dunklen Continents, der diesen Namen damals ungleich mehr verdiente als in unserer auch geographisch so aufklärenden Zeit, zu doppliren; sie blieben nicht weniger als drei Jahre aus und waren dabei sogar genöthigt, zweimal für längere Zeit ans Land zu gehen und zu säen und zu ernten, um Proviant zu haben.

Heutzutage benöthigt man zu der Reise bis dahinunter, obwohl die Entfernung ungefähr 7000 englische Meilen beträgt und das Schiff fast einen Halbkreis um den Globus beschreibt, nur noch etwa drei Wochen, die man sogar bis auf zwei zusammenschmelzen lassen kann, wenn man mit der Eisenbahn quer durch den europäischen Continent nach Lissabon fährt, wo die nach Capstadt gehenden Dampfer regelmäßig anlegen.

Hat man freilich die berühmte Hauptstadt unseres Nachbarvolkes jenseits des Canals noch nicht kennen gelernt, so wird man lieber die Tour gleich von dort aus antreten, um wenigstens sagen zu können, daß man London gesehen, denn einen anderen Gewinn bietet ein Aufenthalt in London schwerlich. Selbst wenn die unermeßliche

Häusermasse nicht von den berüchtigten Fogs, jenen dichten Nebeln oder richtiger äpyptischen Finsternissen eingehüllt wird, während welcher alle Welt am hellen Tage sich die Nase auf der Straße einzustoßen pflegt, ist in diesem „Wunder der Welt" erstaunlich wenig zu bewundern. Die Themse zeigt sich bei weitem nicht so breit, als man erwartet. Dazu ist ihr Wasser von einer unqualificirbaren Beschaffenheit. In den Straßen der City, des Mittelpunktes der Fünfmillionen-Stadt und zugleich des Mittelpunktes des unermeßlichen britischen Welthandels, herrscht freilich ein Getümmel von Menschen und Fuhrwerken aller Art, vom Pferdebahnwagen und dem Omnibus bis zum originellen zweirädrigen, den Lenker hinten auf erhöhtem Sitz tragenden englischen Fiaker herab, wie man es nirgends wieder findet, aber diese Straßen sind auch enger und krummer, als anderwärts in einer Großstadt. Die ungeheuere Kuppel der berühmten St. Pauls-Kathedrale, welche über diesem Stück Völkerwanderung thront, zeigt wohl die mächtigen Contouren der römischen Peterskirche, ihres großen Vorbildes, aber es fehlt ihr die heitere italienische Staffage, aus welcher diese letztere aufragt, grau und verwettert schaut sie wie mürrisch auf das ruhelose Getriebe nieder. Nicht viel besser steht es mit den monumentalen Bauwerken in anderen Stadttheilen, namentlich in dem eleganten Westviertel. Der mit Vorliebe verwandte Sandstein eignet sich am schlechtesten für das ewig feuchte Inselklima, er saugt sich voll wie ein Schwamm und läßt die schwerfälligen, vielstöckigen Paläste Trauerhäusern ähnlich erscheinen, die naß sind von vielen Thränen. So macht selbst das Parlamentshaus, eins der massigsten Gebäude der Erde, nur einen unheimlich-düsteren Eindruck. Für die nahe, prächtige gothische Westminsterabtei paßt ein solches Aeußere allerdings besser, denn sie ist von alters her eine Massengruft für alle berühmten Briten, vom Regenten bis zum einfachen Bürger. In ihr schlummern auch die beiden großen Rivalinnen Königin Elisabeth und Maria Stuart, charakteristischer Weise jedoch in weit von einander entfernten Gewölben, gleich als habe man gefürchtet, daß sie sich noch im Tode in die Haare gerathen könnten.

Am interesselosesten sind in London aber doch die Vorstädte. Endlos dehnen sich dort die Straßen mit ihren simplen Fachwerk-

häusern und den zahlreichen Schornsteinen darauf — in England hat nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Wohnung darinnen eine besondere Esse — aus, als passire man lauter Arbeiter- oder Sträflings-Colonien. Selbst die wenigen vorhandenen Parks vermögen die schreckliche Monotonie nur wenig zu ändern, denn sie sind vielfach recht kahl. So ist der vielgenannte Hydepark kaum mehr als ein riesiger Grasplatz.

London wird erst schön, wenn man es verläßt. Die Themse, auf der unser Fahrzeug abwärts gleitet, erweitert sich rasch und zeigt den erstaunten Blicken eine solche Unmasse von Dampfern und hochmastigen Seglern, wie sie an keinem andern Punkt der Welt wieder vereinigt sind. Jetzt erst erhält man einen Begriff von der Bedeutung der Riesenstadt und dem englischen Seehandel, an welchen trotz aller gelegentlicher Gegenbehauptungen der commercielle Verkehr irgend einer anderen Nation auch nicht annähernd hinanreicht und wahrscheinlich auch nie annähernd hinanreichen wird. Dazu kommt, daß jetzt, unterhalb der Stadt, der Strom auch schöne Ufer hat, grüne Fluren und Gärten, welche selbst im Winter nur wenig an ihrem Schmuck einbüßen, da in diesem ganzen südlichen Theile Englands Schnee und Eis fast unbekannte Dinge sind.

Doch wir sprechen so viel von der Umgebung und haben uns noch nicht einmal das schwimmende Haus näher angesehen, welches uns nun für mehrere Wochen zur Wohnung dienen soll. Und dasselbe verdient unsere Beachtung doch recht sehr!

Zwei englische Linien unterhalten einen regelmäßigen wöchentlichen Verkehr mit der fernen Stadt am Tafelberge. Die dabei verwendeten Dampfer, die sogenannten Capsteamer, haben ein gewisses Renommée. Es sind mächtige Stahlschiffe von 3—5000 Tons Gehalt und etwa ebenso viel Pferdekraft, mittelst welcher sie in der Stunde 10—15 Seemeilen zurückzulegen vermögen. Die innere Einrichtung dieser ehernen Colosse ist, wenn auch nicht so raffinirt elegant wie jene auf den neueren deutschen Schnelldampfern, welche thatsächlich ohne Concurrenten dastehen auf der Welt, doch immerhin recht trefflich. Alle Räume sind mit elektrischem Licht versehen, so daß man

beispielsweise in der Nacht mittelst eines einzigen Griffes vom Bette aus seine Cabine erleuchten kann, was bei plötzlichem Sturm oder etwaigen Unfällen gewiß höchst angenehm ist. Eine Eiskammer fehlt auf keinem Schiffe. In derselben herrscht, nebenbei bemerkt, eine Durchschnittstemperatur von 28° unter Null, so daß vor einiger Zeit ein Matrose, der aus Versehen in einem dieser Burgverließe moderner Art eingeschlossen worden war, bereits nach einer halben Stunde zu einem förmlichen Eiszapfen zusammengefroren war und selbstverständlich als Leiche herausgeholt wurde. Zumeist ist auf dem Vorderdeck auch ein Stall mit einigen Melkkühen etablirt. Andernfalls wird die Milch in gefrorenem Zustande in Form großer, viereckiger Blöcke mitgeführt. Den Glanzpunkt des ganzen schwimmenden Hotels bildet der große Speisesaal, der immer fast das ganze Hinterdeck einnimmt und durch große runde Fenster nach beiden Seiten freie Aussicht auf das weite Meer hinaus bietet. Ueber demselben gewährt das geräumige Oberdeck Gelegenheit genug, sich die nöthige Bewegung nach den Freuden der Tafel zu verschaffen.

Diese letzteren sind denn nun freilich nicht besonders groß, was aber weniger an der immer sehr reichlich ausgestatteten Speisekammer, als an der eigenartigen, für einen nichtenglischen Magen ganz ungeeigneten englischen Küche und an englischer Art zu essen überhaupt liegt. Hier der Curiosität halber ein vollständiger Tagesspeisezettel. Schon früh, nach 6 Uhr, bringt der Kellner eine Tasse dünnen Kaffees, die er in echt englischer Ungenirtheit dem Passagier meist direct ins Bett hineinsetzt, unbekümmert darum, ob der letztere bereits wach ist oder noch schläft, so daß man, wenn das Fahrzeug gerade etwas stärkere Bewegungen macht, leicht von dem dünnen Gebräu verbrüht werden kann. Gegen 9 Uhr folgt auf ein Glockenzeichen im großen Salon das bekannte englische Frühstück mit etwa einem halben Dutzend warmen Gerichten, unter denen man wählen kann, wenn man nicht, wie manche der handfesten Ladys und Gentlemens thun, die ganze Reihe von oben bis herunter durchessen will. Dick eingekochte Grütze mit warmer Milch macht meist den Anfang, dann folgen Speck mit Eiern, die unvermeidlichen Schöpsencotelettes, ferner Bratenknochen mit sehr wenig hart geröstetem Fleische dran, an denen man

nach Art gewisser Vierfüßler zu nagen pflegt, Fische u. dergl. Dieses bunte Allerlei wird mit viel Kaffee, Thee und Wasser hinuntergespült. Spirituosen dabei zu trinken, gilt als ganz unziemlich und wird höchstens einem Deutschen verziehen. Mittags und Abends gibt's ein umfangreiches Diner, das dem Ausländer wenn durch nichts Anderes, so doch durch die stets verpfefferten Suppen unvergeßlich gemacht wird. Bei diesen Mahlzeiten kann man, ohne aufzufallen, auch ein Glas Wein genießen, obwohl auch da der echte Engländer in der Regel nur Wasser zu sich nimmt, nicht etwa aus principieller Mäßigkeit, sondern lediglich um den Anstand zu wahren. Denn unmittelbar nach, ja meist sogar schon vor der Mahlzeit sieht man männiglich draußen vor dem Saale an der auf keinem englischen Fahrzeuge fehlenden sogenannten Bar, einem richtigen Schnapsladen, stehen und daselbst verschiedene starke Sachen zu sich nehmen, die, um das Gewissen zu beruhigen, allenfalls mit einigem Selterwasser vermischt werden. Der Schein, das ist der Tyrann, dem der sonst so ungebundene John Bull sich unterordnet.

Dies tritt wie am Lande, so auch auf dem Schiffe niemals so zu Tage, als am Sonntag. Als beispielsweise Verfasser dieser Zeilen einst am Morgen eines solchen im Musiksalon das Piano öffnete und ganz arglos irgend ein classisches Stück wiederzugeben begann, stürzte sofort ein Herr herbei und schloß das Instrument ab, indem er erklärte, Sonntags dürfe nur auf dem Harmonium und zwar lediglich geistliche Musik gespielt werden. Um 9 Uhr findet denn dann auch im großen Speisesaale ein wirklicher Gottesdienst statt, dem sich nichts Lebendiges an Bord entziehen kann, vom Capitän bis zum letzten Schiffsjungen herab. Der erstere liest dabei vor einem improvisirten Altar, der mit der englischen Flagge bekleidet ist, einen biblischen Abschnitt und eine Betrachtung vor. Bei besonderen Anlässen extemporirt er wohl auch die letztere. So stürzte gelegentlich einer Reise des Verfassers bei einer Feuerlöschübung, wie solche jeden Sonnabend Mittag von der Mannschaft ausgeführt zu werden pflegen, ein unglücklicher Matrose über Bord und verschwand trotz der Rettungsbojen, die man ihm zuwarf, bald schon in der feuchten Tiefe. Am nächsten Tage sprach das würdige Schiffsoberhaupt gleich dem

besten Kanzelredner über das Bibelwort: „my life is in Thy hand“ (mein Leben steht in Deiner Hand).

An den Wochentagen gehts dafür freilich um so heiterer zu. Alle möglichen Dinge müssen dann Zerstreuung bieten. Es werden förmliche Bälle abgehalten, oder der Schiffsarzt, der meist zugleich den maître de plaisir macht, gibt Taschenspielerkunststücke und anderes zum Besten. Ganz besonders beliebt sind aber nach englischer Manier gymnastische Spiele, z. B. das sogenannte Schaffelspiel, wobei man mit kleinen bleiernen Scheiben nach einer mit aufgemalten Zahlen versehenen Tafel am Boden wirft, und mehr noch das Crikett. Bei diesem Ballspiel entblöden sich selbst die vornehmsten Herren nicht, mit aufgestreiften Hemdärmeln, die Unaussprechlichen nur mittelst eines Bundes um den Leib zusammengeschnürt, vor den Damen zu hantiren. Die Krone von allen Genüssen an Bord bildet indeß auch dieses Nationalspiel noch nicht, sondern erst das leidige Wetten, ohne welches der Engländer, wie es scheint, nun einmal nicht existiren kann. Das Objekt dieser merkwürdigen Leidenschaft müssen alle möglichen, an sich oft ganz gleichgiltigen Dinge abgeben. So wird jeden Morgen eine große Wette darüber in Scene gesetzt, wie viele Seemeilen das Schiff in den letzten 24 Stunden zurückgelegt hat. Wer die richtige Zahl gehalten, gewinnt Mittags, wo die Seeofficiere die betreffenden Angaben bekannt machen, eine oft mehrere Hundert Mark betragende Summe.

Der Deutsche wird sich nun allerdings von all diesen specifisch englischen Belustigungen nicht sonderlich erbaut fühlen, sondern sich häufig recht langweilen, zumal auf einer solchen Fahrt nach der Südspitze Afrikas auch wenig Gelegenheit zu Naturbeobachtungen gegeben ist. Der Curs der Fahrzeuge führt nämlich schon bald jenseits der Cap-Verde'schen Inseln derart vom Lande ab und auf die hohe See hinaus, daß man sich beispielsweise bei Passirung des Aequators ziemlich genau auf der Mitte zwischen Afrika und Süd-Amerika befindet. Da kann natürlich von Thierleben nicht sonderlich mehr die Rede sein. Dafür hat eine solche Fahrt einen großen Vorzug in gesundheitlicher Beziehung. Die Fiebermiasmen, welche der heiße afrikanische Continent ausathmet, erreichen das Schiff nicht

mehr. Ja, es ist nicht einmal die Tropenhitze mehr sehr fühlbar. Sie kommt im schlimmsten Falle während der letzten Tage diesseits der Linie etwas zur Geltung, um jenseits derselben dann so rasch abzunehmen, daß man auf Deck schon bald den Ueberrock zur Hand nehmen muß. Weiß man ja doch, daß die südliche Halbkugel unserer Erde schon wegen der größeren Wasserbedeckung dortselbst ungleich kühler ist als die nördliche. In dieser Weise wird die Fahrt nach Capstadt hinunter, im Gegensatz zu einer Fahrt etwa nach Kamerun oder dem Congo, zu einer in hohem Grade selbst gesundheitfördernden, so daß die Brustkranken von Madeira dieselbe häufig um der bloßen Seereise willen unternehmen, zumal die betreffenden Rhedereien in England so coulant sind, Retourbillete mit ermäßigten Preisen auszugeben. Für Kamerun wären, wie ich hierbei einschalten will, derartige Erleichterungen freilich weniger angebracht. Wenigstens sagte der Ausgeber der Fahrkarten dorthin seiner Zeit zu dem Schreiber dieser Zeilen in gewiß bewundernswerther Naivität: „Nehmen Sie ja nur ein einfaches Tourbillet, denn Sie könnten nicht zurückkehren und hätten dann Ihr Geld verloren!"

Bei der Reise nach Südafrika kommt endlich noch in Betracht, daß dieselbe mit sehr verschwindenden Ausnahmen eine völlig ruhige, sturmfreie zu sein pflegt, so daß sie in der That als Vergnügungs-Reise empfohlen werden kann. Es gibt vielleicht auf der ganzen Welt keine angenehmere Seefahrt, wenigstens von Madeira ab. Von besonderen Unfällen reden wir dabei natürlich nicht. Diese kommen leider auf englischen Fahrzeugen in Folge der herrschenden Sorglosigkeit, der oft allzu starken Anforderungen an die Schiffsmaschine, sowie des notorisch geringwerthigeren englichen Gußstahles, der bei den letzteren in Anwendung kommt, ungleich häufiger vor als auf deutschen Schiffen. So fuhr vor Kurzem einer der Prachtdampfer dieser südafrikanischen Linien mit solcher blinden Hast in den Hafen von Capstadt ein, daß er sich an den dortigen Molen die Nase einrannte, was einen Reparaturaufwand von mehr denn 20000 Mark erforderte. Bei der Rückreise des Verfassers von da brach eines Tages gar die mächtige Welle, welche die Schiffsschraube dreht. Das Fahrzeug bekam dabei einen derartigen Leck, daß es sich auf die Seite neigte.

Man kann sich die Panik vorstellen, die in Folge dessen unter der großen Zahl von Passagieren losbrach, zumal das Unglück noch in der Nacht passirte und die Schiffsmannschaft mit mehr Geräusch, als nöthig gewesen wäre, die zehn großen Rettungsboote, die auf Deck hingen, in Bereitschaft setzte, indem sie Wasser, Proviant u. dergl. dahinein verbrachte. Man vermochte bei dieser Gelegenheit zu erkennen, daß es auch recht feige Menschen unter den kaltblütigen Söhnen Alt-Englands giebt. So weinte ein Herr, der aus Indien kam und vorher durch seine athletische Gestalt, die Abenteuer, die er bestanden haben wollte, sowie die herrlichen Reiterstiefel von Glanzleder, welche er trug, allgemein imponirt hatte, wie ein Kind. Glücklicher Weise gelang es übrigens, den Schaden nothdürftig auszuflicken, so daß einige Tage später die Reise, allerdings nur im Schneckengange, fortgesetzt werden und auf eine Bootfahrt nach dem gerade ziemlich fernen Festlande verzichtet werden konnte. Die Hoffnung, dabei einen Dampfer zu treffen, der die Passagiere zu übernehmen vermöchte, erfüllte sich nicht. Das einzige Schiff, das passirt wurde, eine französische Corvette, erklärte, auf so viele Menschen nicht eingerichtet zu sein und dampfte weiter. Nach etwa zwei Wochen voll banger Ungewißheit kam endlich Madeira in Sicht, wo ein Reservedampfer bestiegen wurde. Das wäre unmöglich gewesen, hätte sich nicht während der ganzen Zeit die See so außerordentlich ruhig verhalten. Ein auch nur einigermaßen heftiger Sturm würde das invalide Schiff mit Mann und Maus zu Grunde haben gehen lassen, wie denn dasselbe auch in den europäischen Zeitungen — man kann sich denken, zu welchem Entsetzen der Lieben, die den Passagieren etwa zu Hause lebten — bereits als verloren bezeichnet worden war.

Selbstverständlich gehören derartige schwerere Catastrophen immerhin zu den Ausnahmen. Indeß auch wenn Alles ganz glatt verläuft, wird doch die Freude allgemein sein, wenn die Fahrt, welche von Madeira ab volle 14 Tage nur Himmel und Wasser sehen ließ, dem Ende zuneigt. Dieser sehnlichst erwartete Umstand kündigt sich in der Regel dadurch an, daß man am Abend des letzten Tages einem Dampfer derselben Gesellschaft begegnet, welcher einige Stunden vorher Capstadt europawärts verlassen hat. Die verwandten Fahrzeuge

pflegen sich dann stets durch ein Brillantfeuerwerk von bunten Raketen zu begrüßen, welches das hundertfache Hurrah der Passagiere begleitet. Von da ab bemächtigt sich des ganzen Schiffes eine Art Freudentaumel, der mit jeder Stunde zunimmt und bis spät in die Nacht andauert. Bei der Abendtafel traktirt der Capitän die ganze erste Cajüte mit Champagner und bringt selbst einen langathmigen Toast aus, der von einem der fischblütigen Gentlemen in ähnlicher Weise beantwortet wird. In der Regel erhält dabei der Leiter des Schiffes auch das Geldgeschenk, welches nach englischer Gewohnheit für ihn unter den Passagieren gesammelt wurde und das nicht selten 80—100 Pfund Sterling (1600—2000 Mark) beträgt. Während dann noch die Gläser klingen, tönt plötzlich der Ruf: „Leuchtfeuer von Capstadt in Sicht" — und Alles stürzt nach oben, sich selbst zu überzeugen. Richtig, dort, gerade vor uns, funkelt am dunklen Nachthimmel ein helles Sternlein; dort liegt das erstrebte, jetzt freilich noch nicht sichtbare Land. Nun gibt's ein Umarmen und Jauchzen und manche weißköpfige Flasche muß noch ihren schäumenden Inhalt hergeben, um dann selbst in's Meer hinausgeschleudert zu werden.

Das letztere nimmt freilich diese muthwillige Störung seines großen Friedens schließlich recht übel. Bald nach Mitternacht geräth es unversehens in eine so wilde Gährung, daß unser gewaltiger Dampfer wie eine von plumper Hand gestoßene Wiege nach rechts und links schwankt und mitunter fast umstürzen zu wollen scheint. Manche der armen Reisenden, die eben erst mühsam mit schwerem Haupte ihr Lager erklommen haben, werden da wieder aus demselben herausgeschleudert oder karamboliren doch in unliebsamer Weise mit allerlei Kanten and Ecken. Indeß gerade dies Ungestüm des Oceans ist ein Zeichen, daß unsere Erlösung aus dem schwimmenden Kerker naht, wir haben die stets von schwerer See umlagerte Mündung der weiten Tafelbai passirt. Wenn es nun endlich hell wird, liegt ein unvergeßliches Bild vor uns.

Eine ausgedehnte, weiße Häusermasse zieht sich vom Meeresufer über sanfte Hänge empor bis dahin, wo dunkle Pinienwälder und hellgrüne Buschmassen sich anschließen, um einen freundlichen Rahmen für die große Ansiedlung zu bilden. Ganz unvermittelt baut sich dann aber

das Terrain zu einer senkrechten, absolut kahlen, altersgrauen, himmelhohen Mauer auf, die oben auf ihrer lang gedehnten Zinne so regelrecht abgeschnitten, so fast genau horizontal eingeebnet ist, daß man auf den Gedanken kommen könnte, sie sei von Menschenhand aufgeführt, wenn Menschen überhaupt ein so gigantisches Werk zu schaffen vermöchten. Das seltsame Naturgebilde ist nicht eigentlich schön, dazu erscheint es zu einförmig, zu plump, es fehlen die schlanken Gipfel, die bei anderen Gebirgen einen so harmonischen Uebergang von der massigen Erde hinauf zur lichten Welt des Aethers darstellen, aber imponirend, erschütternd wirkt es auf alle Fälle. Fremdartig, wie eine ganz andere Welt, schaut es uns an. Und in der That, wir haben auch ein gar besonderes Stück Erde, haben so zu sagen den äußersten Thorpfeiler bewohnten Landes vor uns. Wenige Meilen von da beginnt das südliche Polarmeer, das schließlich in jene Schnee- und Eiswüste übergeht, die größer ist als alle Wüsten der Erde zusammen, die dem ganzen afrikanischen Continent an Ausdehnung fast gleichkommt, in deren Heiligthum noch nie ein Sterblicher eindrang und wohl auch nie einer eindringen wird. Ja, Capstadt und sein Tafelberg, die, wenn wir wieder hier in unserer nordischen Heimath weilen, fast unter unseren Füßen liegen, üben auf Jeden, der das Glück hat, bis in solche Fernen vorzudringen, einen Zauber unbeschreiblichster Art aus.

Und dieser Zauber, dieser Reiz des völlig Neuen hält auch an, wenn wir nun dem Ziele näher kommen. Der Dampfer legt an den prächtigen Molen an, durch deren Herstellung der ehemals so berüchtigte Hafen in einen der besten auf der Welt verwandelt worden ist. Alsbald drängt sich am Ufer eine Menschenmenge so buntfarbig, wie man sie nicht so leicht wieder auf einer Erdstelle sehen wird. Da sind kraushaarige Neger und gelbe Malayen, Hottentotten und Chinesen, Creolen drüben von Amerika und Mulatten aus den Städten der afrikanischen Küsten, Araber von Sansibar und Indier vom Gangesufer, baumlange Germanen mit blondem Haar und hellen Augen, die Kinder Hollands, Englands und selbst Dänemarks, neben kleinen, gluthäugigen Romanen, Portugiesen vom Congo und Franzosen von der Insel Bourbon

und Mauritius. Wahrlich die Völkerversammlung dort in Jerusalem, am ersten Pfingstfeste, als Parther und Elamiter, Kreter und Araber, Juden und Judengenossen beisammen waren, konnte mannigfaltiger nicht sein als dieses Gemisch von Gesichtern, Sprachen und Kleidungen, denn bezüglich der Letzteren geht es von der Uniform, dem Frack und der Pariser Robe bis zum durchlöcherten Hemd und dem Lendenschurz herab.

Wo die Bevölkerung eine so zusammengewürfelte ist, wird auch die Stadt in ihrer ganzen Art einen originellen Charakter tragen. Statten wir ihr also einen Besuch ab! Der Weg vom Hafen bis in ihr Inneres ist nicht weit, indeß nach der langen Fahrt wanken wir auf dem festen Boden wie Betrunkene und Capstadt hat zudem ein noch sehr warmes Klima, darum benützen wir gern eine der Droschken, die uns umdrängen, ja in ihrer Dienstfertigkeit fast umfahren, sobald wir das Land betreten haben. Diese südafrikanischen Gefährte sind genau den Londonern nachgebildet und doch wieder recht originell. Die Rosselenker auf dem hohen Sitz repräsentiren ebenfalls die verschiedensten Racen und an jedem Wagen prangt eine stolze Bezeichnung wie an dem größten Seedampfer. Da lesen wir „Bismarck", „Stern von Afrika", „Königin von England" u. s. w.

Unser Weg führt uns an einer Stelle vorbei, wo in dem eisenharten Basaltboden ein weites Bassin für ein Schiffsdock ausgehauen wird. Hier arbeiten unter Aufsicht von Schildwachen mit geladenem Gewehr hunderte von Kerlen, welche helle Nummern auf ihren Jacken tragen. Es sind Zuchthäusler, jedoch nicht Räuber oder Mörder, sondern Diamantendiebe aus den bekannten Minen von Kimberley, denn eine Veruntreuung der kostbaren Steine wird in Capstadt strenger gerügt als ein Vergehen an einem Menschenleben. Selbst wegen bloßer Hehlerei kann man sich hier einige Jahre Strafarbeit unter heißem Himmel zuziehen und wer Diamanten in der Tasche führt, ist sicher gegen Unannehmlichkeiten nur dann, wenn er gleichzeitig eine obrigkeitliche Bescheinigung über den rechtmäßigen Erwerb derselben besitzt. Es mag allerdings der Betrug in den erwähnten Diamantfeldern einen enormen Umfang erreicht haben. Beispielsweise pflegen mitunter Arbeiter Diamanten zu verschlucken, um dieselben

so vor der am Feierabend üblichen Leibesuntersuchung zu verbergen. Es werden deshalb neuerdings dortselbst auch die Excremente der Leute noch durchspürt und Diamantgräber, welche ihr Arbeitsverhältniß zu lösen wünschen, müssen nach ihrer Ablohnung noch 1—2 Tage in Gewahrsam bleiben, bis das Verdauungsgeschäft endgiltig abgeschlossen ist.

Doch nun fort mit dem düsteren Bilde! Lachende Perspectiven thun sich uns wenig später auf, lange, breite Straßen mit kleinen, meist nur einstöckigen Häuschen, über deren platte Dächer an einigen Stellen hohe Palmen hinwegragen. Der Boden ist freilich ungepflastert, so daß es an Staub im Sommer und an Koth im Winter nicht fehlt. Der Ort, den wir uns daheim wohl als eine stolze englische Capitale dachten, ist eben wenig mehr als ein großes Dorf, dem freilich der überall sichtbare Tafelberg mit seinen starren Wänden einen großartigen Hintergrund verleiht. Einige wenige Partien schwingen sich allerdings auch zu einem großstädtischen Anstriche auf. Da gibt es hübsche Kirchen von allerlei Secten — fehlen doch in Capstadt selbst einige Moscheen nicht —, glänzende Kaufläden mit allerlei Waaren, europäischen wie Landeserzeugnissen, als Straußenfedern, Elefantenzähnen, Antilopenhörnern, kostbaren Decken aus Wildfellen, namentlich dem berühmten Silberschakal, Südfrüchten, wie Orangen, Ananas u. dgl., endlich selbst einige Paläste, wie das Parlamentshaus, das Gebäude der Standard-Bank und der Bahnhof. Der letztere ist sogar elektrisch beleuchtet, was zu dem Gewimmel von dunkelhäutigen zerlumpten Naturkindern, das sich dort stets dem Auge bietet, nur wenig passen will. Ein abgehender Zug bildet den Höhepunkt der Unterhaltung, die man dortselbst findet. Fürchterlich zusammengekeilt in den engen Wagen dritter Classe, erinnern die wilden Gestalten, die unter allerhand articulirten und unarticulirten Lauten in's Binnenland Afrika's hineinfahren, mehr an eine Menagerie, die in ihren Käfigen transportirt wird, denn an Menschen und „Brüder". Wie aber so oft in überseeischen Gebieten, streifen dort auch Uncultur und Cultur unvermittelt an einander, denn siehe, da, im weichgepolsterten Coupé erster Classe reist mit demselben Zuge der vornehme englische Minenbesitzer, der reiche holländische Colonist.

Für ihre Bequemlichkeiten gibt es selbst einen Schlaf- und einen Restaurationswagen, doch macht sich bezüglich des letzteren die englische Bigotterie wieder insofern geltend, als man zum Trinken nur Kaffee oder Thee haben kann, und doch währt die Fahrt bis Kimberley, dem gegenwärtigen Endpunkt der Linie, nicht weniger als 36 Stunden.

Das hochinteressante Leben, das sich in dem Bahnhofe so zu sagen potenzirt findet, pulsirt natürlich auch in den Gassen. Da rollen Leiterwagen aus der Capcolonie mit 10, 12 und mehr Ochsen davor, Officiere in blutrothen Uniformen mit weißen Sonnenhelmen sprengen vorüber, betrunkene Matrosen necken sich mit kichernden Negerinnen, kleine braune Buben bieten mit gellender Stimme ellenlange Hummer (die scheerenlose „Languste"), die im Hafen in Unmassen gefangen werden und pro Stück nur etwa 8—12 Pfennige kosten, so daß man sie den „Fisch der Neger" nennt, zum Verkauf oder struppige Kerle, die so schmutzig sind, daß sich nicht mehr unterscheiden läßt, sind sie wirkliche Neger oder nur halbe, vollführen auf primitiven Blechtrompeten einen ohrenbetäubenden Lärm, um auf ein halb Dutzend Fische aufmerksam zu machen, die sie auf einem Karren mit sich führen. Gelegentlich zieht wohl auch mit Pauken und Posaunen ein Regiment der „Heilsarmee" einher, die wohl nirgends anders einen so colossalen Zuzug gefunden hat, als unter dem aus allerlei Ländern zusammengelaufenen Gesindel von Capstadt. Dann thut man allerdings gut, sich zu sagen, daß das Schauspiel eine religiöse Uebung sein soll, denn eine solche Rotte von dunkelfarbigen, halb nackten Männern und Weibern mit ihrem wüsten Gebrüll, das sie Singen nennen, stellt eher ein Zerrbild des Christenthums dar, erinnert an ein plötzlich aufgethanes Irrenhaus oder die „wilde Jagd" der Sage.

So lebhaft nach Alledem aber auch das Treiben auf den Straßen von Capstadt ist, so hält es doch keinen Vergleich mehr aus mit dem Verkehr von ehedem, als der Suezkanal noch nicht gebaut und der Ort noch die Hauptetape auf dem Wege nach Indien, die große, unvermeidliche Kohlen- und Proviantstation für alle Dampfer nach Asien und Australien war. Damals wurden von farbigen Händlern

alljährlich für viele Millionen alle möglichen Waaren, welche große Exportfirmen in der Stadt lieferten, in's Innere des Landes verführt und dafür von dorther Heerden von Rindern, die oft nach Tausenden zählten, nach der Küste gebracht. Das Alles ist durch einen einzigen Mann, der Lesseps heißt, geändert worden. Der Hafen von Capstadt sieht nur noch wenig Schiffe, die gewaltigen Waarenniederlagen stehen geschlossen, der Verkehr mit dem Hinterland, namentlich der große Viehzutrieb, ist unterbunden. Nicht einmal die kostspielige Bahn nach den Diamantfeldern und der Grenze von Transvaal vermochte den Niedergang der alten Handelsmetropole aufzuhalten, denn da Port Elisabeth, eine Stadt an der Südkante des Continents, ebendahin einen wesentlich kürzeren Schienenstrang besitzt, so hat sich der Handel mit jenen Gebieten nach letzterem Orte gewendet. Capstadt ist eine bankrotte Stadt. Fast täglich hört man dort von Geschäftsleuten, die der alten Heimath und natürlich auch ihren Gläubigern heimlich den Rücken kehren, um in den Goldfeldern von Transvaal, denen je länger je mehr überhaupt alles von weit und breit her zuströmt, ihr Heil von Neuem zu versuchen.

Der mercantile Verfall von Capstadt ist wohl auch mit Schuld daran, daß man dort verhältnißmäßig wenig Europäern in der Oeffentlichkeit begegnet, doch erklärt sich das auch noch aus anderen Ursachen. Das Klima übt in jener Gegend einen eigenthümlich verweichlichenden, erschlaffenden Einfluß aus. Ist es doch selbst im dortigen Winter, der in unsere Sommermonate fällt, so warm, daß der Ankömmling aus dem Norden noch stetig transpirirt. Schnee fällt niemals, nur wolkenbruchartiger Regen. Einzig und allein die hohen Berge im Innern der Colonie, die man trotz der großen Entfernung doch recht gut sehen kann, zeigen dann weiße Hauben auf ihren nackten Schädeln. In dieser dunstig warmen Regenzeit zittern die Herren, die schon länger im Lande sind, vor Frost und die Damen gehen gar in Pelzen, sie fühlen sich erst behaglich, wenn in den Monaten, wo bei uns der Winter anrückt, über sie der südafrikanische Sommer mit sehr starker Sonnengluth hereinbricht. Arbeiten, ausgehen, sich Bewegung machen fällt ihnen aber dann auch nicht ein. Das schöne Geschlecht träumt hinter geschlossenen

Jalousien im Schaukelstuhle, die Männer sitzen beim Würfelspiele in den zahlreichen Schankstuben und genießen dazu mit Vorliebe Wisky mit Sodawasser. Auch deutsches Bier wird viel consumirt, obgleich die Flasche 1 1/2 Mark kostet. Geld, das sei bei dieser Gelegenheit gleich bemerkt, ist in Capstadt aber wirklich „nur Chimäre". Trotz des erwähnten Ruins der Stadt wird doch, wie in allen überseeischen Plätzen, die Arbeit des weißen Mannes noch sehr gut bezahlt und das wieder hat zur Folge, daß alles ungeheuer theuer ist. Dem neu Ankommenden wird denn auch von allen Seiten eingeschärft: „Rechnen Sie doch um Gottes willen hier nicht nach einzelnen Mark, sondern nach Zwanzig-Markstücken". Der erwähnte leichte Erwerb kommt natürlich der Trägheit, zu welcher das weiche Klima verführt, sehr zu statten und so erzeugt sich denn eben ein so ausgiebiges Wirthshausleben, wie man es nicht so leicht wieder findet. Leider bleiben nur auch die Folgen davon nicht aus. Leberleiden, Nervenzerrüttung und selbst Säuferwahnsinn sind dort unten ziemlich häufig.

Ein letzter Grund für das geringe Auftauchen von Europäern auf den Straßen der Stadt liegt freilich auch darin, daß viele derselben außerhalb, in den außerordentlich reizvollen Vororten wohnen. Das führt uns zu einer kurzen Schilderung der letzteren, durch die erst unser kleines Bild von Capstadt ein abgeschlossenes wird.

Wer Italien kennt, der weiß, wie anziehend sie sind, die kleinen, sauberen Campagnen, die vor sich das duftig blaue Meer und im Rücken dunkle Pinienhaine haben, zwischen denen da und dort steife Cypressen, stachelige Cacteen, fruchtbeladene Orangenbäume oder duftende Myrthen und Lorbeerbüsche zum Vorschein kommen. Solche Idyllen voll südlicher Herrlichkeit hat auch die Umgebung von Capstadt in Menge aufzuweisen, stundenlang dehnen sich die von ihr auslaufenden Villencolonien aus, aber der Zauber der „Gärten der Hesperiden" erscheint hier noch verstärkt. Das unermeßliche Meer, das die niedlichen Besitzungen bespült, donnert mit einer majestätischen Gewalt gegen die Uferklippen, wie sie nur dem südatlantischen Ocean geworden, in den Gärten leuchten neben den bekannten Kindern der Mittelmeer-Flora fremdartige Gewächse in tropischer Farbenpracht und dahinter ragt die bizarrste Bergfigur, die es geben kann, der

massige Tafelberg, empor, einer spanischen Wand gleich, die das herrliche Stück Welt von der übrigen Erde abschließt. Wahrlich, einen schöneren Naturgenuß dürfte man kaum finden können als den, in bequemer Equipage, an denen in Capstadt kein Mangel ist, durch dieses Eldorado zu rollen, das schon mehr zu dem vielgefeierten Indien als zu dem berüchtigten Afrika zu gehören scheint.

Wir nehmen nun Abschied von der alten Stadt an der Tafelbai, die eine Art Gegenstück zu dem bekannten Hammerfest droben am Nordcap bildet und doch so ganz anders geartet ist als diese Stadt eines fast ewigen Winters. Wo könnten wir das aber besser, als droben auf der Zinne des Tafelbergs, der uns schon lange mit magischer Gewalt anzieht!

Freilich der Marsch ist schwieriger, als man bei einem kaum 4000 Fuß hohen Berge erwartet. Er führt zunächst über Schuttkegel, die unser besonderes Interesse durch die sogenannte Capflora, eine Pflanzenwelt, die nur auf diesem Südzipfel Afrika's, sonst nirgends auf der Welt wieder zu finden ist, erregen. Hier gibt es Zwiebelgewächse mit nur einem großen Blatte, das flach auf dem Erdboden aufliegt als sei es aufgeleimt, dann wieder Büsche, welche prächtig rosenroth angehauchte, den Tannenzapfen ähnliche Früchte tragen, ferner ganze Wälder der sogenannten Silberpappel, deren lange, metallisch grell schimmernde Blätter bei etwas Wind wie Wetterleuchten in der Luft flimmern und sich getrocknet gleich dem besten Pergament beschreiben und bemalen lassen, u. a.

Liegt diese Zone hinter uns, dann gilt es, in einer Art Kamin, einer Altersrunzel des trotzigen Recken, aufwärts zu klimmen. Ein schwindelfreier Kopf ist jetzt nöthig, denn immer furchtbarer gähnt neben uns die senkrechte Tiefe. Doch endlich sind wir oben und sehen uns nun nach dem halsbrecherischen Steige mit um so größerem Behagen auf einem wahren Tanzboden, so weit und so eben ist das ungeheure Plateau des Gipfels.

Da läßt sich denn die eigenartige Rundschau mit voller Muße betrachten. Nach vorn schweift das Auge über das unermeßliche, einsame Meer, und drehen wir uns um, so haben wir ein nicht weniger stilles Bild, das Innere der Capcolonie, kahle, wilde Berg-

reihen, von denen eine immer hinter der andern aufsteigt bis zum fernen Horizont, einem erstarrten Meere, einer riesigen Reliefkarte nicht unähnlich. Es möchte uns grausen angesichts dieser Welt voll Verlassenheit, wenn der Blick nicht schließlich auf der großen weißen Stadt haften bliebe, die uns derart zu Füßen liegt, daß wir wähnen, mit einem Steine in ihre Schornsteine treffen zu können. O Riesenleib von Afrika, was wärest du, wenn nicht das kleine Europa an dir meiselte wie ein Meister an einer Colossalstatue, gegen die er nur ein Zwerg ist!

Doch auf aus unseren Träumen, denn ein böser Feind rückt heran! Dort an der Wand hängt ein unansehnliches Nebelfleckchen. In kurzer Zeit wird es eine ganze Wolke sein, die sich über uns breitet und uns auf dem Heimweg verderben möchte. Häufiger noch, als der Pilatus in der Schweiz, ist der alte Tafelberg in dieser Weise der Tummelplatz tückischer Dunstgebilde und für manche wurde er schon zum schaurigen Grabe. Darum rasch abwärts auf der Capstadt abgekehrten Seite der Erhebung! Dort ist der Weg leichter und zudem gelangen wir dann auch noch an einen Punkt, wo uns eine Stärkung trefflichster Art zu Theil wird.

Am Fuß des alten Titanen treten wir aus seinen furchtbaren Steinwüsten unvermittelt in üppige, weit ausgedehnte Weingelände. In ihrer Mitte finden wir ein schloßartiges Haus, wo uns gemüthliche Oesterreicher, fachmännisch gebildete Weingärtner aus Klosterneuburg, freundlichst begrüßen. Sie führen uns in einen mächtigen Schuppen. Hier liegt Riesenfaß an Riesenfaß.

Wir sind in Constantia, der weltberühmten Musterplantage der Capregierung, und was uns nun credenzt wird und alsbald in unserem Innern mildes Feuer durch alle unsere Adern gießt, ist der vielgepriesene Capwein. Er ist es werth, daß wir ihm die letzten Stunden weihen, ehe wir wieder unser Fahrzeug besteigen und der alte Tafelberg hinter uns in den Fluthen versinkt, als sei das Ganze nur ein schöner Traum gewesen.

In Vulkans Hauptschmiede.

Steirische Reisereminiscenz.

Es hat Jemand einmal gesagt, Oesterreich leide an einer übergroßen Bescheidenheit. Und in der That, wenn man erwägt, wie manches Staunenswerthe in den letzten Jahrzehnten innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle geschaffen worden ist, ohne daß, wie es noch heutzutage in anderen Ländern der Brauch zu sein pflegt, die chauvinistische Lärmtrommel gerührt worden wäre, so muß man dem nur Recht geben.

Neuerdings nun wurde ein weiterer Beleg zu jenem Ausspruch geliefert. Ohne Sang und Klang, ja in einer Weise fast, als wollte man die Augen der großen Welt absichtlich fern halten, fand im Juni des Jahres 1892 im österreichischen Kaiserstaat die Eröffnung einer Schienenstrecke statt, welche bezüglich ihrer unglaublich kühnen Anlage, der hochromantischen Natur, in die sie hineinleitet, sowie der nicht weniger interessanten wissenschaftlichen Objecte, die sie der Beobachtung näher bringt, zu den bemerkenswerthesten Bahnen des ganzen Continents zählt. Wenn wir dieselbe im Nachstehenden schildern, sind wir überzeugt, daß unsere Leser uns nicht nur im Geist auf der Fahrt begleiten, sondern auch versucht sein werden, bald dieses Wunderwerk alpiner Eisenbahnbaukunst mit eigenen Augen zu schauen.

Ich war im fernen Orient gewesen. Die Hitze ließ mich den Alpen zufliehen. Doch auch im schönen Graz fand ich die erquickende Kühle noch nicht, nach der ich mich sehnte. Ich beschloß, tiefer in's Heiligthum des Hochgebirges einzudringen und war bereits dabei, die Linie über St. Michael nach Selzthal zu benützen, als mich ein Herr, mit dem ich zufällig in's Gespräch kam, auf die neue Route über Vordernberg und Eisenerz aufmerksam machte, die er soeben befahren habe und die das Großartigste sei, was er je gesehen. Sofort änderte ich meinen Schlachtenplan und befand mich wenig später in Leoben, allwo der Weg nach meinem Ziele abzweigte. Hier dictirte der Fahrplan eine längere Pause, die ich benützte, um das nette Städtchen zu besichtigen. Man merkt es demselben kaum in seinem Innern an, daß es rund ein Tausend Jährchen auf dem Rücken hat. Gegen den Bahnhof zu siedelte sich sogar eine ganz moderne Vorstadt mit geraden Straßen und eleganten Häusern an. Den Hauptreiz des Ortes aber bilden die ringsum steil ansteigenden Gelände mit dem prächtigen Durcheinander von ernst dunklen Hochwäldern und saftigen Almenwiesen, wie es eben nur Steiermark aufzuweisen hat. Einzig und allein die da und dort auf den Höhen qualmenden Fabrikschornsteine störten etwas das schöne Bild, doch erklärten sie zugleich, warum Leoben die reichste Stadt der ganzen Gegend bildet, denn sie stehen mit ergiebigen Steinkohlengruben in Verbindung.

Es fand gerade Brauertag im Orte statt. Zum Glück waren indeß die biederen Jünger des Gambrinus zu einer Excursion ausgerückt, sonst wäre wohl für mich nichts von dem famosen Pilsner übrig gewesen, das man hier verzapfte.

Hinter Leoben biegt die Vordernberger Bahn in ein rasch enger werdendes Thal ein. Die thaufeuchten Alpenwiesen rechts und links vom Waggon umrahmen hohe Waldwände, hinter welchen bald starre, nackte Kalkgipfel emporlugen. Namentlich fesselt schon nach Kurzem der mächtige Reichenstein, der uns bis an's Ende unserer kleinen Seitentour begleiten wird, den Blick. Ebenso zeigen die Insassen des Zuges jetzt ein anderes Gepräge. Statt des internationalen Reise-Publicums, das vorher die Waggons der großen

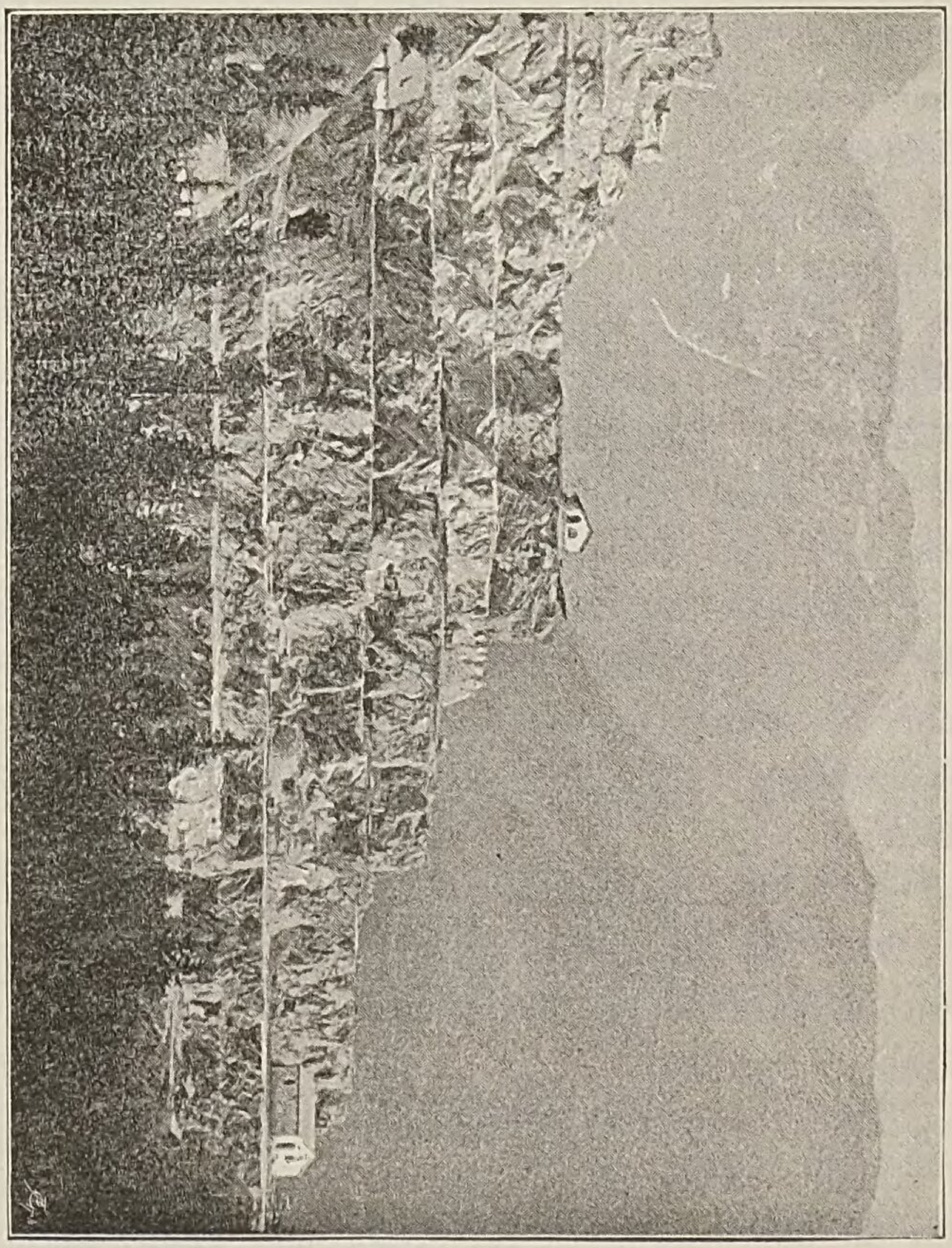
Südbahnlinie bevölkerte, herrscht hier der Einheimische vor, der Steirer mit Schnurrbart und kurzer Pfeife. Nur der industrielle Character, den die Landschaft schon bei Leoben zeigte, verliert sich nicht. Im Gegentheil, immer häufiger werden die bergmännischen Anlagen mit ihren Hochöfen und den Massen von Roheisen davor. Wir kommen eben rasch dem Brennpunkte der steirischen Eisenindustrie, der Hauptschmiede Vulkans näher.

Ich weiß nicht, ob es Andern auch so geht, auf mich machte diese eigenartige Umgebung, diese pustenden Riesenschmelztiegel, diese Hüttenwerke mit ihren verrußten Mauern und erblindeten Fenstern, hinter denen da und dort lohende Flammen glühten, dieses Hämmern und Dröhnen, die allenthalben auftauchenden markigen Arbeitergestalten mit ihren geschwärzten Gesichtern einen eigenthümlich erhebenden Eindruck. Es wehte so zu sagen eine Eisenluft, man mußte an Schwerter und Kanonenschlünde denken. Das Eisen ist ja freilich das gemeinste Erz, aber doch zugleich, geradeso wie das Brot unter den Nahrungsmitteln, das unentbehrlichste und das so zu sagen mannhafteste. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte"

Es war 5 Uhr Abends, als der Ruf: „Station Vordernberg" ertönte. Doch von einem Ort war nichts zu sehen. Nur schweigsame, steil ansteigende Nadelwälder standen um den einsamen Bahnhof her. Trotzdem herrschte hier ein auffälliges Leben. Ein Zug mit durchweg neuen, nach amerikanischem System mit Mittelgang versehenen Wagen machte sich zur Abfahrt bereit. Die Conducteure, gleichfalls in funkelnagelneuen Uniformen aus dunkelblauem Tuch mit orangefarbiger Verschnürung, brachten die Passagiere in den Coupés unter. Auch ich nahm Platz. Gleich darauf setzte sich die lange Wagenreihe in Bewegung, obwohl ich doch noch keine Locomotive an ihrer Spitze bemerkt hatte. Das Räthsel löste sich mir bald. Die Maschine, ein von ihren Collegen auf anderen Bahnlinien etwas verschiedenes, achträderiges Ungethüm, war hinter uns angespannt.

Es ging sofort scharf bergauf und zwar in einer keineswegs unangenehmen, aber doch ganz deutlich zu verspürenden ruckartigen

Weise. Ich trat auf die Plattform hinaus und da hatte ich auch schon die Erklärung der seltsamen Fortbewegungsart. Mitten zwischen dem Geleise lief — einer riesigen schuppigen Schlange gleich —



Der Erzberg mit den Abbau-Etagen.
(Nach einer Photographie von Ad. Kurka in Eisenerz.)

die Zahnradstange hin, in deren scharfen Zacken wir wie auf den Sprossen einer endlosen Leiter aufwärts kletterten. Das jetzt in brausenden Caskaden neben uns zu Thal rauschende Gebirgswasser verstärkte noch den seltsamen, fast einer leichten Beklemmung ähnlichen Eindruck, den wir auch von den rasch näher zusammenrückenden und höher sich emporreckenden Steilgehängen rechts und links empfingen.

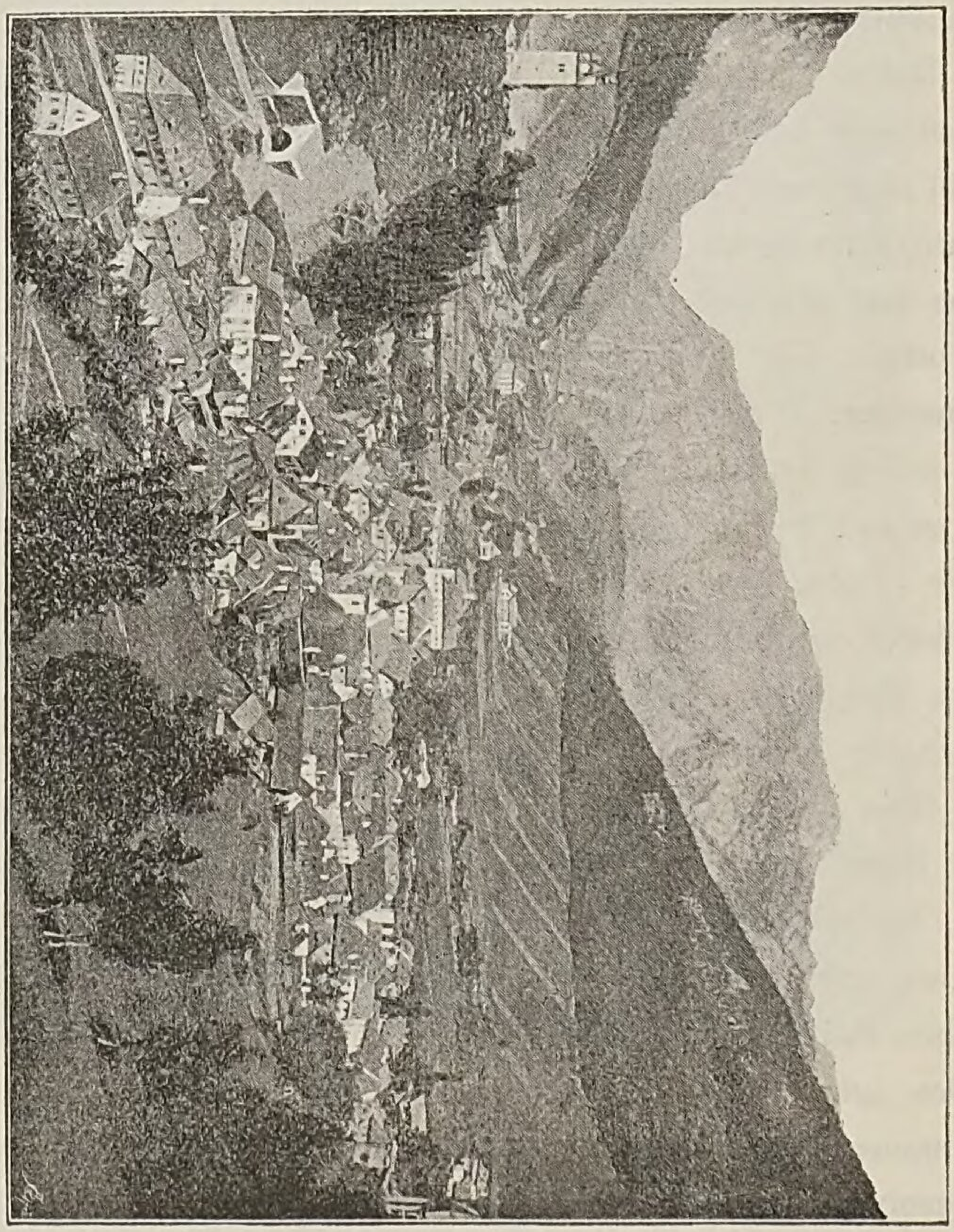
Da ein schriller Pfiff! Wir halten. Dicht zu unserer Linken, nur bereits etwas tiefer, breitet sich die zuvor vergeblich gesuchte

Stadt Vordernberg aus, oder vielmehr sie breitet sich nicht aus, sondern ihre, mit verwitterten, rostfarbigen Ziegeln gedeckten Häuser, zwischen denen hie und da Hochöfen mit Schloten und Anbauten in den wunderlichsten Formen aufragen, drängen sich in der engen Thalmulde zusammen, als ob sie fürchteten, daß die ungeheuere Felspyramide des Reichenstein, die mit ihren nackten, senkrechten Wänden unmittelbar hinter ihrem Rücken in die Lüfte steigt, auf sie niederstürzen könnte.

Unsere Reise geht schnell wieder weiter, doch kommen wir deswegen von dem altersgrauen Bergstädtchen noch nicht sogleich los. Wohl noch eine halbe Stunde bleibt es uns in Sicht, nur daß es immer tiefer unter uns hinabsinkt. Denn nunmehr schiebt uns die hinter uns keuchende Maschine auf noch viel steilerer Bahn aufwärts als zuvor. Mit jedem Kolbenstoße so zu sagen wird der Niederblick großartiger. Von einem kleinen weißen Kirchlein mit spitzem Thurme, der, so sehr er sich auch reckt und streckt, doch nicht im entferntesten bis zu uns herauflangt, abgesehen, hat das einsame Hochthal auf seiner Sohle jetzt nur noch vereinzelte Bauernhäuschen und Heustadel aufzuweisen. Im Uebrigen bildet es eine einzige Wiesenfläche, einen ununterbrochenen Rasenteppich von einem so wunderbar gesättigten Grün, wie ich es noch selten anderwärts wieder gesehen. Die kleine Idylle heimelt um so mehr an, als sie uns gerade gegenüber ihren jähen Abschluß findet in dem Riesengebilde des Reichenstein, der sich allmählig zu einem ganzen Kalkgebirgsstock mit Zacken, Graten und Schroffen à la Karwendelgebirge in Oberbayern oder Wilder Kaiser bei Kufstein entwickelt hat. Zur Zeit meiner Fahrt klebten zudem noch einzelne Flatterwolken an den erschreckend steilen Felsmauern oder streiften über die unnahbar scheinenden Gipfelspitzen, während zu Füßen in der Tiefe bereits die Abenddämmerung sich einschlich. Das Ganze bildete eine Landschaft, die mich mit ihrer erhabenen Monotonie, ihrem eigenthümlichen düsteren Ernst viel weniger an die Alpen als an norwegische Scenerien gemahnte. Indeß sollte das Bild zu guter letzt doch auch noch einen freundlichen Schimmer erhalten. Allmählig tauchten nämlich auch zu unserer Rechten über den dunklen Waldcoulissen nackte, schroffe Gipfel auf,

so die Griesmauer, der Polster und dahinter der mehrzackige Hochthurm. Diese wilden Gesellen erglänzten plötzlich in einem magischen, rosenrothen Lichte. Wir genossen das so seltene Schauspiel des Alpenglühens.

Uebrigens erinnerte uns nicht nur die rasche Erweiterung des Panoramas, sondern auch die kaum weniger rasche Abnahme der



Eisenerz.
(Nach einer Photographie von Ad. Kurka in Eisenerz.)

Temperatur daran, daß wir höher und höher emporgetragen wurden. Ein leichtes Frösteln befiel uns und wir waren daher schließlich gar nicht unangenehm berührt, als es hieß: Station Präbichl. Denn nun hatten wir den Culminationspunkt des Passes, beiläufig eine Seehöhe von fast 1300 m erreicht. Die Aussicht, wieder zu den

warmen Wohnsitzen der Sterblichen hinunter zu gelangen, winkte uns. Und das empfand man um so angenehmer, als zur Zeit auf dieser Höhe für Kehle und Magen, die sich nun einmal mit bloßem Naturgenuß nicht befriedigen lassen, noch gar nicht gesorgt ist. Das wird allerdings nicht immer so bleiben. Ein großes Hotel soll errichtet werden und dann dürfte der Semmering einen gefährlichen Concurrenten haben, nicht blos weil der Präbichlpaß fast 400 m höher ist als jener, auch nicht blos, weil hier viel mächtigere Hochgebirge in nächster Nähe aufragen, sondern namentlich, weil man von hier aus mit der Bergwerksbahn, deren Damm wir, nur bereits



Straße in Eisenerz mit dem Schichtthurm.
(Nach einer Photographie von Ad. Kurka in Eisenerz.)

viel höher als unsere Strecke, unweit von uns sich hinziehen sehen, noch ein bedeutendes Stück in der bequemsten Weise in's Hochgebirge selbst hinein gelangen kann.

Doch für heute wollen wir uns mit der Besichtigung unserer Linie begnügen. Wir eilen daher mit dem Zuge weiter. Ein Tunnel von nahe an 600 m Länge nimmt uns auf. Wenn wir aus demselben wieder heraustreten, erleben wir einen Augenblick, der uns unvergeßlich bleiben wird. Wir haben die nördliche Seite des Gebirgsüberganges vor uns. Dieselbe ist aber total anders geartet, als die südliche Partie. Der letzteren eignet bei aller Erhabenheit doch, wie erwähnt, eine gewisse Einförmigkeit. Das ist jetzt wie mit

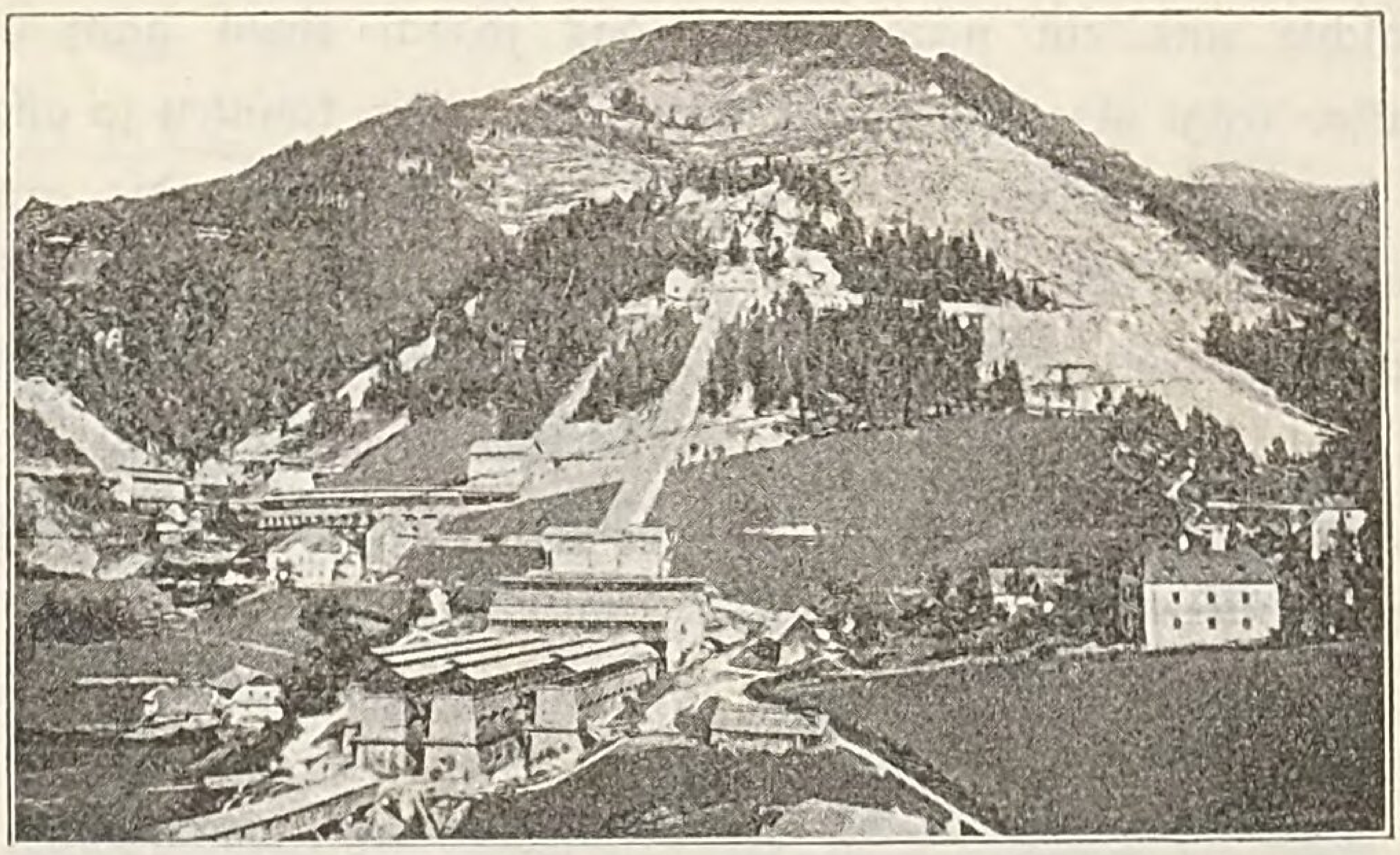
einem Schlage in's gerade Gegentheil verwandelt. In dämmernder Tiefe laufen vielverzweigte Thäler hin, aus denen sich allenthalben mannigfach gestaltete, hie und da noch schneebedeckte Hochgipfel erheben. Selten wieder wird man Gelegenheit haben, vom bequemen Wagen aus ein Alpenpanorama von solcher Großartigkeit zu bewundern.

Doch unser Zug, der jetzt bei dem jähen Absteigen seine Locomotive wieder an der Tête zeigt, eilt rasch weiter und ebenso rasch wechseln die interessantesten Bilder. Wir sehen uns plötzlich auf einem hohen Damm, der eine so abschüssige Böschung hat, daß das Auge wie über ein spitzes Kirchendach in die grausige Tiefe hinabgleitet, aus der mächtige Tannen ihre Spitzen begehrlich zu uns emporstrecken, gleich als möchten sie uns hinunter ziehen in ihren dunklen Schoß. Der Niederblick ist derart erschütternd, daß ein Grazer Student, der sich zu mir heraus auf die Plattform des Wagens gestellt hatte, schleunigst wieder ins Coupé hinein flüchtete, weil, wie er sagte, der Schwindel ihn zu erfassen drohte. Das Grausige der Scenerie wird übrigens noch dadurch bedeutend verstärkt, daß das Erdreich dieser furchtbar jähen Böschungen ein sehr schlechtes, lockeres Material ist, so daß hie und da bedeutende Abrutschungen stattgefunden haben. Wehe, wenn dabei auch einmal der eigentliche Bahnkörper selbst in Mitleidenschaft gezogen würde. Wagen und Menschen möchten dann bei dem schrecklichen Sturz in Atome zerschmettert werden.

Dabei ist jedoch die eben geschilderte Stelle nicht einmal die einzige in ihrer Art. Vielmehr erscheint alsbald ein kühner, 32 Meter hoher Viaduct, auf dem man erst recht zwischen Erde und Himmel hängt. Und dieser schwindligen Brücken, die einen um so beängstigenderen Eindruck machen, als sie nicht horizontal liegen, sondern meist sehr schräg geneigt sind, gibt es auch in der Folge noch eine ziemliche Anzahl.

Bei dergestalt gehäuften Effecten von nervenaufregender Art athmet man wohl erleichtert auf, wenn, wie sich das auf dieser Seite des Passes ebenfalls oft wiederholt, unvermuthet ein Tunnel die Außenwelt so zu sagen vor unseren Augen abschließt. In Wahrheit

freilich gewährt das dunkle Felsengrab auch keine Erholung. Bei dem großen Gefälle der Bahn ist starkes Bremsen erforderlich und das erzeugt ein Getöse, als ob ein riesiger Wasserfall sich neben dem Waggon durch die rabenschwarze Nacht ergösse. Bei dem zweiten dieser Tunnels, der nicht weniger als rund 1400 Meter mißt, genießt man das seltsame Concert natürlich ganz besonders lang. Allerdings schließen sich auch gerade an ihn dann die eigentlichen Glanzpunkte der ganzen Strecke an.



Die Förder- und Schmelzanlagen am Erzberge.
(Nach einer Photographie von Ad. Kurka in Eisenerz.)

Wir gewahren, zur Rechten aus dem Coupéfenster schauend, einen Schienenstrang, der tief unter uns sich hinzieht. Es ist unsere Linie. Dahinunter müssen wir noch steigen. Wir wenden den Blick nach links. Indeß auch hier keine mildere Staffage. Der schon oft genannte Reichenstein ist uns jetzt so nahe gerückt, daß wir in alle seine Runsen und Furchen hineinblicken können. Hie und da schimmert aus ihnen, in nur geringer Höhe über uns, noch Schnee und aus einer der wilden Schluchten stürzt sogar ein tosender Wasserfall nieder.

Wie mag es hier erst in früher Jahreszeit aussehen, wenn der gestrenge Winter, vom holden Lenz besiegt, mit grimmem Ungestüm den Rückzug antritt! Dann stürzen namentlich furchtbare Lawinen nieder, bis nahe an den Bahnkörper heran, gleich als wollten sie das schwache Menschenwerk hinwegfegen. Auch wenige Wochen vor

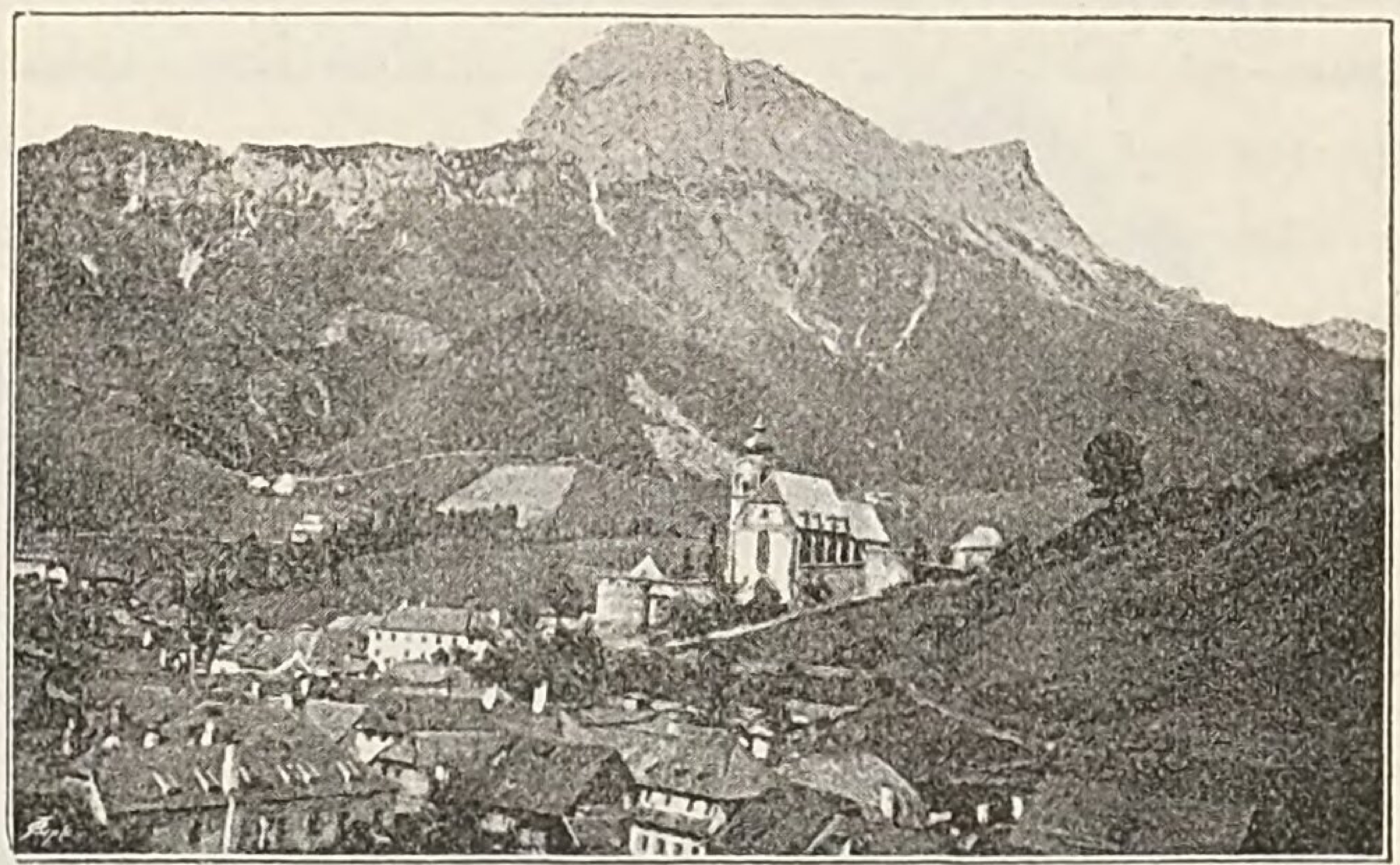
meiner Reise war eine solche Katastrophe eingetreten. Man sah noch in der Höhe die breite, steinige Rinne, welche sich die niedergehende Schneemasse gerissen, und nahe beim Bahndamm lagen sogar die Ueberreste eines ganzen Waldes, die gleichfalls dem eisigen Ansturm zum Opfer gefallen waren, geknickte Stämme, Wurzeln und Aeste, alles wild durcheinander gewirrt. Mehrere 100 Mann hatten Tage lang zu arbeiten gehabt, um das verschüttete und theilweise zerstörte Geleise wieder in Ordnung zu bringen.

Bald nachdem wir diese schauerlich schöne Stelle verlassen, überraschte uns ein neues Bild, das jedoch einen ganz anderen Charakter trägt als alles bisher Gesehene. Wir konnten ja allerdings schon von Vordernberg ab mehrfach Dinge bemerken, die auf einen umfangreichen bergmännischen Betrieb deuteten. Fast auf allen Haltepunkten befanden sich großartige Erzladerampen, vielfach standen dabei zugleich auch eiserne Erztransportwagen von seltsam konischer Form, von steilen Felsvorsprüngen grüßten ferner da und dort saubere Häuser, die wie Schwalbennester an den steilen Bergen hingen, nieder, die uns als Huthäuser bezeichnet wurden, ja wir passirten sogar eine Station, die schlechtweg Erzberg hieß. Doch von der Stätte, die für alle diese Vorkehrungen auch das betreffende Material, das in Frage kommende Metall lieferte, wurden wir bisher noch nichts gewahr. Jetzt endlich löst sich das Räthsel. Mittelst einer mächtigen Schlinge sind wir unvermerkt auf die tiefe Etage hinuntergelangt, auf der wir zuvor schon aus großer Höhe die Bahnlinie erblickten. Wieder gleiten wir über einen Viaduct. Da steht plötzlich uns zur Rechten eine Berggestalt originellster Art. Die eine schöne, hohe Pyramide bildende Masse ist nicht weiß, wie die Kalkriesen in ihrem Rücken, auch nicht grünschwarz, wie die bewaldeten Mittelgebirge an den Seiten, sondern roth, und, um das Seltsame des Anblicks noch zu erhöhen, vom spitzen Scheitel oben bis zur breiten Basis im grünen Thale drunten in richtige Treppenstufen zerlegt, so daß der ganze Berg das Aussehen einer riesigen, rothangestrichenen Etagère erhält.

Wir haben den weltberühmten Eisenerzer Erzberg, eine ziemlich isolirte, bis rund 1600 Meter ansteigende, fast durchweg aus bestem Eisenerz, sogenanntem Spateisenstein bestehende Erhebung, die dem

großartigsten Eisensteinbergbau Europas das Material liefert, vor uns. Eine kurze Belehrung über den letzteren dürfte Angesichts dieses Berges wohl am Platze sein.

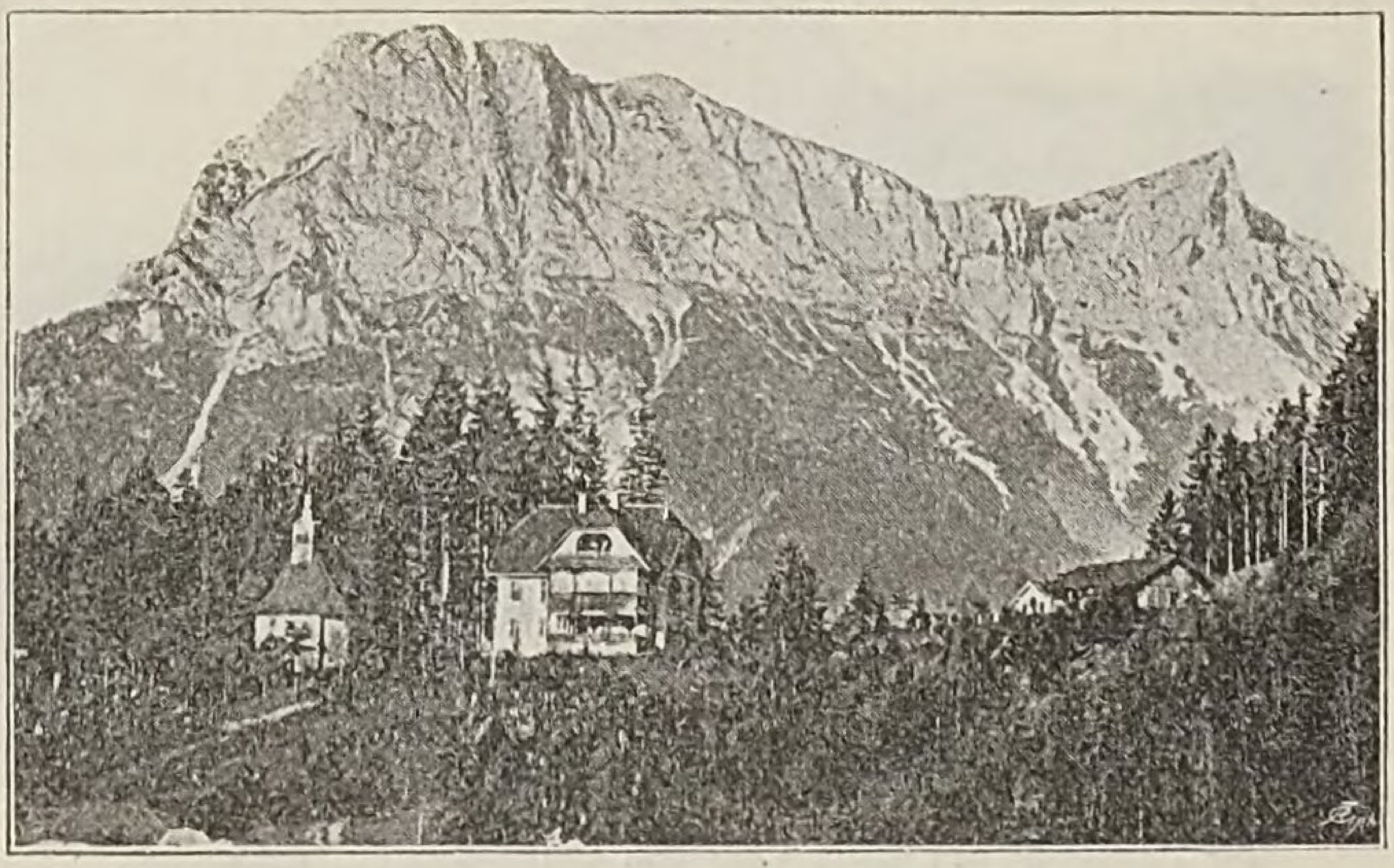
Der Eisenerzer Erzbergbau ist, wie dies die leichte Schmelzbarkeit des dortigen Erzes bei gleichzeitig sehr hohem Metallgehalt erklärlich macht, uralt. Bereits die Römer, wenn nicht gar die Ureinwohner des Landes, die Taurisker, betrieben den Abbau. Die Völkerwanderung unterbrach dann wohl denselben, doch wurde er nach einer Urkunde aus dem Jahre 712 um diese Zeit wieder aufgenommen.



Die Pfarrkirche von Eisenerz mit dem Pfaffenstein im Hintergrund.
(Nach einer Photographie von Ad. Kurka in Eisenerz.)

Die Abbaumethode blieb dabei die alte, man trieb sogenannten Tagbau, d. h. man grub ohne unterirdische Anlagen das brauchbare Erz einfach an der Erdoberfläche aus und schüttete das taube Gestein hinter sich, wo es liegen blieb. So entstand die oben geschilderte stufenartige Durchfurchung der ganzen gewaltigen Berggestalt. Das gewonnene Erz wurde dann in Schweinshäute gefüllt und auf einem seltsamen Fahrzeug, das vorn niedere Räder, hinten aber Schlittenkufen hatte, auf den abschüssigen, sogenannten Sackzugwegen in's Thal gebracht. Mit Anfang dieses Jahrhunderts gab man diese primitive Transportart, mittelst welcher beiläufig jeder „Häuer" täglich einen Wiener Centner Erz dem Schmelzofen zuführen mußte,

auf und richtete Sturzschächte, beziehentlich Bremsberge ein, um das gewonnene Material vom Berge in die Tiefe zu bringen. Die Abbau-Etagen, deren Zahl gegenwärtig rund 50 mit einer Höhe von 11—17 m beträgt, erhielten Förderbahnen, das Pulver mußte dem Dynamit weichen. Einen besonderen Aufschwung erlebte der altehrwürdige Bergbau aber dadurch, daß unter dem fürsorglichen Einflusse des Erzherzogs Johann von Oesterreich die ehemaligen vielen einzelnen Radwerke sich im Jahre 1829 zu einer Genossenschaft einigten, die bis 1890 in Thätigkeit blieb, zu welcher Zeit der gesammte Abbau in die Hände der großen „Oesterreichisch-Alpinen Montangesellschaft" überging. Die Zahl der Arbeiter beträgt zur



Barbara-Kapelle und Berghaus mit dem Leichenstein (Pfaffenstein) im Hintergrund.
(Nach einer Photographie von Ad. Kurka in Eisenerz.)

Zeit etwa 3000. Der Natur des „Tagbaues" entsprechend ist der Betrieb am regsten im Sommer, während er im Winter sehr eingeschränkt werden muß. Die Production, welche vor 30 Jahren nicht viel über 1 Million Meter-Centner betrug, erreichte im Jahre 1890 fast 8 Millionen. Daß dieselbe durch die neue Bahnverbindung, welcher dieser Artikel gewidmet ist, noch mehr Anregung und Erleichterung gewinnen wird, liegt auf der Hand. Des Interesses wegen sei aber zum Schluß nur noch erwähnt, daß, wie mir glaubhaft versichert wurde, auch der Kanonenkönig Krupp zur Herstellung seiner berühmten Feuerschlünde des trefflichen Eisenerzer Materials nicht ganz entrathen kann.

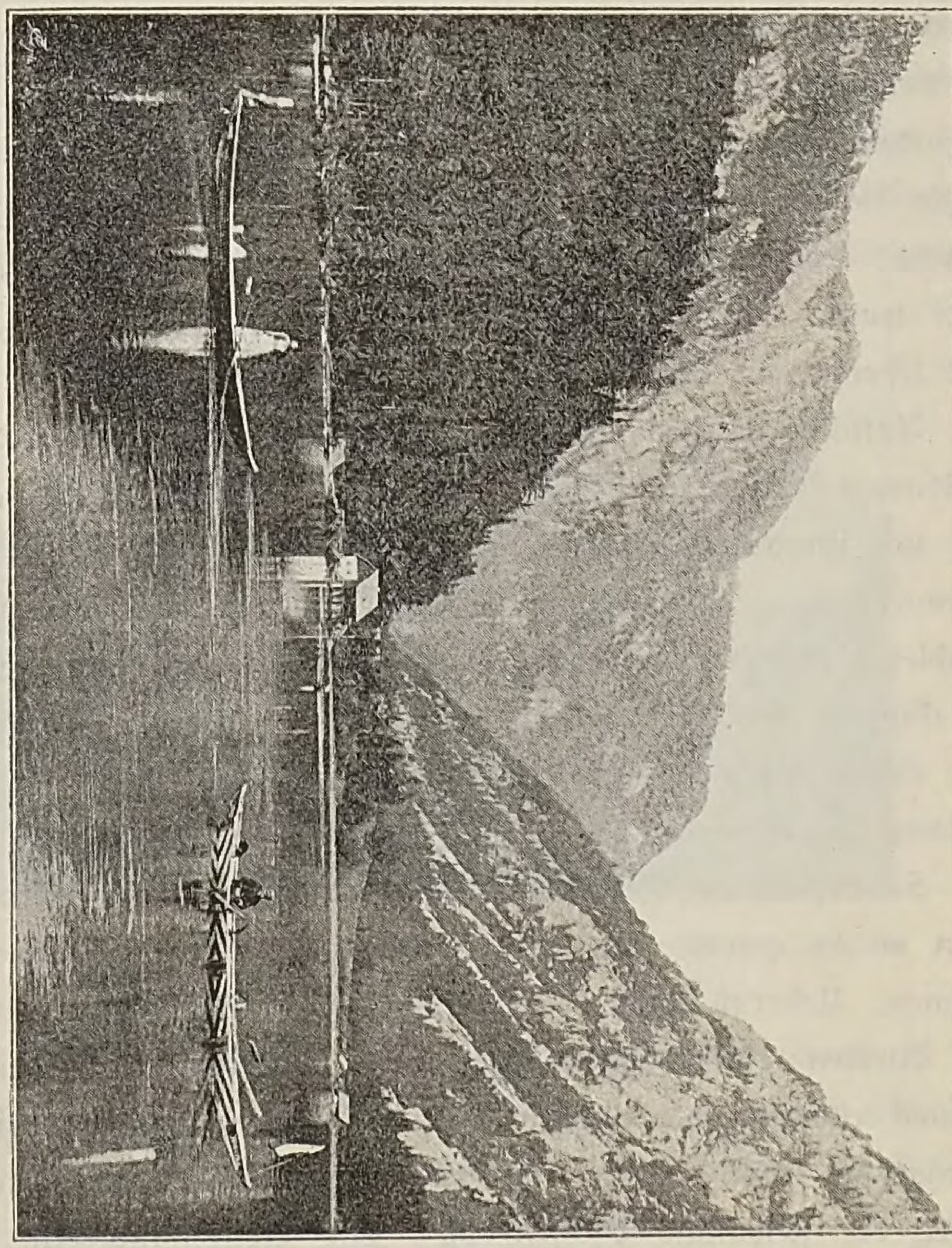
Wenig später, nachdem der originelle Erzberg in unseren Gesichtskreis getreten, hat unsere hochromantische Bahnfahrt bei dem Städtchen Eisenerz ihr Ende erreicht. Ein Gang durch den Ort fügt zu den pittoresken und zum Theil schauerlichen Bildern, die an unserem Auge vorüberzogen, noch das Idyllische. Enge, nirgendwo geradlinige, sondern überall wundersam krumme, hie und da unter altersgrauen Viaducten bergmännischer Anlagen durchkriechende Gassen, die Häuschen rechts und links altmodisch und durchweg mit grauen Schindeln gedeckt, hie und da auch von wildem Wein bis an das Dach hinauf vollständig überzogen, das ist Eisenerz, gewiß ein simples, trotz Alledem oder vielleicht gerade deswegen aber doch ein recht trautes, anheimelndes Plätzchen, wozu freilich die zuthunliche und lebensfrohe Eigenart der Bewohner auch das ihre beiträgt.

Auffällig erschien es mir, daß diese letzteren nirgends in der kleidsamen bergmännischen Tracht auftraten. Nur durch einen Filzhut mit ungewöhnlich breitem, hellgrünem Seidenband fielen die Männer auf. Dafür machten sich um so mehr bergmännische Embleme und dergleichen an den Gebäuden bemerklich. So führte ein Gasthof den Namen „zum Grubenlicht" und ein großes Schild mit einem Bergmann in Arbeitstracht darauf illustrirte noch die seltsame Bezeichnung.

So einfach der Ort ist, in Bezug auf eine grandiose Umrahmung kann er es getrost mit den renommirtesten Punkten Europas aufnehmen. Ueberall hinter den Häusern wiesengrüne Hänge, abwechselnd mit dunklen Nadelholzparcellen, und in diesen lauschigen Winkel schauen ringsum die ernsten, wilden Gestalten nackter, weißer Kalkalpengipfel herein. Die eindrucksvollste Figur unter den letzteren bildet der gewaltige Pfaffenstein. Der Volksmund hat ihn auch Leichenstein genannt, weil sein langgestrecktes Plateau von unten besehen täuschend einem auf den Rücken liegenden Leichnam ähnelt. Stirn, Augenhöhle, Kinn und selbst das aufwärts gerichtete Fußpaar des dort oben zur Mumie gewordenen Riesen sind wohl erkennbar.

Am besten überschaut man diese ganze eigenartige Umgebung von dem Hügel vor der Stadt aus, auf welchem, noch festungsartig

von Mauern eingeschlossen, die uralte gothische Pfarrkirche steht. Dieselbe bietet daneben auch eine Sehenswürdigkeit an sich. Sie wurde bereits 1279 vom Kaiser Rudolf erbaut, brannte aber späterhin ganz ab und erhielt erst darauf vom Kaiser Maximilian I. ihre gegenwärtige Gestalt. Das Innere zeichnet sich durch prachtvolle



Der Leopoldsteiner See.
(Nach einer Photographie von Ad. Kurka in Eisenerz.)

Sculpturen aus, das Aeußere ist dagegen so in Verfall, daß mir beispielsweise die steinernen Rippen der gothischen Fenster wie von Rost zerfressen erschienen. Alte Schildereien, die vordem die Wände schmückten, sind gegenwärtig nur noch an der Südseite zu sehen. Doch ist eine umfassende Reparatur des altersgrauen Baues bereits im Werke. Die Anregung ebenso wie die Mittel dazu verdankt

man keinem Geringeren als dem Kaiser, der auch in jeder anderen Beziehung von jeher den gnädigen Protector der freundlichen Alpenstadt gespielt hat.

Die eigentliche Perle der landschaftlichen Reize von Eisenerz bekommt man übrigens dort oben auf dem Kirchenhügel noch nicht zu Gesicht. Man hat dahin vielmehr einen Weg von einer Stunde zurückzulegen. Bei dem völlig schmucklosen, gleichfalls mit Schindeln gedeckten kaiserlichen Jagdschlosse verlassen wir die Stadt und steigen an einzelnen Bauerhöfen vorbei über Wiesengelände und durch Wald an der rechten Thalseite bergan. Bald erreichen wir einen Punkt, der uns mit Entzücken erfüllen wird. Himmelragende, nackte Kalkwände umschließen ein weites Becken, das von einem wahren Urwaldsmeere vollständig ausgefüllt wird. Lange blicken wir in dieses Paradies voll süßen Friedens nieder. Kein Laut regt sich, nur mitunter geht es wie ein leises Rauschen durch die Masse der Wipfel, in der schwindelnden Höhe droben aber weisen die zernagten, weißen Hochgipfel wie knöcherne Finger aufwärts zum tiefblauen Firmamente. Eine weihevolle Stimmung überkommt uns. Nur schwer vermögen wir uns schließlich wieder zu trennen.

Wir steigen nun in den weiten Kessel nieder. Bald schimmert es hellgrün durch den dunklen Wald. Noch wenige Schritte und wir stehen unvermuthet am Ufer eines ausgedehnten Sees, in welchen drüben auf dem andern Gestade die über 1800 Meter hohe Riesenwand der Frauenmauer in einem einzigen senkrechten Absturz niederfällt.

Ein freundliches Gasthäuschen hat sich am Wasserrande angesiedelt und unterbricht die große Waldeinsamkeit. Zierliche Boote schweben von ihm aus auf den weiten Seespiegel hinaus. Es wird im ganzen Bereich der Alpen wenige Plätzchen geben, wo einem das ganze Herz so aufgeht wie am „Leopoldsteiner See“.

Steigen wir schließlich an seinem westlichen Ufer wieder in die Höhe, so erwartet uns droben eine neue Ueberraschung. Auf weitem saftigen Wiesenplane, im Rücken von der grausigen Seemauer abgeschlossen, erhebt sich dort mit Thürmen und Zinnen ein Miniaturschlößchen gefälligster Art. Es ist das Jagdschloß des verstorbenen

7*

Fürsten Liechtenstein, jetzt im Besitz des Schwiegersohnes von diesem, des Prinzen Arnulph von Bayern, befindlich.

Der nette Bau erinnert uns daran, daß wir in Eisenerz auf einem Boden stehen, der nicht allein der Industrie, sondern auch einem ganz entgegengesetzten Gebiete, dem edlen Waidwerk, dient. Wer hätte denn auch noch nie in den Zeitungen davon gelesen, wie sich hier in duftigen Herbsttagen die Kaiser, Könige und Gewaltigen von Europa in der schlichten Jagdjoppe Rendezvous geben und dem Edelhirsch in die dunklen Forste, der Gemse auf die schwindligen Grate folgen! Dann hallt das Hauptquartier Vulkans noch von andern Tönen wieder als dem Pochen der Hämmer und dem Pfeifen der Dampfschlote, dann schallt das Waldhorn, die Rüden bellen, die Büchsen knallen und neben der Prosa hat die Poesie wieder einmal ihren Einzug in die entlegenen Alpenthäler gehalten.

Ein Ausflug in die Wüste.

Es geschieht häufig, daß man von einem Worte, welches ein Anderer zufällig und vielleicht sogar ohne sich viel dabei zu denken, hingeworfen hat, nicht wieder loskommt. So wurde die Aeußerung des Königs Philipp von Macedonien, die er seinem Sohne gegenüber mit Rücksicht auf dessen frühzeitig zu Tage getretene Genialität und Thatkraft fallen ließ: „Suche dir ein anderes Reich, das meinige ist zu klein für dich!" — der Anstoß dazu, daß der große Alexander die Grenzen seiner Macht bis nach Indien ausdehnte.

Auch ich, obwohl ich nichts weniger als ein Alexander bin, erlebte in kleinem Maßstab etwas Aehnliches. Ich hatte einmal in einer Reisebeschreibung des bekannten National-Oekonomen Max Hirsch gelesen, daß man in Folge der raschen Entwicklung unserer modernen Verkehrsmittel bereits im Stande sei, in ein und derselben Woche in Berlin Schlittschuh zu laufen und unter den Palmen der Sahara Mocca zu schlürfen. Der Ausspruch electrisirte mich. In einer so kurzen Zeit zwei so ganz extreme Zonen durchlaufen, aus dem Herzen der europäischen Cultur im Fluge sich in die größte Rumpelkammer des Erdballs, in jene ungeheure Einöde versetzen zu können, die so zu sagen ein vom Schöpfer vergessenes Stück Land,

die kahle Glatze am blühenden Erdkörper darstellt, das müßte ja doch außerordentliche Reize haben. Ich konnte über die kühne Idee nicht mehr zur Tagesordnung meiner gewöhnlichen beschränkten Ferienreise-Programme zurückkehren, so sehr auch besorgte Freunde durch Hinweise auf allerhand gruselige Dinge, wie Ueberfälle durch Beduinen oder gar seitens Seiner Majestät des mähnengezierten „Wüstenkönigs" und dergleichen, mich abzuschrecken suchten, bis ich mich eines Tages wirklich unterwegs befand. Quer durch unseren Erdtheil eilend erreichte ich ohne Eisenbahn-Unfall, was heutzutage gewiß schon ein erwähnenswerther Glücksumstand ist, das Europa vom dunklen Continent trennende Mittelmeer und zwar an der Stelle, wo sich das gewaltige Marseille, das Hamburg des Südens, ausbreitet.

Der Uebergang vom Schienenweg zur Wasserreise bedingte hier einen Rasttag, der durch eine Besichtigung der großen Seestadt trefflich ausgefüllt werden konnte. Marseille hat viel des Interessanten. Da ist zunächst der neue Hafen, die Joliette, eine von Napoleon III. geschaffene Anlage, wo einer ungeheuren Kriegsflotte ähnlich die eisernen Colosse von zahlreichen Handelsdampfern neben einander stehen, während der anstoßende alte Hafen einen wahren Wald von Masten dichtgedrängter Segelschiffe darstellt.

Von diesen beiden stattlichen Wasserbassins ab zieht sich die Haupt- und Prachtstraße des Ortes, die rue Cannebière, schnurgerade durch das ausgedehnte Häusermeer am Ufer. Großartige Hotels wechseln hier mit glänzenden Waarenhäusern und eleganten Cafés, in denen unter Anderem selbst jene Großmacht, das deutsche Bier, das sich in unblutigem Kriegszuge mehr und mehr die ganze Welt erobert, ihren Thron aufgeschlagen hat. Das Bild, welches die Stadt an dieser Stelle bietet, gehört zu den glänzendsten in Europa und der Marseiller hat wohl nicht ganz Unrecht, wenn er behauptet: „Si Paris avait une Cannebière, Paris serait une petite Marseille" (wenn Paris eine Cannebière-Straße hätte, wäre es ein Klein-Marseille). Dem Ganzen die Krone aufzusetzen, endigt die vom Meeresstrand allmählig ansteigende Prachtstraße schließlich mit dem den Ort wie ein Kaiserschloß überragenden Palais Longchamp, das zugleich dem practischen Zweck dient, Marseille mit Wasser zu versorgen.

Auch die Umgebung der lebhaften Hafenstadt ist nicht ohne Reize. Allerdings erheben sich in weiterem Umkreis auf allen Seiten die monotonen, kahlen, schmutzig-grau gefärbten Kalkgebirge der Provence, aber diese wasserarme Wüste ist wenigstens rings um die Mauern Marseilles in ein kleines Paradies verwandelt worden, in welchem mehr denn 6000 reizende Landhäuschen in einem wahren Meere von Oliven, Orangen, Feigen, Rosen, Myrthen und Lorbeeren versteckt sind. Französische Sparsamkeit hat dieses Eden geschaffen, denn diese „Campagnes" gehören bezeichnender Weise nicht Großcapitalisten und Börsenjoppern, sondern Arbeitern, die sich allmählig zu kleinen Rentnern aufgeschwungen haben. Wie viel vermöchte der deutsche Arbeiter, der in der Regel jeden Groschen durch die Gurgel jagt und von der felsenfesten Ueberzeugung ausgeht, daß der vierte Stand absolut nicht sparen könne, von diesen seinen südfranzösischen „Genossen" zu lernen!

Am reizvollsten ist dieses große Arbeiterheim da, wo es sich von den Kalkhügeln zum Meeresufer niedersenkt. Dort hat man längs des letzteren eine prächtige Straße eingesprengt, auf der man vor sich den ungeheuren, an dieser Stelle fast immer unruhigen „Löwengolf" sieht, während sich auf der anderen Seite die üppigsten Gelände hinziehen.

Gewiß, der Abschied von einem Punkte, wie diese südfranzösische Metropole ist, wo in so glücklicher Weise sich ein Stück Weltgeist mit der Idylle paart, wäre mir nicht leicht geworden, hätte ich nicht im Geiste schon mein großes Ziel über den schmalen Wasserstreifen der „Mediterrannée" herüberwinken sehen.

Einer der vielen Dampfer, die von Marseille aus nach der jungen französischen Colonie drüben verkehren, entführte mich am nächsten Tage südwärts. Ich hatte diesmal Glück. Die weite Wasserfläche glänzte in ihrem schönsten Blau und lag still, wie eingeschlafen. Das ist freilich nicht immer der Fall. Das Mittelmeer ist ganz mit Unrecht, vielleicht nur seiner so reizvollen Ufer wegen, in den Ruf eines zahmen, ewig lächelnden Gewässers gekommen. Es ist vielmehr eine Schöne, die sehr oft die Nägel herausstreckt. Und gerade in der Gegend von Marseille kommt das vielfach zur

Erscheinung. Dort springt häufig der gefürchtete Mistral, ein ungestümer Nordwest, auf, der das schöne, blaue Meer im Nu in eine wildgährende, tintenfarbige Masse verwandelt und den Schiffen arg zusetzt. So erlebte ich es bei einer Fahrt in dieser Gegend, daß wir während derselben Nacht nahe bei den Balearen und bei Sardinien waren und schließlich in dem Nothhafen San Pietro der letztgenannten Insel Zuflucht suchen und dort volle zwei Tage liegen bleiben mußten, um nicht eine Beute des wüthenden Oceans zu werden.

Auf der Reise, die ich heute schildere, kamen schon nach etwa 30stündiger Fahrt die Contouren des Atlasgebirges, Wellenlinien von keinerlei ausdrucksvollen Formen, zum Vorschein und einen halben Tag später warfen wir in dem unbedeutenden Hafen von Philippeville Anker. Ich hatte afrikanischen Boden unter den Füßen; dies Bewußtsein bewegte mich nicht wenig, wenn dieser Boden auch im Grunde noch recht wenig Afrikanisches oder auch nur Ungewöhnliches an sich trug. Denn Philippeville ist eine ganz moderne Stadt mit geraden Straßen und funkelnagelneuen Häusern. Auch die Bevölkerung zeigt noch vorherrschend europäischen Typus und europäische Garderobe. Nur da und dort taucht ein braunes Gesicht, ein rothes Fez oder ein verschleiertes Haupt auf. Doch von nun an werden wir mit Riesenschritten in die echt afrikanische Scenerie hineinkommen.

Eine richtige Alpenbahn mit Tunnels, Viaducten und aussichtsreichen Schlangenwindungen führt uns etwa 3 Stunden lang durch fruchtbare, mit Getreide und Wein bestandene, aber menschenarme Gelände aufwärts, bis sich uns plötzlich eins der wildpittoreskesten Landschaftsbilder wohl der ganzen Welt bietet. Aus engen, nachtdunklen Schluchten, auf deren dämmerigem Grund unter Kaskaden ein wilder Gießbach rauscht, steigt mit völlig nackten, nahezu nach allen Seiten senkrecht abgeschnittenen Wänden ein trotziger Felsblock empor, der oben auf seiner engen Plattform eine dicht zusammengedrängte Häusermasse mit fast 40 000 Einwohnern trägt. Wir haben die Hauptstadt des östlichen Algeriens vor uns, eine Ansiedlung, die, durch ihre Lage eine Riesenfestung im vollsten Sinne des Wortes, schon zur Zeit der Karthager unter dem Namen Cirta eine Rolle spielte und später, 312 n. Chr., von Kaiser Constantin erneuert

und erweitert wurde, was ihr zu ihrem heutigen Namen Constantine verhalf.

Der Ort, einzigartig in seiner äußeren Erscheinung, läßt uns auch in seinem Innern zum ersten Male eine ganz neue Welt erblicken. Der Cylinderhut von „Monsieur“, das Atlaskleid von „Madame“, die am Meere drunten noch eine so große Rolle spielten, verschwinden in dem Gewimmel der weißwollenen arabischen Burnuße, das hier die engen Straßen wie ein endloser Strom füllt, und unter den Kapuzen gleicher Farbe, welche zu dem eben erwähnten Kleidungsstücke gehören, schauen tiefdunkle Gesichter mit blitzenden Augen, nicht selten sogar schon der Krauskopf eines veritablen Schwarzen aus dem Sudan jenseits der großen Wüste hervor. Der tolle Jahrmarkt, den man in dieser nordafrikanischen Binnenstadt Tag für Tag vor Augen hat, wird noch bunter, wenn irgend eine besondere Gelegenheit, namentlich eine Leichenfeier, dazukommt. Es zeigt sich dann wieder einmal recht, daß der Orient bis in die kleinsten Einzelheiten hinein den geraden Gegensatz zum Occident bildet. Der mit bunten, verschlissenen Decken verhangene Sarg wird von den Trägern nicht, wie bei uns, fein sachte, sondern im schärfsten Trab dahingetragen und die gesammte Leichenbegleitung, die, nebenbei bemerkt, ausnahmslos in den weißen Burnußen, dem Feiertags- wie Werkeltagskleid des Arabers, erscheint, stürmt in der gleichen Gangart hinterdrein. So gehts fort bis zum Kirchhof, von wo sich die ganze Menschenmasse ebenfalls wiederum fluchtartig davonmacht, nachdem der Todte nothdürftig eingescharrt wurde. Man würde ja sonst auch leicht den Engel Gabriel stören, der alsbald zu dem einsam liegenden Grabe niedersteigt, mit dem Entseelten streng ins Gericht geht und denselben, wenn dieses gut ausgefallen, an der Haarlocke auf dem Wirbel, der einzigen, die der gläubige Muselman auf seinem Haupte dulden darf, ins Paradies zieht.

Eine kühne Brücke, die in einem einzigen Bogen den furchtbaren, die Felsenstadt fast kreisförmig umgürtenden Abgrund übersetzt, führt uns wie von einer Insel nach dem Festland drüben wieder zurück. Wir setzen unsere Reise nach der Wüste fort.

Hierzu steht neuerdings die Eisenbahn zur Verfügung, die jetzt bereits bis zur Mitte des noch erübrigenden Weges läuft und binnen Kurzem sogar bis an die Sahara selbst fertiggestellt sein wird. Zur Zeit, als Verfasser dieses die Tour machte, war man noch auf die poetischere, freilich auch beschwerlichere Postfahrt angewiesen. Abends, als es schon zu dunkeln begann, verließ ich in dieser Weise die alte phönizische Niederlassung. Ich saß im Cabriolet des schwerfälligen Wagens, während in dessen geräumigen Fond ein halb Dutzend Araber sich einquartiert hatten. Als Bespannung dienten uns 7 feurige Berberhengste, von denen 3 an der Deichsel gingen, während 4 die Vorderpferde bildeten. Alle 25 Kilometer, d. h. nach je zwei Stunden wurden die halbwilden Thiere, die auf der an Hindernissen aller Art nicht allzu armen Straße mehr als einmal zu Fall kamen und dann oft eine einzige, in der Finsterniß doppelt schwer entwirrbare Masse bildeten, gewechselt. Es geschah dies immer vor einsamen Karawanserails, die hohe Mauern mit Schießscharten und eine kleine Besatzung in förmliche Festungen verwandelten. Denn Raubanfälle schweifender Beduinenhorden waren damals, wie übrigens auch heute noch, in jener Gegend häufig genug.

Der Charakter der letzeren leistete dabei allerdings wesentlichen Vorschub. Nur bis auf eine geringe Strecke hinter Constantine folgt noch bebautes Land mit menschlichen Ansiedelungen. Dann thut sich die unermeßliche Steppe auf. Nichts Anderes mehr als niedriges, stachliges Gebüsch, in dessen Dickicht sich nicht selten der Löwe oder der dort zu Lande noch mehr gefürchtete Panther lauernd versteckt hält, wird sichtbar. Bald zeigen sich auch, die schauerliche Oede dieses echten Stückes Afrika noch zu vermehren, näher oder ferner vom Wege ausgedehnte, bleich schimmernde Flächen, Schneefeldern oder von Herbstnebeln überwallten Wiesen ähnlich. Das sind die „Schotts", Salzseen oder richtiger Salzsümpfe, an denen Inner-Algerien sehr reich ist. Manche derselben haben noch offenes Wasser und Salzausscheidungen nur an ihren Rändern in Form weißer, mehliger Krusten, die von den Eingeborenen losgebrochen und verwendet werden. Manche dieser oft viele Quadratmeilen großen Becken sind aber auch mit einer über ihre ganze Ausdehnung sich

erstreckenden festen, schmutzig gefärbten Salzdecke bekleidet, über welche sogar regelrechte Verkehrspfade laufen. Das führt unter Umständen zu entsetzlichen Unglücksfällen. Ist nämlich das Wasser unter der Decke so weit zurückgegangen, daß die letztere hohl liegt, so bricht sie leicht zusammen. Auf diese Weise sind mehrmals schon ganze Karawanen, Dutzende von Menschen und Kameelen, im Salzschlamm erstickt.

Besonders unheimlich erscheint diese ganze seltsame Scenerie, wenn der Mond sein blasses Licht darüber ausgießt und dazu Schakale und Hyänen, welche beutegierig ununterbrochen, wenn auch nur in respectvoller Entfernung, den einsam dahin rollenden Postwagen umkreisen, ihr mißtönendes Concert anstimmen.

Man kann sich denken, wie ich aufathmete, als die aufgehende Sonne endlich diese nächtlichen Schrecknisse verschwinden ließ und zugleich uns auch wieder eine Stätte warmen Lebens vor Augen rückte. Wir hatten die Hälfte unseres Weges ab Constantine, die kleine Stadt Batna auf dem breiten Rücken des Atlasgebirges, das mehr eine sanfte Aufwulstung, denn einen markirten Höhenzug bildet, erreicht. Die Luft erschien da oben, bei einer Seehöhe von über 1000 m, schneidend dünn und kalt. In der Nacht war das Thermometer sogar unter Null gefallen, und das, nachdem wir im Küstengebiet bei einer Temperatur von fast 30° geschmort hatten. Trotzdem ist Batna von Alters her ein geschätzter Punkt. Es beherrscht die Verbindung zwischen Meer und Wüste. Darum hatten sich schon die Römer dort oben angesiedelt und noch jetzt findet man in der Umgegend ansehnliche Ruinen und zahlreiche Ziegelsteinfragmente mit der eingebrannten Inschrift: „3. Legion" — dies war die Heeresabtheilung, die, eben zur Beherrschung des Atlasgebietes, daselbst stationirt war. Auch für die Franzosen ist Batna noch ein Zwinguri, namentlich sah ich dortselbst Massen von Spahis, bekanntlich eine eingeborene Truppe, deren hochgewachsene, kräftige Gestalten in ihren blutrothen Mänteln ein soldatisches Bild ergeben, wie man es kaum unter einem anderen Volke antrifft. Wenn ein solcher dunkelfarbiger Krieger, den Zipfel seines Gewandes malerisch über die Schulter geschlagen, das scharfe Adlerauge starr in die Ferne gerichtet, eine

halbe Stunde und länger dasteht, ohne mit einem Gliede zu zucken, wie ich dies oft beobachtete, glaubt man wohl eher eine Bronzestatue vor sich zu haben, als ein lebendes Wesen.

Jenseits Batna führt die Straße nur noch wenige Stunden über die öde Atlashochebene weiter. Dann bricht sie unvermittelt in einen tiefen Thalkessel ab und — ein kleines Paradies umfängt uns. Fruchtbeladene Orangenbäume, Lorbeeren, hochaufgeschossen wie unsere Pappeln, dazwischen alle möglichen Blumen unserer mitteleuropäischen Gärten bilden ein wahres Riesenbouquet inmitten einer Landschaft, die sonst nach allen Seiten hin dürr und kahl ist wie — um mit dem Dichter zu reden — eine nackte Bettlersfaust. Wie mich diese kleine Idylle seiner Zeit ergriff, vermag ich kaum zu sagen. Und doch sollte alsbald noch ein ganz anderes Tableau aufziehen.

Hinter dem freundlichen Karawanserail, welches mitten in dem eben beschriebenen improvisirten Garten Platz gefunden hat, zieht sich eine hohe, wild zerklüftete Felswand wie eine Mauer hin, welche hier die Welt abschließt. Doch der Fluß, el Kantara mit Namen, der diesen Thaleinschnitt durchzieht, hat eine Bresche in den Naturwall gelegt. Eine schmale, fast tunnelartige Lücke ist entstanden, zu deren beiden Seiten die senkrechten, verwitterten Gesteinsflanken wie hohe, eherne Thorflügel stehen.

Dies Defilé zählt, man darf es ohne Uebertreibung behaupten, zu den merkwürdigsten Erdstellen. Selbst die rohen Söhne des Landes empfanden etwas davon, als sie es Fum es Sahara, Mund der Wüste, nannten, ja die alten Römer, deren Anwesenheit noch jetzt eine in den Felsen gehauene Inschrift bezeugt, tauften den finsteren Schlund gar „Herkulestritt", indem sie zwischen ihm, der den Zugang zu dem großen Landmeer der Sahara bildet, und der Straße von Gibraltar, den „Säulen des Herkules", durch die man ins wirkliche Meer hinaus gelangt, eine feine Parallele zogen. Nur wenige Minuten umfängt den Wandersmann hier kühle Dämmerung, dann blitzt ihm greller Sonnenschein in die Augen. Er blickt hinaus in eine weite, hügelige, kahle, hell schimmernde Landschaft, die gefürchtete Wüste. Doch beweist gleich dieses erste Auftreten derselben, daß sie

besser ist als ihr Ruf. Denn im Vordergrund liegt uns ein wahrer Wald von hochragenden und breitwipfligen Dattelpalmen zu Füßen, von denen einige besonders kecke Exemplare sich sogar über den Abhang herauf bis zu unserem Standort am Ausgang der großen Naturpforte gewagt haben. Es ist die erste Oase der Sahara, die wir zugleich mit dieser selbst erblicken.

Seltsam bewegt wallen wir zu dem fremdartigen Zaubergarten nieder. Bald sind wir mitten drin. Nach allen Seiten umgeben uns die majestätischen Stämme, die regelmäßig wie Säulen neben einander stehen. Hie und da wuchern zwischen ihnen auch fremdartige Tropenpflanzen mit bunten, leuchtenden Blüthen, namentlich feuerrothe Callas und stachlichte Cacteen mit zarten gelben Röschen. Das ist alles so ganz anders, reizvoller und doch auch wieder so ungleich weniger ergreifend wie ein deutscher Wald, zumal die wenigen menschlichen Wohnungen, die sich zerstreut inmitten dieser Naturpracht finden, nur halb zerfallene, winzige Lehmhütten sind. Eine derselben, die meine Postkutsche passirte, sollte allerdings sogar ein Café vorstellen, doch bildete eine Anzahl träger Araber, die vor der verräucherten Hütte in der Sonnenglut lagen, ihr einziges Aushängeschild.

Von nun ab entfaltet die Wüste ihren wahren Charakter immermehr. Namentlich lernen wir nur zu bald auch ihre Sandmassen kennen. Der eben noch harte und steinige Boden wird plötzlich weich und nachgebend wie Gummi. Vergebens lenkt der Postillon — denn eine wirkliche, deutlich erkennbare Straße gibts nunmehr kaum noch, sondern nur noch eine Unmasse von neben- oder auch durcheinander laufender Geleise zu beliebiger Auswahl — seine Rosse bald hierhin bald dorthin. Es nützt nichts, der schwerfällige Kasten schwankt immer mehr wie ein Kahn auf wogender See. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß mich selbst eine Art von Seekrankheit ankam.

Da begrüßt man es denn nur mit Freude, wenn nach langen Stunden wieder fester Boden erscheint. Ein mäßiger Höhenzug läuft quer über unsern Weg. Wir steigen aus, um es den schweißtriefenden Pferden leichter zu machen, und klimmen zu Fuß aufwärts. Droben

lohnt uns eine Aussicht, wie sie sich so leicht nicht wieder findet. Wir stehen auf dem sogenannten Löwenpaß. Die Strecke, die wir bisher durchzogen, war nur der Vorhof der Wüste. Jetzt liegt die eigentliche Sahara vor uns, eine leichtgewellte, unermeßliche, graue Fläche, die so täuschend dem Ocean ähnelt, daß die französischen Soldaten, als sie auf ihrem Eroberungszuge das erstemal hier standen, in den Jubelruf ausbrachen: „Das Meer, das Meer". Die alten Römer hatten noch ein anderes Gefühl auf diesem Punkte. Sie verglichen von hier aus die Sahara mit einem gefleckten Pantherfell. Und in der That, wenn wir unsere Augen anstrengen, gewahren wir auf der ungeheueren Fläche da und dort dunkle Flecke; das sind Oasen, wie wir eine solche schon passirten. Verstärkt wird der Eindruck, den man auf dieser seltsamen Hochwarte empfängt, wenn gerade die Sonne untergeht und sich dann nach Wüstenart der ganze Himmel blutroth färbt, oder gar wenn der große, helle Mond sein Licht ausgießt. Man kann wohl sagen, daß man dann, angesichts dieser endlosen, starren Welt, die man überschaut, etwas von dem ahnt, was wir Ewigkeit nennen.

Auch ich weilte seiner Zeit in nächtlicher Stunde und zwar ganz allein dort oben, denn der Postwagen war weit hinter mir zurückgeblieben. Obwohl keine furchtsame Natur, fühlte ich doch schließlich wahre Schauer und war dann herzlich froh, als ich wieder einsteigen und weiter rollen konnte. Umfängt uns doch auch darauf schon nach wenigen Stunden ein warmes Leben, das den wohlthuendsten Gegensatz zur vorherigen Oede bildet. Lichter von Straßenlaternen blitzen uns in die Augen, ganze Reihen von allerdings nur niedrigen Häusern, hinter denen gigantische Palmen aus der Dunkelheit auftauchen, grüßen uns und zwischen den weißmänteligen Gestalten der Araber kommen rothbehoste französische Soldaten zum Vorschein. Bald nimmt uns auch ein sauberes, kleines Hotel auf, in welchem junge, flinke Araber in Nationaltracht statt befrackter Kellner uns bedienen.

Wir sind in Biskra, einer der Hauptoasen der nördlichen Sahara, angelangt. Hier soll darum auch unsere Wüstenfahrt ihr Ende erhalten. Findet man doch daselbst Alles, was die Riesensteppe, bei

der allerdings die Schrecken überwiegen, an Reizen überhaupt aufzuweisen hat, so daß Biskra von den freilich wenig verwöhnten Eingeborenen sogar „das Paradies der Wüste" genannt wird.

Hier kann man bei Tag unter dem Blätterdach von hunderttausenden stolzer Palmen sich ergehen oder im städtischen Park im Schatten von allerlei anderen südlichen Gewächsen, der zartbelaubten Mimosen, die das Gummi arabicum liefern, der mit schweren Büscheln gefüllter Blüthen überladenen Oleander, der in ganzen kleinen Hainen zusammenstehenden Bambusrohre u. a. seinen Träumen nachhängen. Hat sich aber die Nacht niedergesenkt, so lockt mißtönige, doch rauschende Musik nach den Caffeehäusern, in welchen phantastisch costümirte, mit klirrendem Schmuck überladene arabische Bajaderen ihre Tänze aufführen und durch ihre Reize leicht entzündlichen Männerherzen gefährlich werden können. Die ferne Wüstenstadt hat eben auch ihr richtiges Nachtleben, nicht anders wie Berlin, Wien oder Paris.

Doch darüber wollen wir einen barmherzigen Schleier breiten, indem wir unsere kleine Skizze abschließen. Wir thun dies in der Hoffnung, daß sie bewiesen haben wird, wie für den Naturfreund die abschreckendste Partie der Erde doch des Unterhaltenden und Merkwürdigen nicht entbehrt.

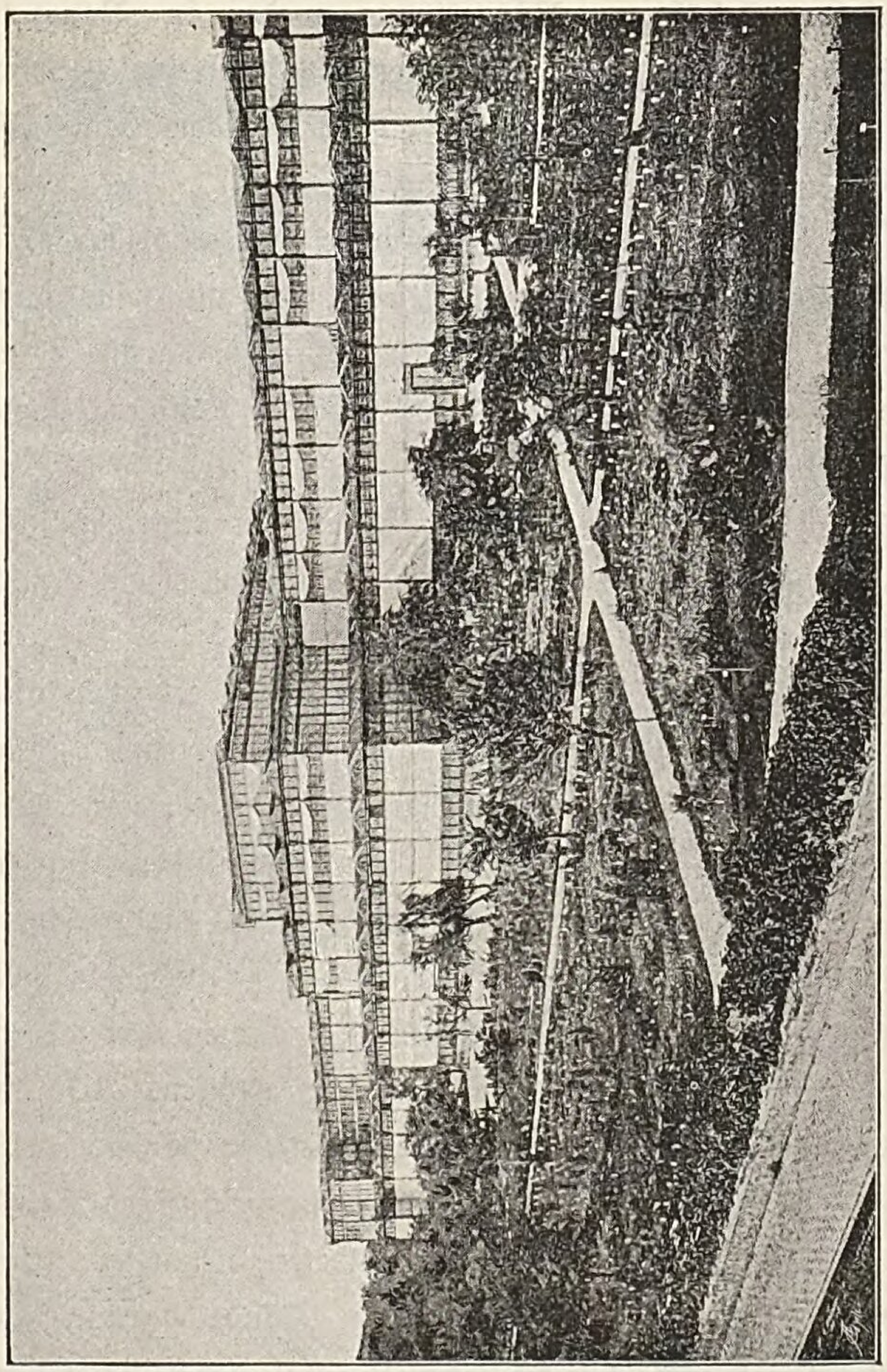
München, die Residenz des Gambrinus.

Wir sitzen in der Eisenbahn, die lange Nacht, die wir in den Polstern hockend verbrachten, ist im Abschiednehmen begriffen, der erste bleiche Dämmerschein dringt durch die Fenster. Wir reiben uns die verschlafenen Augen und spähen hinaus. Eine unermeßliche grüne Ebene, von leichten Nebeln überschwebt, aus denen da und dort weiße Dörfer mit seltsamen zwiebelförmigen Thurmspitzen wie Inseln lugen, dehnt sich vor uns aus. Wir befinden uns auf dem rund 500 Meter Seehöhe messenden südbayerischen Hochplateau, eine merkliche Kühle läßt uns selbst im warmen Coupé erschauern.

Mit einem Male nehmen wir fern am Horizont eine hohe, dunkle, mannigfach ausgezackte Mauer wahr, hie und da mit weißen Streifen versehen, welche unter den ersten Strahlen der Morgensonne aufleuchten — die Alpen! Und davor zwei gewaltige, oben abgerundete Säulen. Es sind die nahe an 100 Meter aufragenden Thürme des Münchner Domes, das Wahrzeichen der bayerischen Metropole.

Bald poltert unser Zug auch schon über zahllose Weichen, endlose Reihen leerer Waggons rechts und links schneiden uns die Aussicht ab. Und doch ist auch dieses rollende Material charakteristisch. Es sind fast lauter weiß angestrichene Güterwagen, auf denen in großen Buchstaben jene Firmen prangen, die sich mehr und mehr die Welt

erobert haben bis nach Afrika hinein und dem fernen Indien und bei deren bloßer Nennung schon dem Biertrinker das Wasser im Munde zusammenläuft. Wir lesen da „Sedlmayr“ und „Pschorr“,



Der Glaspalast.

„Löwenbräu“ und „Hofbräuhaus“. Eine derartige originelle Wagenburg empfängt nirgends wieder den Reisenden. So kündet es schon das Entrée an, daß wir in der Residenz des Gambrinus eingelaufen.

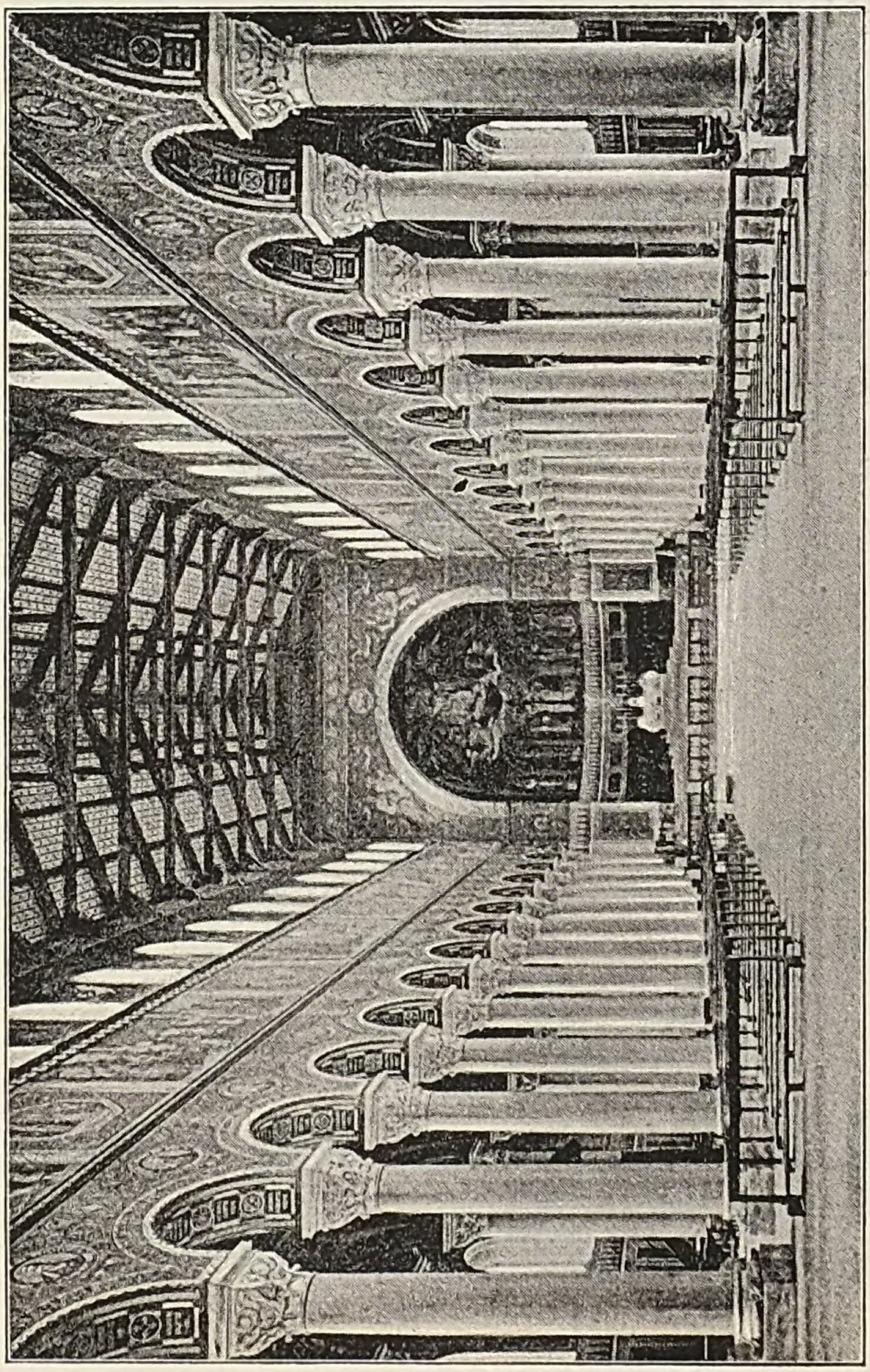
Und doch die Stadt, die uns in dieser Weise so derb realistisch gleich Anfangs entgegentritt, hat eine Mustersammlung der Stilformen aller

Zeiten, von der griechischen Classik bis heute, aufzuweisen, wie auf dem Continent wohl nur Wien noch in seinem wunderbaren „Ring“. Wenn dabei aber Wien auch sonst die modern vornehme Großstadt geworden, so hat alle Kunstentfaltung der bayerischen Capitale den ursprünglichen behäbigen Bürgertypus weder in Bezug auf die Straßenbilder noch auf die Menschen merklich abzustreifen vermocht. Der eigenartige, anziehende, doppelte Character der Stadt ist damit ausgesprochen.

Ein flüchtiger Orientirungsgang wird dies erhärten. Ein solcher ist in München um so leichter auszuführen, als seine sämmtlichen Herrlichkeiten sich insgesammt bequem, ohne große Intervalle, aneinanderreihen und gleich unweit unseres Landungsplatzes, des Bahnhofes, beginnen.

Wenige Schritte nur und wir haben ein echtes Stück Neuzeit, ein Colossalgebäude nach amerikanischer Manier, weniger schön als imposant durch seine gigantischen Dimensionen, den fast ein Viertel Kilometer langen, ganz aus Eisen und Stahl erbauten Glaspalast, der für Ausstellungszwecke errichtet wurde, vor uns. Das merkwürdige Haus macht umsomehr den Eindruck eines riesigen Treib- und Gewächshauses, als es inmitten eines botanischen Gartens steht. Aber nur ein abermaliger kurzer Gang von da aus versetzt uns fast um zwei Jahrtausende zurück. Wir gelangen an einen von außen kaum besonders auffallenden Rohziegelbau. Treten wir jedoch ein, so wird uns alsbald höchste Bewunderung erfassen. Wir stehen in einem Gotteshause von wahrhaft vollendeter Schönheit. Ungeheure Marmorsäulen, sämmtlich durchweg aus einem einzigen Stück, tragen den hohen Dachstuhl, dessen reich vergoldetes, netzartiges Balkenwerk unverhüllt dem Auge sich bietet. Die Wände darunter zeigen in prachtvollen Freskogemälden die Lebensschicksale des heiligen Bonifacius, nach welchem die Kirche benannt wurde. Diese letztere ist ihrem Style nach eine sogenannte Basilika, d. h. die Bauform der ersten christlichen Zeit, welche aus practischen Gründen ihre Versammlungslocale den damals üblichen heidnischen Gerichtshallen erwähnten Namens nachbildete. Das herrliche Modell gehört zu den berühmten Kunstschöpfungen Ludwigs I. Der unvergeßliche Monarch hat hier auch

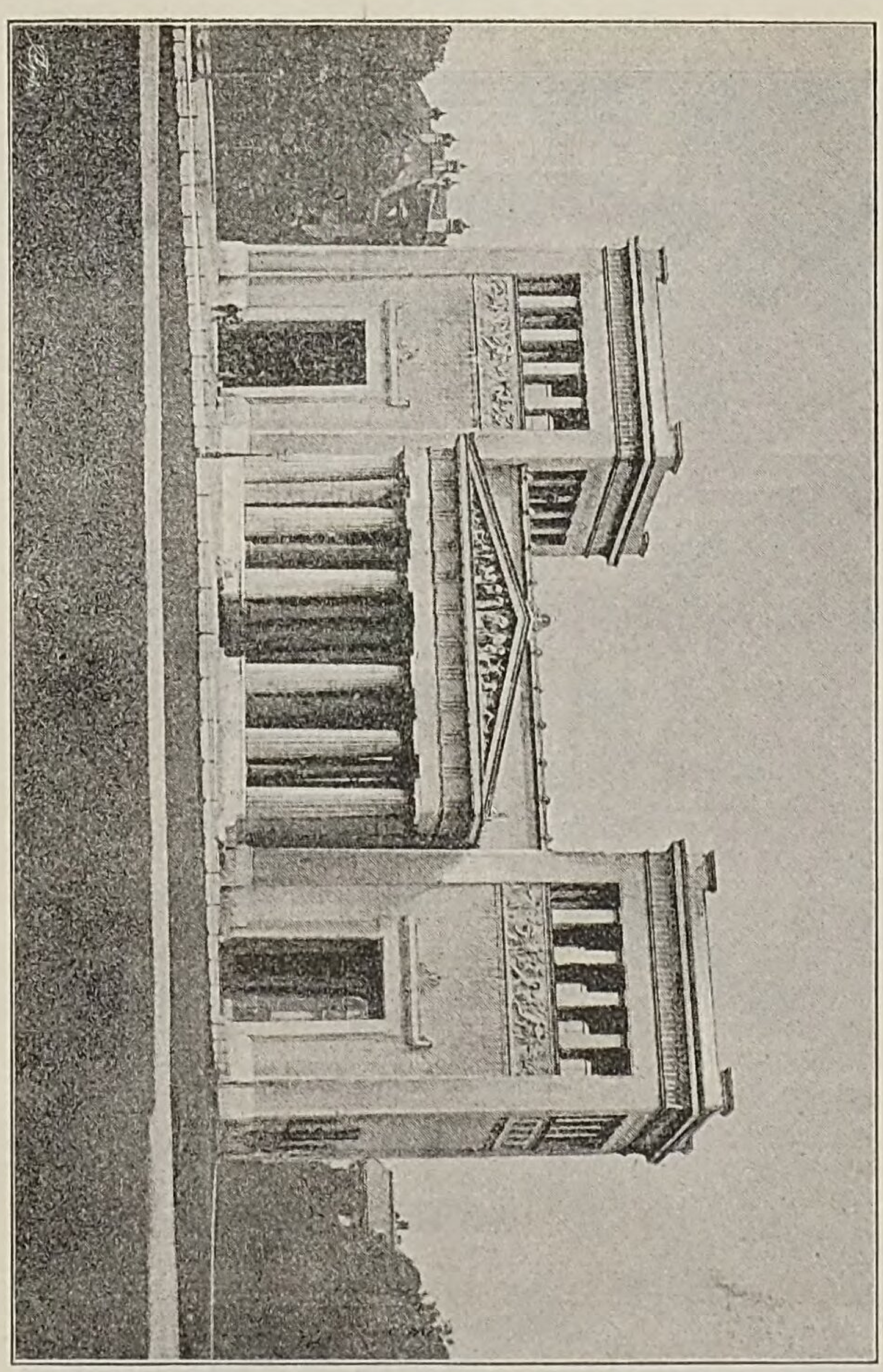
in einer bescheidenen Ecke beim Eingang seine letzte Ruhestatt gefunden. Wir bleiben gewiß vor dem umfangreichen, im Uebrigen jedoch schmucklosen Sarkophag einige Augenblicke andachtsvoll stehen, ehe wir wieder ins Freie hinaustreten.



Inneres der Basilika.

Hier nach kurzer Weile abermalige totale Scenenveränderung. Aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums sehen wir uns unvermittelt gar in das heidnische Alterthum, nach dem classischen Hellas zurückgezaubert. Wir stehen vor einem Bauwerk, das eine

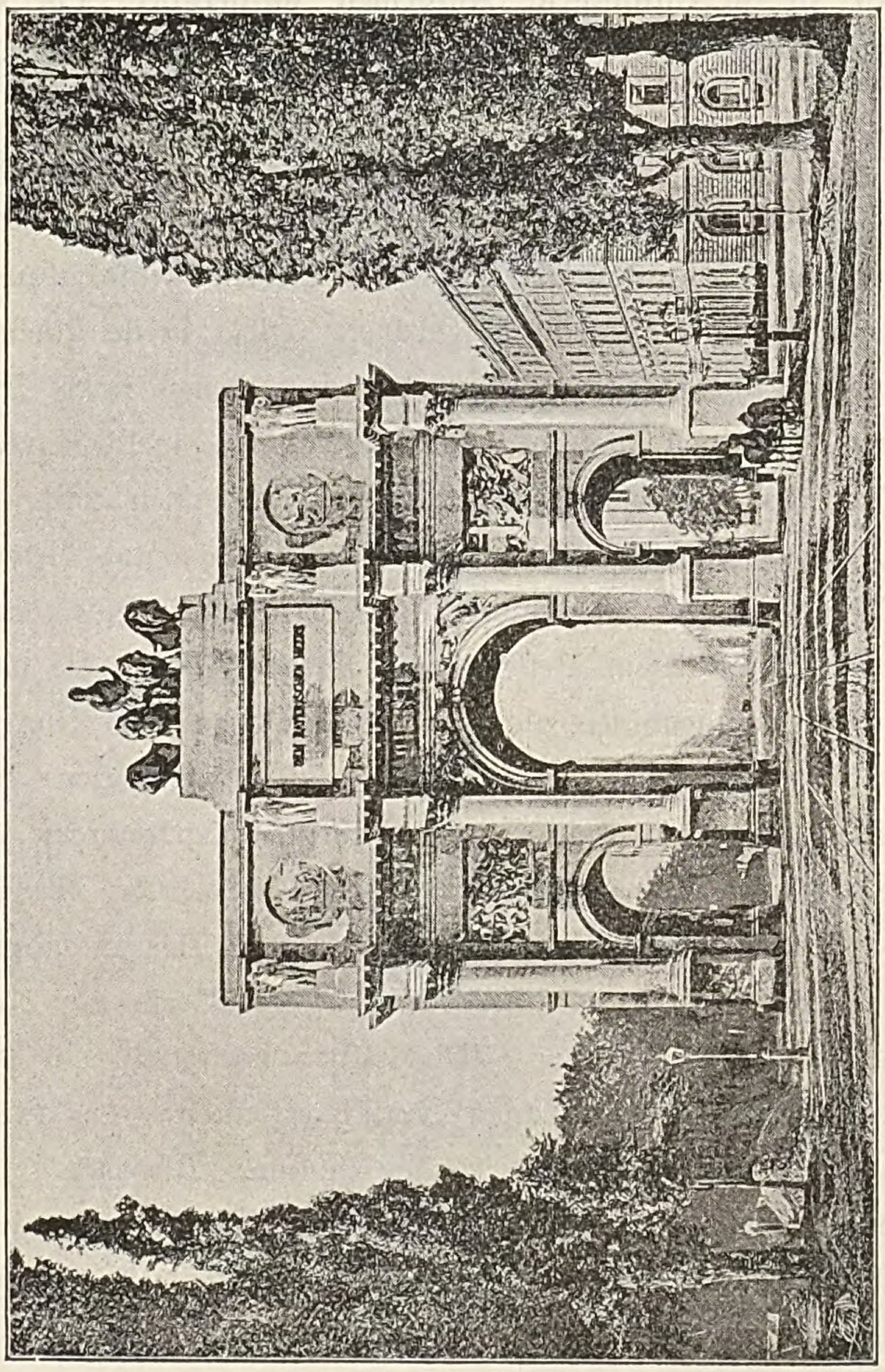
getreue Nachbildung der „Propyläen", des berühmten Pracht-Thores auf der ehemaligen Burg von Athen, darstellt. Und schreiten wir durch einen Wald von marmornen Säulen hindurch, so können wir



Die Propyläen.

uns in der That auch nur schwer der Täuschung erwehren, daß wir wirklich auf altgriechischem Boden und inmitten altgriechischen Lebens angekommen sind. Ein weiter, üppig grüner Rasenplatz liegt vor uns. Zwei richtige antike Tempel — dafür sind wir wenigstens geneigt, die Museums-Zwecken dienenden Gebäude anzusehen — der

eine in ſtreng joniſchem, der andere in corinthiſchem Stile, rahmen ihn von rechts und links ein. Weihevolle Stille lagert über dem ganzen Plane, ſo nahe auch das geräuſchvolle Getriebe der Großſtadt



Das Siegesthor.

iſt. Nicht leicht dürfte man irgendwo anders in Europa eine ähnlich ſtimmungsvolle, wahrhaft antiken Geiſt athmende Staffage finden.

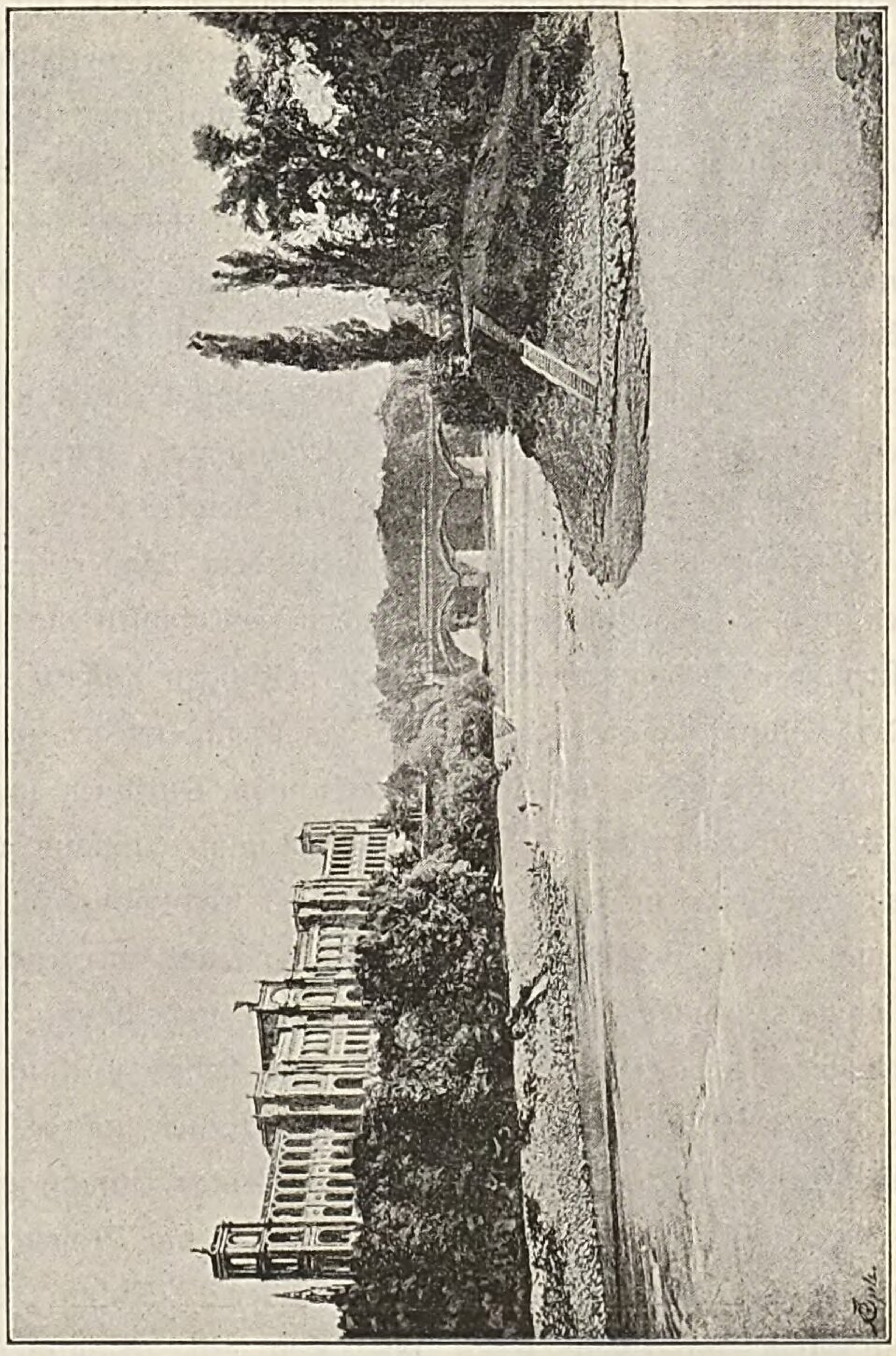
Und doch genügen auch von hier aus wieder nur einige hundert Schritte, um uns in eine ganz andere Zeit und in ein anderes Land, nach dem mittelalterlichen Italien, nach dem Florenz der Medicäer

zu versetzen. Wir biegen in eine lange, schnurgerade Prachtstraße ein. Schritt für Schritt erinnert hier an die gefeierte Hauptstadt Toscanas, am Anfang die Feldherrnhalle, eine Nachahmung der bekannten Loggia dei Lanzi dortselbst, dann Palast an Palast, sämmtlich in florentinischen Stilformen aufgeführt, bis ein dem Constantinsbogen in Rom nachgeahmtes Siegesthor den Abschluß bildet.

Das ist die oft genannte Ludwigsstraße. So anziehend sie gewiß wirkt, so wird sie doch an malerischer Schönheit noch weit übertroffen von ihrer wiederum nur unweit in einem rechten Winkel abzweigenden Schwesterstraße, der Maximiliansstraße. Diese breite Avenue wird von Boskets und Baumgruppen, zwischen denen hohe Denkmäler schimmern, in einen wahren Park verwandelt, welchen rechts und links Prachtbauten, diese jetzt aber in modernstem Stile gehalten, säumen. Und selbst die Natur hat mitgeholfen, um dieser Prachtpartie Münchens den Triumph zu sichern. Am Ende der langen Straße rauscht in tiefem Bette über mehrfache Wehre die ansehnliche Isar mit ihren ungestümen, glasgrünen Berggewässern. Eine gewaltige Steinbrücke führt über sie hinüber zu dem stolzen Bau des Maximilianeums, das inmitten der dichtesten Parkanlagen auf einer Anhöhe wie ein Kaiserschloß thront und das Ende der herrlichen Straße bildet, in die es voll hineinschaut. Der Standpunkt auf unserer Brücke führt uns aber noch andere Werke vor Augen als nur die von Menschenhand. Wir spähen nach rechts in die Ferne. Da stehen sie, an hellen Tagen deutlich erkennbar, die alten Alpenzinnen, eine neben der andern, in stummer Majestät. Wahrlich, Paris und London, die gefeiertsten Metropolen Europas, sie wiegen mit aller Pracht diesen einen Punkt der bayerischen Hauptstadt nicht auf!

„Ja", werden aber jetzt meine Begleiter auf dem kleinen Rundgang fragen, „wo bleibt denn das specifische altbürgerliche Element, das gerade die Signatur von München mitbilden sollte?" Nun, nur Geduld, auch darnach brauchen wir nicht lange zu suchen. Von der eben geschilderten Maximiliansstraße zweigt ein schmales, düsteres Gäßchen ab. Wir schreiten unter einem der plumpen Schwibbogen

durch, wie sie älteren deutschen Städten noch jetzt vielfach eigen sind. Im Augenblick darnach stehen wir auf einem kleinen Platz mit hohen, schmalen, altmodischen Häusern ringsum. In der Mitte



Das Maximilianeum.

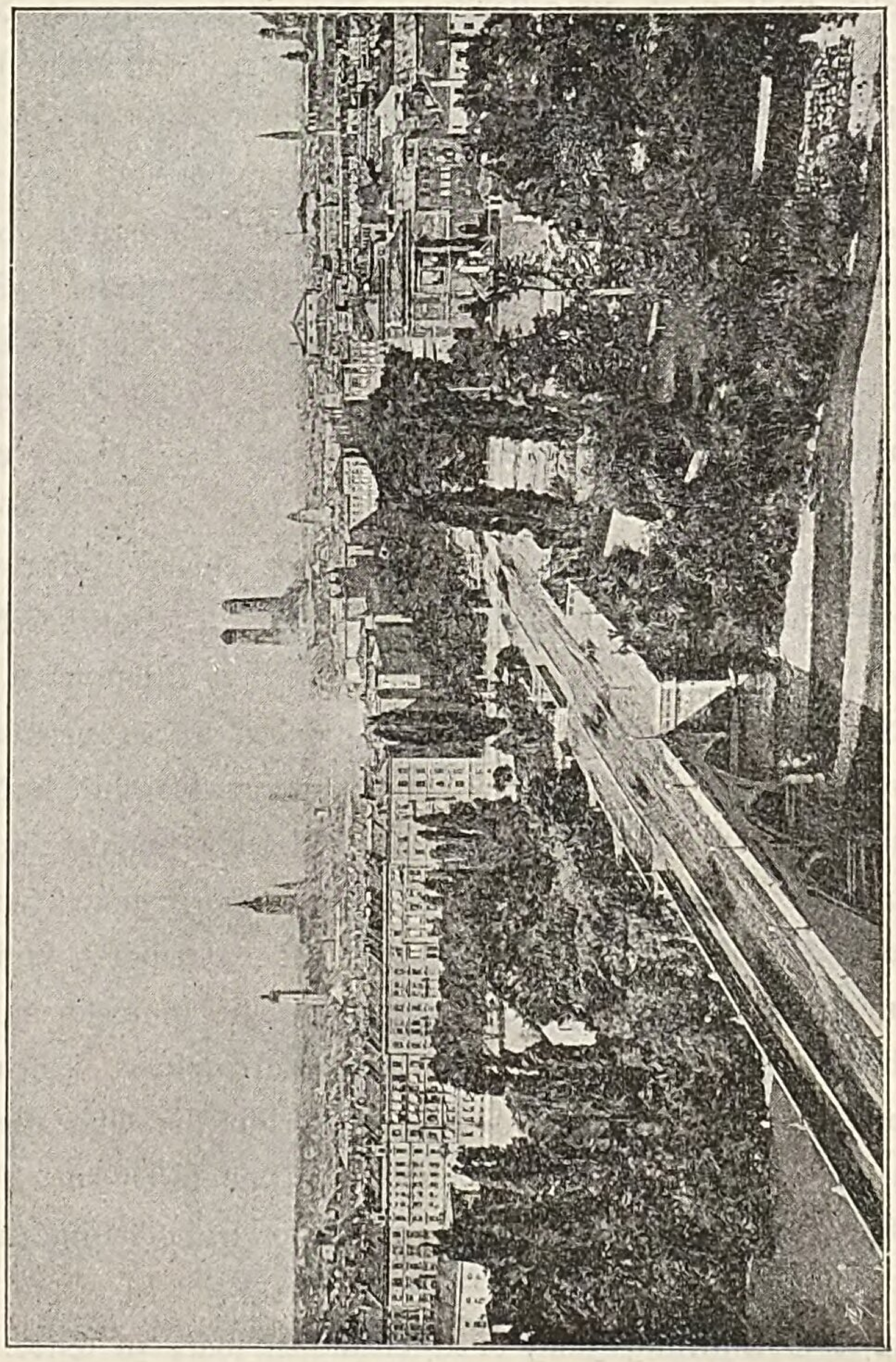
erhebt sich ein unschönes, verrußtes Gebäude. Zahlreiche Personen passiren durch das große Thor ein und aus, die letzteren mit auffällig gerötheten Gesichtern, welche uns bereits allerhand ahnen lassen.

In der That stehen wir vor dem vielbesungenen Hofbräuhaus. Wir treten ein und gelangen in einen langen, schmalen, zum Theil

nothdürftig überdachten Hof mit rohgezimmerten Bänken und Tafeln. Die anstoßenden, gewölbten, total verräucherten Säle weisen kein besseres Mobiliar auf. In diesen überraschend primitiven Räumlichkeiten pulsirte bis vor Kurzem das unverfälschteste Münchner Leben. Die weltberühmte Hofbrauerei producirte vordem fast nur das für den Königshof benöthigte Getränk. Lediglich ein verhältnißmäßig knapp bemessener Ueberschuß wurde, und zwar nur zweimal im Jahre, im Frühjahr und Herbst, gleich hier an Ort und Stelle an das Publikum ausgeschänkt. Da gab's denn immer ein wahres Wettrennen und Sturmlaufen um den kostbaren Stoff. Von früh bis Abend strömten Einheimische und Fremde nach dem „Platzl". Auf den rohen Sitzen hockten Grafen und selbst Prinzen neben dem einfachen Arbeiter. Da es keinerlei Bedienung gab, war männiglich genöthigt, sich selbst den charakteristischen Steinkrug im Hause zu holen, an einem plumpen Trog mit fließendem Wasser eigenhändig zu spülen und, das Geld oben drauf, einem der robusten, nacktarmigen Bierküfner zuzuschieben, welche an den mächtigen Fässern hantirten. Nach der Füllung langten diese Leute das Gefäß wieder in den um sie her sich drängenden und stoßenden Haufen Durstiger unter Ausrufung der auf dem Deckel angebrachten Nummer hinaus und nun galt es, denselben in dem Menschenknäuel rechtzeitig zu erfassen, wollte man nicht zu kurz kommen. Ein vacant werdender Krug bildete damals immer ein heißbegehrtes Ziel und häufig sah man Leute hinter einem der begünstigteren Zecher stehen und ungeduldig warten, bis derselbe aufstehen und sich entfernen würde. Manch ergötzliche Scene spielte sich dabei ab. So traten einmal zwei Packträger ein, die keinen Krug und wohl auch keine Moneten hatten. Wie konnten sie ohne beides ihren Durst stillen? Richtig, da saßen vier Studenten an einem Tisch mit eben erst erkämpften vollen Gefäßen. Die beiden Dienstmänner traten näher. „Draußen gibts", warfen sie leicht hin, „eine fürchterliche Holzerei zwischen Studenten und Philistern". Die Musensöhne sprangen hinaus, nachdem sie noch die Packträger gebeten, auf ihre Maßkrüge acht zu geben. Als sie zurückkehrten, fanden sie auch richtig die letzteren noch vor, aber geleert bis auf die Nagelprobe. Zur Rede gestellt, erwiderten die

Missethäter gleichmüthig: „Ja, Sie haben halt nur die Krüg' uns anbefohlen, von dem, was drin war, haben's nix gesagt".

Seitdem das Erzeugniß des Hofbräus so zu sagen Gemeingut Deutschlands geworden, hat das originelle Treiben in dem alten



Blick vom Maximilianeum.

Keller viel an Lebhaftigkeit verloren, doch liefert es noch immer ein schwaches Bild von der ehemaligen Bierherrlichkeit daselbst. Schmutzige „Radiweiber" bewegen sich noch heute zwischen den Trinkern, ihre saftigen Rettige anbietend und den Abnehmern aus unsauberen

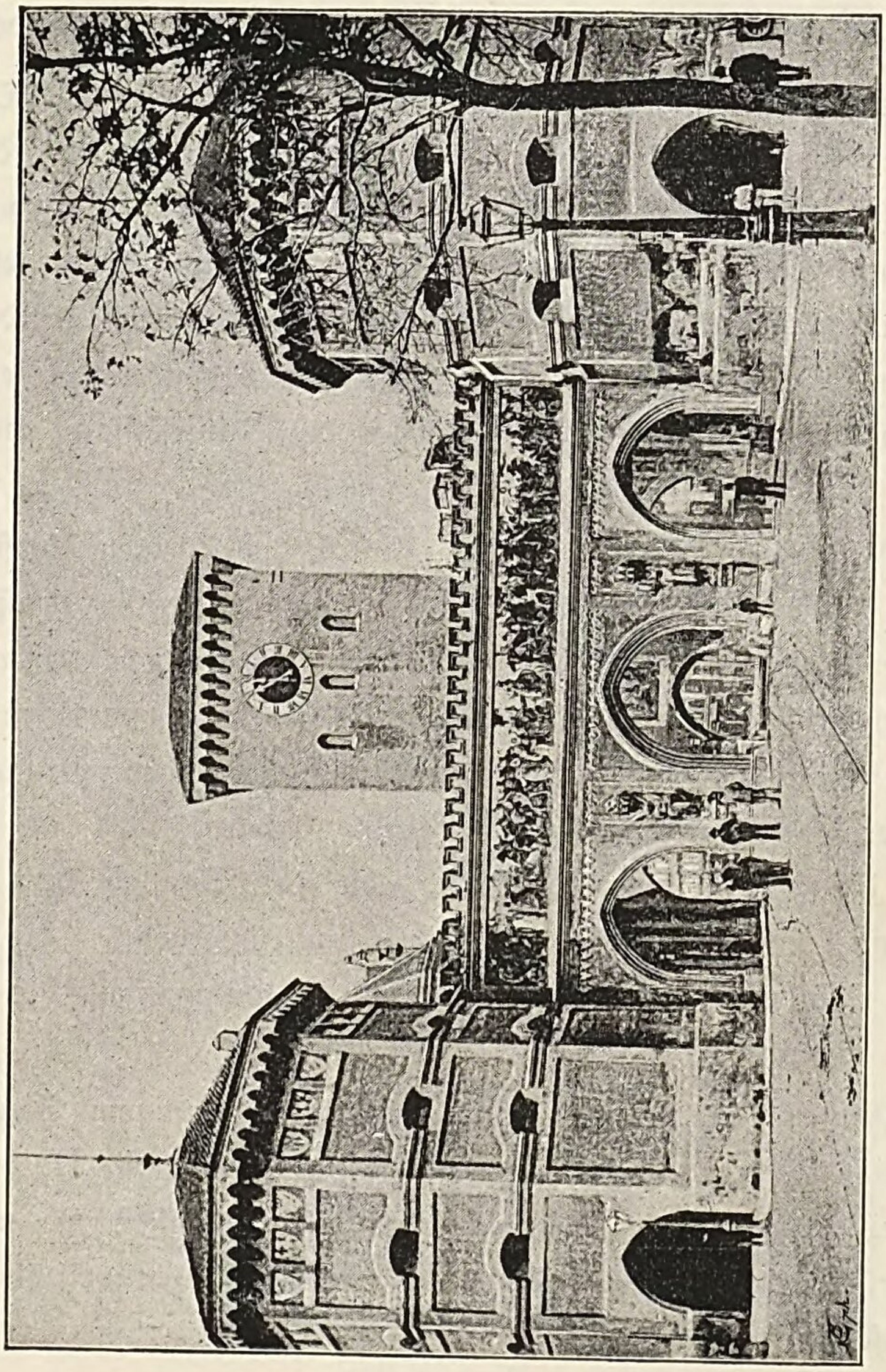
hölzernen Streusandbüchsen auch gleich das grobkörnige Salz zum improvisirten Mahl auf den schmierigen Tisch schüttend, und der Typus des Altmünchners, untersetzte, fleischige Gestalten mit breitem, rothem Gesicht, auf welchem sich trotziges Selbstbewußtsein zugleich mit einer gewissen humorvollen Gemüthlichkeit wiederspiegelt, ist gleichfalls noch nicht ausgestorben. Das beste Zeugniß dafür ist, daß sich hier, gerade so wie in den meisten anderen alten Münchner Bierkellern, noch immer das halbe Liter und das gläserne Gefäß dazu, die „Halbe", nicht einzubürgern vermochte und der steinerne, einen ganzen Liter fassende Krug, die „Maß", auch jetzt noch allein herrscht. Ein bekannter Witz illustrirt diese Thatsache. Ein Gast bestellt eine „Halbe". Die Kellnerin thut, als höre sie ihn nicht. Als er endlich verstimmt fragt, warum sie das Verlangte nicht bringe, antwortet sie resolut: „So warten's doch, bis Sie a Ganze vertragen können!"

Vom Hofbräu steuert man wie aus einem Hafen auf die wiederum nur unferne „Neuhäuser Gassen", die Hauptverkehrsader der Stadt und zugleich der ansehnlichste Rest von Altmünchen, hinaus. Nur die mit der Zeit eingebauten glänzenden Läden verrathen hier die Großstadt. Im Uebrigen sind die Häuser rechts und links zumeist noch die schmalen, schmucklosen, zum Theil selbst spitzgiebeligen alten Bürgerhäuser und die Straße selbst ist eng und krumm; zwei alterthümliche Thore, das Karlsthor und das Isarthor, schließen sie oben und unten ab. Durch den gothischen Stil, in welchem das auf ihrer bedeutendsten Erweiterung, dem „Marienplatz", stehende neue Rathhaus errichtet wurde, ist dieser ihr origineller Charakter gleichfalls gewahrt geblieben. Der letztgedachte Platz bietet ein altdeutsches Städtebild, wie es wirkungsvoller nicht so leicht gefunden werden dürfte.

Unser Orientirungsgang durch München wäre zu Ende. Indeß zu einem richtigen Stadtbild gehört auch ein Wort über die Umgebung. Daß dieselbe in diesem Falle nicht eigentlich schön ist, wird man schon aus dem Eingangs Erwähnten entnommen haben. München liegt inmitten einer unermeßlichen Ebene, deren einziger Reiz von der südlich abschließenden Alpenkette gebildet wird. Aber schon der

treffliche König Ludwig I. hat angefangen, Münchens Kunst auch über das engere Weichbild der Stadt hinaus zu tragen.

Unweit des Bahnhofs, von dem wir ausgingen, erhebt sich auf einer Bodenschwelle mitten unter schönen Anlagen ein tempelartiger



Das Isarthor.

Bau, „die Ruhmeshalle", und davor thront auf mächtigem Sockel die nahe an 20 m hohe „Bavaria", eine der gewaltigsten Figuren, die je in Metall gegossen wurden. Von hier aus hat man einen trefflichen Blick über die mit Thürmen und Kuppeln geschmückte

Stadt, deren geräuschvolles Getriebe nur dumpf bis zu uns herausdringt.

Der Enkel des großen Ludwig, der unglückliche Ludwig II., ging aber daran, auch die starre Alpenwelt mit den Schöpfungen Münchener Meister zu beleben und dieselbe dadurch noch gewissermaßen der Residenz und ihren Sehenswürdigkeiten anzugliedern.

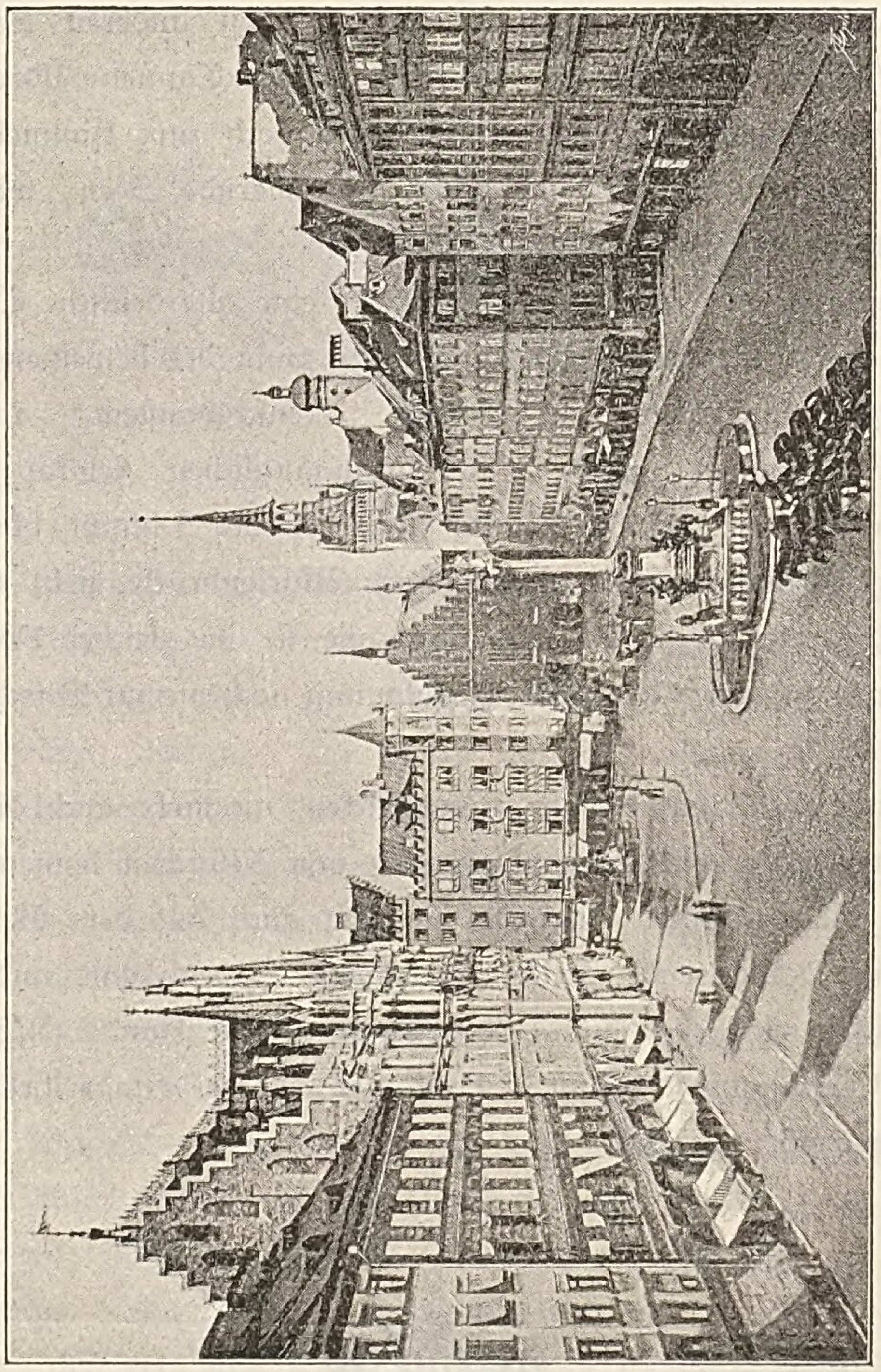
Es ist hier nicht der Platz, diese an Kühnheit des Entwurfs wie Reichthum der Ausführung nahezu einzig auf dem Erdenrunde dastehenden Bauwerke in den oberbayerischen Alpen eingehender zu schildern. Ganze Bände gehörten dazu und sind auch schon geschrieben worden. Es soll an dieser Stelle nur nachgewiesen werden, mit welchem feinen Verständniß der zu früh vollendete Regent seine Schöpfungen dem jeweiligen Charakter der Naturstaffage anzupassen wußte.

Wir unternehmen zu diesem Zwecke zuerst einen Ausflug nach Osten. Nach kurzer Bahnfahrt schon blitzt ein weiter Wasserspiegel auf, der Chiemsee. Mehrere Inseln schwimmen auf der schier unübersehbaren Fläche, ganz ähnlich wie auf dem lago maggiore auf der andern Seite der Alpenkette, nur freilich, daß hier Orangen und Myrthen fehlen. Aber weich, duftig, ahnungsvoll ist ebenfalls alles, die verschwimmende Ebene, die den See zu drei Vierteln umrahmt, und die zackige Alpenkette im Hintergrund, die sich von diesem Standpunkte aus kaum anders wie ein phantastisches Wolkengebilde ausnimmt.

Welcher Platz konnte besser gewählt sein für ein Zauberschloß im weichen, üppigen Renaissancestil, wie es Ludwig II. hier unter gleichzeitiger Schaffung der mannigfaltigsten Wasserkünste nach dem Muster von Versailles, nur die dortigen Prachtbauten weit überbietend, erwachsen ließ?

Derselbe gereifte Geschmack ließ in der gerade entgegengesetzten Richtung von der Hauptstadt aus ein Werk entstehen, welches in seiner Durchführung nicht weniger großartig ist, als das eben erwähnte Feenschloß, in jeder anderen Hinsicht jedoch das gerade Gegenstück zu demselben bildet.

Dorthin seien unsere Schritte zuletzt gerichtet. Wir fahren zu diesem Zwecke von München aus westlich. Nach einer Stunde schon, im Eisenbahnwagen verbracht, erreichen wir — keine andere europäische Hauptstadt hat das Hochgebirge so nahe — den südlich von



Der Marienplatz.

einem erhabenen Bergkranze umschlossenen Starnberger See. Doch hier konnte den genialen Wittelsbacher wohl sein tragisches Verhängniß ereilen — ein einfaches Kreuz am Ufer bezeichnet die Stelle, wo der entseelte Leib im Wasser gefunden wurde — aber seinen kühnsten

Baugedanken entsprach diese Landschaft noch nicht. Er trug dieselben noch tiefer in die wilde Alpenwelt hinein. Wenige Stunden südwestlich von dem eben erwähnten Schauplatz der traurigen Katastrophe hat die vielgestaltige Natur eine Art versteckten Winkel gebildet. Nur nach vorn, gegen Norden, ist der Ausblick auf die Ebene, das so oft blutgetränkte Lechfeld, noch frei. Auf allen anderen Seiten ein wahres Gewirr von Bergen, die theils dunkle Tannenwälder tragen, theils mit weißschimmernden Kalkschroffen hoch zum Himmel emporstarren. Mehrfach finden sich stille, schimmernde Seen, wie ernste tiefe Augen in diese Urwildniß eingebettet.

Das war die echte Umrahmung für eine alte deutsche Trutzburg, wie sie in der That auch der romantische Sinn des beweinenswerthen königlichen Einsiedlers mit Schloß „Neuschwanstein“ auf einen besonders trotzigen, vordem fast unzugänglichen Felskopf hinaufgezaubert hat. Dort, namentlich auf der die Schlucht hinter dem Bauwerk überspannenden schwindeligen Marienbrücke, sieht man eine Probe deutschen Burgstils vor sich, wie sie in gleicher Vollendung ebenso wie in gleich grotesker Umrahmung noch nie zur Durchführung gekommen ist.

Wir haben, um mich so auszudrücken, nunmehr auch die beiden am weitesten vorgeschobenen Vorposten von München kennen gelernt. Gewiß, die berühmte Bierstadt hat sich auch auf dem Gebiete der Kunst eine dominirende Stellung errungen. Idealismus und Realismus reichen sich eben im Bilde Münchens die Hand. Möge diese seltene Vereinigung schroffster Contraste, die der Stadt ihr Gepräge gibt, nie gestört werden!

Ein Besuch bei Hendrik Wittboy,

dem Messias der Hottentotten.

Vor kurzer Zeit ging der Name Hendrik Wittboy durch zahlreiche Zeitungen, aber nur wenige der Leser werden denselben schon vorher gehört und noch viel weniger seinen Träger von Angesicht kennen gelernt haben. Da dieses unter Umständen nicht ganz unbedenkliche Vergnügen dem Verfasser dieser Zeilen vergönnt war, so mögen die dabei gewonnenen Eindrücke hier in Kurzem wiedergegeben sein, zumal dieselben in jeder Hinsicht seltsam genug genannt zu werden verdienen.

Weit, sehr weit muß ich freilich dazu die geehrten Leser bitten mich zu begleiten, bis nach Südafrika, über eine Wasserwüste, welche etwa die doppelte Länge des Weges nach Amerika darstellt. Und wenn wir dann endlich, wie erlöst aufathmend, den Fuß ans Land gesetzt haben, sind wir auch keineswegs in ein Paradies gekommen. Das deutsche Schutzgebiet in Südwestafrika, auf dessen Boden wir stehen, ist, ohne daß ihm damit die Eignung zu einem werthvolleren Objecte in der Zukunft abgesprochen sein soll, zur Zeit noch ein sehr wenig einladendes Stück Erde, nicht nur wegen seiner Dürre und der damit in Zusammenhang stehenden Dürftigkeit der Vegetation, sondern vor Allem auch wegen seiner ganz ungewöhnlichen Armuth an Menschen. In der That ist nichts grausiger als die außerordent-

liche Einsamkeit, das große ernste Schweigen, das uns daselbst umgibt, namentlich in der kurzen, tropischen Dämmerzeit, wenn der Reflex der untergegangenen Sonne dem dunklen, wolkenlosen Himmel blutrothe Tinten leiht.

Der eben geschilderte Character des Landes kommt besonders zur Geltung in dem Kuisibthale, welches das Gebiet der Damaras oder Hereros, der schwarzen Rasse, die man in diesem Theile Afrikas trifft, südlich begrenzt. Einen ganzen Monat reisten wir hier, ohne auch nur einem Menschen zu begegnen, was freilich auch mit darin seinen Grund hatte, daß diese Gegend die Grenze zwischen der oben erwähnten dunkelhäutigen Bevölkerung und den gelben Namas oder Hottentotten bildet, zwischen welchen beiden seit undenklichen Zeiten ein furchtbarer Vernichtungskrieg stattfindet.

Die eben erwähnte Menschenleere hindert indeß nicht, daß manche Partien des Kuisibthales sogar landschaftlich schön sind. Dies gilt namentlich von der Wasserstelle Chaibis (das Ch ist der bekannte Schnalzlaut der Hottentotten), wo die breite, von hohen, grotesk geformten Felsen eingeschlossene Thalsohle mit ganzen Waldungen bedeckt ist, in deren Dickicht zahllose kleine, aber prachtvoll bunte Papageien hausen.

Von hier aus nahm auch die Excursion ihren Verlauf, die ich heute zu schildern vorhabe. Sie war gleich in ihrem ersten Stadium eine ungewöhnlich schwierige. Das nördliche Großnamaqualand, dem wir zustrebten, erhebt sich wie eine fast senkrecht abgeschnittene Terrasse über dem niedrigeren Damaragebiet. Gleich jenseits des Kuisib, wo es seinen Anfang nimmt, muß man zu Pferd — denn mit dem schwerfälligen Ochsenwagen, dem gewöhnlichen Transportmittel in diesem Theile Afrikas, kann man hier nicht weiter — an überaus steilen Hängen hinanklimmen. Wenig später wird die Reise zur wahren Schornsteinfegerkletterei. Auf förmlichen Dachfirsten mit tausend Fuß tiefen Abgründen rechts und links gilt es dahin zu balanciren und mehrfach über grobes Geröll wie über eine Riesentreppe hinauf zu turnen, wobei selbst die so aushaltenden und sicheren Gebirgsrosse, die dort zu Lande gezogen werden, oft genug am Zügel geführt sein wollen.

Dafür möchte uns aber auch schwindlig zu Muthe werden, wenn wir nach 2 Tagen derartigen mühseligen Reitens die höchste Höhe mit etwa 5000 Fuß erreicht haben. Denn tief unter uns, wie eine Reliefkarte ausgebreitet, liegt mit allen Bergen und Thalfurchen ein großer Theil von Damaraland, in Folge der dünnen Luft bis in ungemessene Entfernungen zu übersehen und von einem wahren Hauche der Verklärung übergossen.

Eine derartige Aussicht könnte uns glauben machen, daß wir auf einem isolirten Berge stünden. Und doch ist dem keineswegs so. Wir befinden uns im Gegentheil wiederum auf einer Hochebene, die mit ihrem außerordentlichen Grasreichthum sowie ihren zahlreichen weidenden Kälbern, Lämmern und Füllen im Gegensatz zu dem eben erwähnten wilden Bergblicke ganz unerwartet eine friedliche Idylle vor uns aufrollt. Wir sind im echten Hottentottenlande, in den schwer zugänglichen Verstecken von berühmten Kriegern, wie Jan Jonker und Hendrik Wittboy, angekommen. Aber noch ist es einige Stunden bis zu dem Heerlager des Letzteren, dem wir ja doch eine Visite abstatten wollen. Bereits senken sich die ersten Nachtschatten nieder und es ist nicht rathsam, in der Dunkelheit sich diesen Werften — so nennt man derartige verschiebbare Viehstationen dort zu Lande — ganz unvermittelt zu nahen, da die ausgestellten Schildwachen sonst leicht auf die Ankömmlinge Feuer geben. Was ist zu thun? Wir erblicken, halb versteckt im hohen Grase, einen sogenannten Bergdamara, einen Angehörigen jenes armen dunkelhäutigen Menschenschlages, der ursprünglich Herr im Lande war und nun theils versprengt und scheu, nach Art wilder Thiere, hie und da in den unzugänglichsten Gebirgen haust, theils bei den herrschenden Rassen des Gebiets, Damara-Negern und Hottentotten, Sklavendienste in einer allerdings mehr patriarchalisch ausgebildeten, milden Form leistet. Schnell haben wir mit unseren flinken Rossen den Burschen gehascht, und nachdem er die Grundlosigkeit seiner Furcht eingesehen, läßt er sich auch bewegen, uns vorauszueilen, um die Leute des Wittboy auf unsere Ankunft vorzubereiten, denn man muß wissen, daß diese Bergdamaras mit Gazellengeschwindigkeit dahin eilen und wenigstens da, wo Terrain-Schwierigkeiten

den Reiter zu weiten Umwegen zwingen, diesen bedeutend überholen.

Nachdem wir in solcher Weise uns einigermaßen gesichert haben, verfolgen wir unsern Pfad weiter. Stundenlang haben wir noch auf dem Rosse auszuhalten, es ist vollständig finster um uns geworden, nichts mehr zu sehen. Da plötzlich, wo wir eine kleine Anhöhe gewonnen zu haben scheinen, eine jähe Ueberraschung — ein wahres Feuermeer, das uns in die Augen blitzt. Wir haben unser Ziel Hornkranz, das Hauptquartier des wilden Wittboy, mit seinen zahlreichen Lagerfeuern vor uns. Wenig später befinden wir uns inmitten der Hunderte von Hütten, die dasselbe bilden. Halbwilde Hunde kläffen uns entgegen, halbnackte gelbe Frauengestalten, von den Feuerflammen malerisch beleuchtet, lugen allenthalben neugierig hervor, Männer mit blanken Gewehren und trotzigen Mienen eilen herzu, um uns ein rasch wachsendes Gefolge bildend. Der „Kapitän“ — dies ist der stehende Titel der Häuptlinge hier zu Lande, der schwarzen sowohl, wie der gelben — wohnt in der Mitte der ganzen Ansiedlung, sagt man uns auf unsere Frage, und darum reiten wir weiter und weiter, bis wir endlich bedeutet werden, vor einer Hütte, die sich durch nichts von den andern unterscheidet, Halt zu machen. Sie gehört dem von uns Gesuchten, aber noch dürfen wir nicht eintreten, ebensowenig wie er selbst sogleich erscheint. Wichtige Affairen werden bei allen Naturvölkern mit einer gewissen feierlichen Langsamkeit behandelt.

Endlich tritt uns unser Mann, umgeben von einem ganzen Stabe auserlesener Krieger, entgegen. Ein kräftiger Händedruck und ein holländisches „Guten Abend“ bilden nach Landessitte die Bewillkommnung. Wir werden in den „Pontock“, dies der Name für die Hütten der Eingeborenen in jenen Gegenden, geführt und bedeutet, uns auf den kleinen, niedrigen, mit Streifen aus Antilopenfell überzogenen Klappstühlen von einheimischer Arbeit, dem einzigen Möbel dieser primitiven Wohnungen, niederzulassen. Doch auch nachdem dies geschehen, kommt noch nicht sofort ein Gespräch in Gang, es würde sich das wieder nicht schicken; stumm mustern uns die dunklen Gluthaugen von wohl einem halben Hundert wilder Gestalten, von

denen manche sogar mit Stühlen aus ihren eigenen Hütten herbeieilten, und die nun, das unvermeidliche Gewehr im Arm, den engen Raum in einer Weise erfüllen, daß wir uns kaum zu regen vermögen.

Wir benutzen die unfreiwillige Wartezeit, um uns etwas umzusehen. Freilich bietet unser Haus auch in seinem Innern wenig Bemerkenswerthes. Es ist ein nach Landesgebrauch aus Baumästen hergestellter Bau in Kegelform, dessen sehr niedriger Eingang durch eine recht kunstvoll geflochtene Matte aus Gras verwahrt zu werden pflegt. Um so mehr zieht die Persönlichkeit des Häuptlings unsere Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe ist ein Mann von untersetzter, kräftiger Gestalt und mag etwa fünfzig Jahre zählen. Sein Gesicht zeigt ganz den Hottentottentypus, vorstehende Backenknochen und kleine, geschlitzte Augen, daneben hat es aber doch etwas Besonderes, ein Zug von Herbheit und Unnahbarkeit paart sich mit einem träumerischen und melancholischen Ausdruck. Freilich, wie er jetzt so dahockt und, die Stirn in drohende Falten gelegt, unbeweglich in das Feuer am Boden starrt, möchte man sich fast vor ihm fürchten.

In der That hat auch der Anfang des Gesprächs, zu dem er sich endlich herbeiläßt, wenig Ermuthigendes. Allerdings kommt zuerst nur die harmlose Frage: „Habt Ihr Neuigkeiten?“ — die bei diesen Natursöhnen so unvermeidlich die Eröffnung einer Discussion bildet, wie etwa eine Auslassung über das Wetter bei dem Ballgespräch eines Gymnasiasten. Indeß sofort, nachdem wir in verneinendem Sinne geantwortet haben, bricht das Unwetter los. Mit eigenthümlich leiser, aber eindringlicher Stimme setzt er uns einem peinlichen Verhöre aus. „Was hat der weiße Mann hier zu thun?“ Und als wir möglichst unbefangen geantwortet: „Wir sind Klippdoctors (die landesübliche holländische Bezeichnung für Mineralogen) und suchen Copper“ — darunter verstehen die Eingeborenen dortselbst alle Metalle — lautet die unwirsche Entgegnung: „Hier ist aber Krieg, wißt Ihr das nicht, fürchtet Ihr Euch denn nicht?“ Darauf wir: „Wir fürchten Niemand, da wir gegen Niemand Böses im Schilde führen und gehen deshalb überall hin.“ Er: „Aber das ist mein Land, und ich will nun einmal mit dem weißen Manne nichts zu

thun haben.“ Diesen Worten folgte eine mit der ermüdenden Breite, die Leuten dieses Schlages eigen, gegebene Darstellung der Art, wie sein Vater Moses Wittboy, und dessen Vater David Wittboy das Land erworben, die Wege gebahnt u. s. w., so daß wir einen wahren Stammbaum sammt Chronik erhielten. Natürlich suchten wir, als er geendet, nochmals das Harmlose und Friedfertige unserer Bestrebungen zu erweisen, indem wir namentlich betonten, daß wir einen Erwerb des Landes, vor dem ihm gleich seinen meisten Collegen im „dunklen“ Erdtheil am meisten bangte, durchaus nicht beabsichtigten. Aber alles vergeblich, seine Züge wurden immer unheilverkündender. „Was?“ — keuchte er mit seinem tonlosen Organ, „Freunde von uns wollt Ihr sein? Warum hat denn Euer Beamter in Otyimbingue noch neulich meinen Todfeind, den Häuptling Manasse von Hoachanas, mit Waffen und Munition beschenkt? Was habe ich dem Deutschen Reiche gethan, daß es mich so behandelt?“

Jetzt wurde uns doch etwas bange. Wir mußten auf ein Mittel sinnen, den ungnädigen Potentaten wenigstens etwas zu besänftigen. Und glücklicher Weise besaßen wir ein solches in dem kleinen Kaffeesäckchen, das wir bei uns führten. Gibt es ja doch auf der ganzen Erde, auch selbst im schönen Sachsenlande, keine leidenschaftlicheren Liebhaber des duftenden Moccas, als diese Hottentotten. Er ersetzt ihnen die Spirituosen und vermag sie nicht selten sogar in eine Art Rausch, eine hochgradige nervöse Erregung zu versetzen, was die Leser nicht wunder nehmen wird, wenn sie hören, daß jene Eingeborenen zu einer Schale des Getränks die Hälfte des Gefäßes mit Caffeepulver zu füllen pflegen. Ja, man erzählt sich, daß einst ein berittenes Hottentotten-Commando, das in Walfischbai einen Sack Caffee abholen sollte, mit leeren Händen heimkam, weil der Sack auf dem etwa achttägigen Wege — aufgetrunken worden war.

Unsere kleine List gelang. Alsbald nachdem die dampfenden Trinknäpfe unter den Angeseheneren der seltsamen Tafelrunde umhergegangen waren, gefolgt von den neidischen Blicken der übrigen, nahm die Unterhaltung einen etwas freundlicheren Character an. Der grimme Hendrik ließ sich sogar herbei, uns über seinen letzten Kriegszug zu berichten. Er that dies allerdings noch immer mit

Hülfe eines Dolmetschers, in diesem Falle seines jüngsten Sohnes, des sogenannten „Schulmeisters", eines körperlich schwächlichen, aber intelligenten und merkwürdig ernsten jungen Mannes. Denn es ist allgemeine Sitte der Häuptlinge dieser Länder, der gelben sowohl wie der schwarzen, wenigstens bei einem ersten Besuch eines Weißen sich ihres einheimischen Idioms zu bedienen, auch wenn sie, wie dies meist der Fall, des Holländischen völlig mächtig sind, theils, weil dadurch die ganze Zusammenkunft einen vornehmeren Anstrich gewinnt, theils aber auch, weil in dieser Weise die dem Oberhäuptling gegenüber leicht zu Mißtrauen neigenden Unterhäuptlinge, von denen manche eine andere als ihre Muttersprache nicht verstehen, gleichfalls in den Stand gesetzt werden, den Verhandlungen zu folgen.

In der angegebenen Weise erfuhren wir denn Folgendes: Der Stamm war erst wenige Tage vor unserer Ankunft von einem glücklichen Feldzuge nach dem fernen Süden von Groß-Namaqualand zurückgekehrt. Dort liegt die Landschaft Gibeon, etwa 900 deutsche Quadratmeilen groß und verhältnißmäßig fruchtbar. Sie war einst das Besitzthum der alten Adelsfamilie der Wittboys und ihres Clans. Aber der Onkel des Hendrik, Paul Pfister, ein wilder, heimath- und besitzloser Abenteurer, brach eines Tages herein und vertrieb die rechtmäßigen Herren des Bodens. Bei dieser Gelegenheit erschoß er auch den Vater des Hendrik, den Moses Wittboy, und verstümmelte sogar dessen Leichnam, indem er ihm den Kopf nach Hottentotten-Manier, d. h. durch den Mund hindurch, abschnitt. Natürlich schwur der Sohn dem Usurpator blutige Rache, allein es währte lange, bis sich seine Streitkräfte wieder derart gestärkt hatten, daß er an die Ausführung gehen konnte. Von seinem Zufluchtsorte Hornkranz sandte er dann, wie er stets bei seinen Kriegs- und Raubzügen thut, dem Pfister eine förmliche Herausforderung zu, die dieser damit erwiderte, daß er dem Bluträcher entgegenrückte. Nahe bei dem Orte Gibeon kam es zur Schlacht, die durch die Tollkühnheit des Hendrik ein unvermuthet rasches Ende nahm. Dieser sprengte nämlich auf seinem prachtvollen Schlachtroß sofort mitten unter die Feinde hinein und jagte dem verhaßten Oheim aus nächster Nähe eine Kugel durch den Hals, daß er entseelt vom Pferde stürzte.

Bei dieser Stelle des Berichtes sprang einer der Kriegsleute empor und zeigte auf seinen Rock, der auf dem Kragen rechts und links je ein großes Loch aufwies, von dem noch Blutspuren nach unten führten. Der Mann hatte der Leiche sofort das Gewand abgezogen und sich damit bekleidet. Er präsentirte es nun als Beweisstück.

Uns grauste. Aber der Eindruck der Erzählung sollte sofort noch eine Verstärkung erhalten. Einer unserer eingeborenen Begleiter war nämlich etwas hinter uns zurückgeblieben und mochte sich schließlich verirrt haben. Um ihn auf die rechte Fährte zu bringen, schossen draußen vor der Hütte einige ihre Flinten los. Dies gab den Anstoß zu einem wahren Rottenfeuer aus wohl einem halben Hundert von Gewehren. Mächtig krachten die Salven durch die Stille der Nacht, die Kugeln pfiffen deutlich vernehmbar über unsere Köpfe hinweg und aus den blitzenden Augen der Anwesenden brach die Kampfesgier in hellen Flammen. Es war nicht anders, als erfolge ein nächtlicher Ueberfall auf das Lager. Und dazu erzählte der Alte von den vielen Gefallenen und der großen Verwüstung und der ansehnlichen Beute. Es roch förmlich nach Brand und Blut.

Als endlich, es war gegen Mitternacht, die ganze Bande aufbrach, ließ sie uns in nicht gerade angenehmer Stimmung zurück. Und es war dazu wohl auch Grund genug vorhanden. Wir hatten einen vierzehnstündigen Tagesritt hinter uns, jedoch zum Lager außer einigen dünnen Fellen und Decken nichts als den harten und noch dazu mit kleinen scharfen Steinen übersäten Erdboden. Wir fühlten uns auch hungrig, denn außer ein wenig hartem Brot hatten wir fast volle zwei Tage nichts gegessen, und so weit war die Mißstimmung des Häuptlings gegen uns noch nicht beseitigt, daß er uns etwas Kost hätte reichen lassen. Dazu froren wir erbärmlich, denn die Baumaststrippen unserer Hütte entbehrten der Füllung, von oben lugte der gestirnte Himmel herein und von der Seite blies allenthalben der Wind hindurch, der bei einer Temperatur von mehreren Grad unter Null kalt genug war. Mehr als alles dies aber machte uns der Gedanke zu schaffen, ob wir nicht doch in eine richtige Mausefalle gegangen waren. Früherhin nicht beachtete alte Geschichten von

Unthaten dieser Hottentotten stiegen wieder aus der Erinnerung empor, wie man da und dort Weiße aufgehoben und zum Tode verurtheilt, aber bevor sie vor das schnell aufgeworfene Grab gestellt wurden, wie zum Hohn und um sich an ihrer Todesangst zu weiden, noch den unvermeidlichen Caffee mit ihnen getrunken habe, und dergleichen mehr.

Doch wir sollten unseren trüben Gedanken ganz plötzlich und wie durch ein Wunder entrissen werden. Unweit von unserer Behausung erklang durch die jetzt wieder zurückgekehrte Stille der Nacht ein von zahlreichen Männern und Frauen ausgeführter vierstimmiger Choralgesang, so rein, so fein, in so zartem Pianissimo, daß man die verwehten Töne einer Aeolsharfe zu hören vermeinte. „Lobe den Herren, der Alles so herrlich regieret, der Dich auf Adlersgefieder so sicher geführet" — so schallte es herein in unsere dunkle Zelle, und wer hätte auch in solcher Lage sich nicht gern an die unsichtbare Hand erinnern lassen, die die Geschicke des ohnmächtigen Sterblichen leitet!

Mir war es, als ob ich träumte, und als jetzt auch noch Orgelspiel erklang, Orgelton in dieser Wildniß, die sonst nur wiederhallt vom Knattern der Gewehre oder dem Geheul der Schakale, da gab ich es auf, noch länger über die Erklärung solchen Räthsels nachzusinnen, sondern schloß die Augen und ließ mich in einen ruhigen Schlummer einwiegen.

Am nächsten Morgen hatte Alles ein anderes Aussehen. Das große Kriegslager stand im Schimmer einer goldenen Morgensonne, Kinder tummelten sich zwischen den Hütten, Kühe wurden gemolken, Pferde wieherten und ganze Heerden von meckernden Ziegen und Schafen drängten sich vorwärts, der Weide entgegen. Der militärische Anstrich war dem ökonomischen gewichen. Auch der Häuptling zeigte sich verändert. Er ließ sich herab, holländisch mit uns zu sprechen, und bezeigte sogar eine väterliche Fürsorge für unser Wohl. Wir bekamen von da ab regelmäßig zu essen, wenn auch meist nur gebratene Ochsenleber, und ebenso besserten sich unsere Wohnungsverhältnisse, indem unsere Hütte mit frischem Rinderdünger beschmiert wurde, und zwar durch keine Geringeren, als die Prinzessinnen Anna und Johanna,

die beiden selbst nach unseren Begriffen schönen und reizenden Töchter des Hendrik.

Auch diese günstige Wandlung unseres Geschicks verdankten wir der Musik. Als ich nämlich früh aus der Hütte trat, fiel mir ein Harmonium in die Augen, das unsern auf einem Ochsenwagen stand. Ich stieg auf das Gefährte, um das Instrument zu besehen, und fand mich bald von einer dichten Korona umringt, die mir durch Wort und Geste verständlich zu machen suchte, daß ich spielen möchte. Ich willfahrte dem Verlangen und trug eine Bach'sche Kantate vor. Unterdeß hatte einer ein Choralbuch hervorgesucht. Ich mußte nun verschiedene Melodien spielen und dazu sang die bald auf Hunderte angewachsene Menge, die sich in und um den musikalischen Ochsenwagen her drängte, sang mit solcher Kunst, ebenso wie mit Inbrunst und Hingebung, daß auch das härteste Herz davon würde ergriffen worden sein.

Ich war ganz in mein Organistenamt verloren, bis auf einmal eine schwere Hand sich auf meine Schulter legte. Als ich mich umwandte, saß der alte Häuptling hinter mir. Er sagte nichts als: „So, so is racht" (recht), aber seine Miene hatte nichts Finsteres mehr, ja, es schien fast, als ob es in den schwarzen Augensternen feucht glänze. Von da ab wurde ich sein Freund.

Die Leser werden aber nun wissen wollen, wie all das, Harmonium und Kunstgesang und Choralbuch, in diese Einöde, unter eine so wilde Rotte gekommen. Das Räthsel ist bald gelöst. Gibeon, der Stammsitz der Wittboys, war bis zu den Kämpfen zwischen Hendrik und Pfister eine Missionsstation. Theils dort, theils anderwärts, wie in Keetmanshoop, das noch südlicher liegt, wurde der Stamm bekehrt und hielt auch dann, als er in die Bergwelt des Nordens zurückweichen mußte und keinen Missionar, keine Kirche mehr hatte, unverbrüchlich am Christenthum fest. Ja, die Religiosität dieser Leute bildete sich allmählich sogar zu einer Art religiöser Schwärmerei aus, welche Politik und Religion miteinander verquickte, d. h. in diesem Falle die Kriegs- und Raubzüge der Bande als gottgewollte Thätigkeit erscheinen ließ, oder mit anderen Worten, diese Wegelagerer in ihrem eigenen Bewußtsein zu Märtyrern stempelte.

Es versteht sich von selbst, daß dazu die stete Kriegsbereitschaft, die Vogelfreiheit des ganzen Stammes, das Leben in der Einsamkeit der Berge wesentlich beitrug. Andrerseits aber wird man auch nicht fehlgehen, wenn man der von den Missionaren eingeführten Pflege des Gesanges einen Antheil daran zuschreibt, daß diese so musikalisch angelegte Rasse mit der erwähnten Zähigkeit dem Christenthum treu blieb, während doch sonst in Afrika die Eingeborenen nur zu rasch zum Heidenthum zurückgleiten, wenn ihnen die Missionare aus den Augen entschwinden.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß in derselben Weise, wie dort in Hornkranz, der Gesang von Chorälen und Hymnen auch im ganzen übrigen Damara- und Namalande, bei den Negern wie bei den Hottentotten, zum Lebensbedürfniß geworden ist. Man kann daher wohl sagen: Wenn die Rheinische Mission auch weiter nichts in jenem Theile Afrikas gethan hätte, als daß sie diese überraschende und herzerhebende Gesangesfreudigkeit weckte, so würde sie doch schon damit verheißungsvolle Culturkeime gelegt und sich die größten Verdienste erworben haben.

Die Hendrik'sche Sippe hat sich sogar einen gewissen eigenen Cultus zurecht gerichtet. In der Mitte des Kriegslagers erhebt sich in der Form eines langgestreckten Rechtecks ein dachloses Gebäude aus Baumstämmen und Aesten. Das ist die Kirche, die sich diese „Wilden" selbst errichteten. Dieselbe bleibt zwar nicht immer von niedrigen Angriffen verschont, indem beispielsweise die gewissenlosen Ziegen mitunter große Löcher in die blattbedeckten Seitenwände fressen, trotzdem steht aber doch der einfache Bau bei allen Lagerbewohnern im Ansehen einer Stiftshütte.

Ich hatte Gelegenheit, einen Sonntag in Hornkranz zuzubringen und will die originelle Feier desselben hier kurz schildern. Eine an einem Baum aufgehängte und mit einem Hammer geschlagene eiserne Wagenachse gab in früher Morgenstunde das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes. Alles, was Beine hatte, strömte darauf herbei. Die Männer hängten ihre Filzhüte an vorstehende Ast-Enden an der Außenseite der Kirche und stellten sich dann drinnen links von der

improvisirten Kanzel auf, während die Weiber die rechte Seite besetzten. Der erste Theil der nunmehr folgenden Feier fand in der Namasprache statt, die Gesänge sowohl, für welche Gesangbücher in fast aller Hände waren, wie die Predigt, die vom „Schulmeister" mit staunenswerther Beredsamkeit gehalten wurde. Während derselben kauerten sich die Eingeborenen auf den Boden nieder; nur für uns Europäer waren Stühle beschafft worden. Von Zeit zu Zeit ging ein alter, graubärtiger Unterhäuptling durch die Reihen, um etwaige Unaufmerksame auf den Kopf zu pochen, doch fanden sich deren in Wirklichkeit nur wenige, die meisten hingen mit gespannter Aufmerksamkeit am Munde des Redners, dessen hohe Würde, beiläufig bemerkt, durch nichts anderes angedeutet wurde, als ein paar fadenscheinige, schwarze Beinkleider, die er an diesem Tage statt der noch schlechteren gewöhnlichen Hose angelegt hatte. Nach der Predigt folgten holländische Choräle. In derselben Sprache wurde dann auch das Kirchengebet und das Vaterunser von einem steinalten Kirchenältesten vorgetragen. Nach dem Schluß stellte sich alles Volk noch vor der Kirche auf und sang die drei Verse des bekannten Liedes: „Nun danket alle Gott", woran sich eine kurze kriegerische Ansprache eines Unterhäuptlings an die waffenfähigen Männer reihte.

Am Nachmittag wurde von dem unermüdlichen Schulmeister eine gleichfalls zahlreich besuchte Singstunde abgehalten. Dieselbe diente zugleich als holländische Sprachstunde, indem der holländische Text der Gesänge zuerst längere Zeit den Anwesenden vorgesagt wurde, bis sie ihn im Chor nachzusprechen vermochten. Den Gesang begleitete der originelle Musikdirektor ganz geschickt mittelst einer Geige, auf der freilich das Griffbrett abgebrochen war, was mich so erbarmte, daß ich versprach, in Walfischbai ein neues Instrument für ihn zu deponiren. Wahrhaft rührend war bei der Sache der Eifer der Weiber, die, wenn ihre Stimme eingeübt war und nun die Männer die ihrige einstudiren sollten, immer wieder mit einfielen, so daß sie der Dirigent öfters ausschelten mußte. Zu meinem größten Erstaunen bemerkte ich ferner auch, daß mehrere Männer sich sogar den Text und einzelne selbst die Noten aufzeichneten. Einer dieser Gesänge erfreute mich durch seine rührende Einfachheit. Er

lautete: „Die Kinderlein sagen, was gut ist und wahr, die Engel dort oben sind lüstern darnach."

Am nächsten Tage zeigte sich Hornkranz freilich in einem ganz anderen Lichte. Es fand die Vertheilung der Beute aus dem erwähnten jüngsten Kriegszuge statt. Dieselbe umfaßte nicht weniger als 26 zum Theil allerdings sehr defekte Ochsenwagen, 48 Pferde, über 1000 Rinder und eine Masse von Kleinvieh. Die zuerst genannten Beutestücke fielen als die werthvollsten natürlich nur denen zu, die besondere Tapferkeit bewiesen hatten. Diese Glücklichen eilten alsbald nach der Zutheilung mit ihren Zugochsen herzu, um das erlangte Gefährt unter Triumphgeschrei nach der eigenen Hütte zu führen. Auch sonst gab es bei diesem Geschäft viel Lärm. Namentlich wurden wieder zahllose Schüsse abgefeuert, von denen manche allerdings auch einen praktischen Nutzen hatten, indem so die zahlreichen Ochsen getötet wurden, die man zur Feier des Tages verzehrte. Bemerkenswerth war es, daß die Leute gleich an diesem Freudentage anfingen, sich wieder für neue Kämpfe zu rüsten, indem sie Kugeln gossen, Patronen füllten, und dergleichen. —

Wenn, wie wir andeuteten, dieses kleine Gemeinwesen etwas vom Makkabäerthum, etwas von einer Theokratie an sich hat, so stellt sich dies besonders dar in der Person seines Oberhauptes, zu dem wir uns als dem eigentlichen Zielpunkte unserer Darstellung nun zurückwenden. Wir müssen dabei aber einen Blick auf die Hottentottenrasse überhaupt werfen.

Dieselbe, die, ein wahres Räthsel, mit ihrer fast weißen Hautfarbe mitten im „schwarzen" Erdtheil der europäischen Rasse sich nähert, während sie doch hinwiederum durch ihr schwarzes Wollhaar dem Negerstamme verwandt erscheint, steht bekanntlich sozusagen auf dem Aussterbeetat. Sie bewohnte einst den ganzen Südzipfel Afrikas vom Tafelberg bis gegen den Sambesi hin. Aber dann brachen Negerstämme von Norden her in das Gebiet ein und drängten die ursprünglichen Insassen immer mehr südwärts, so daß sie heute fast nur noch das eigentliche Großnamaqualand innehaben. Daß es dahin kommen konnte, das bewirkte, wie so oft in ähnlichen Fällen, die Uneinigkeit unter den einzelnen Theilen der Nation, die es zu

einem Zusammenhalten gegen den gemeinsamen Feind nicht kommen ließ. Hierzu nur ein drastisches Beispiel.

Vor einigen Jahren traten doch einmal mehrere Hottentottenstämme zusammen, um mit einem wuchtigen Schlag die Macht der Damara-Neger zu brechen. Alles ließ sich gut an. Die geeinten Streitkräfte waren bereits bis in's Herz des feindlichen Gebiets vorgedrungen und standen kampfbereit bei Barmen, in der Nähe der Residenz des Kamaherero, des Oberhauptes der Damaras. Indeß am Abend vor der Entscheidungsschlacht brach unter den ewig auf einander eifersüchtigen Häuptlingen ein Streit darüber aus, wer den Oberbefehl zu führen hätte. Man einigte sich schließlich dahin, daß jeder Rottenführer die Seinigen selbst kommandiren solle. Auch das genügte einigen derselben noch nicht. Mißvergnügt rückten sie noch am Morgen des Gefechts mit ihren Leuten ab. So konnte es kommen, daß die Hottentotten unter starken Verlusten von den Negern aufs Haupt geschlagen wurden. Die letzteren bewiesen sich dabei so feige, daß sie vielfach von den hinter ihnen stehenden Weibern in den Kampf getrieben werden mußten.

Gleichzeitig befehden sich die einzelnen Hottentottenstämme auch unter einander selbst in blutigen Scharmützeln, so daß die völlige Ausrottung des gutbeanlagten und mindestens ethnographisch hochinteressanten Volkes in der That nur noch eine Frage der Zeit genannt werden muß.

Diese mißliche Sachlage konnte längstens wenigstens den Intelligenteren unter ihnen nicht mehr entgehen und so kam es denn, daß sich auch Musjeh Hendrik zum Befreier seiner Nation aufzuwerfen beschloß. Er selbst stellte mir freilich den Hergang in etwas romantischerem Lichte folgendermaßen dar.

Hendrik war von Haus aus Ochsentreiber, d. h. der Führer von Ochsenwagen, ein Amt, das immerhin einige Routine erfordert und daher im Lande angesehener ist, als es der Name vermuthen läßt. In einer stillen Nacht nun ging er, gerade beschäftigungslos, seinem Gespanne weit in die Wildniß voraus. Er war tief bekümmert, denn sein Lieblingsbruder hatte kurz zuvor in einem Gefechte sein Leben verloren. Da vernahm er plötzlich eine Stimme, die ihm zurief:

„Warum trauerst Du so hoffnungslos um den Gefallenen? Nicht er, Du bist berufen, Großes zu vollführen; mache Dich auf, werde der Retter Deiner Nation!" Ob Hendrik mit solcher Aussage eine absichtliche Täuschung bezweckt, oder ob er wirklich von seiner Phantasie geleitet wurde, läßt sich bei dem verschlossenen Charakter des Mannes kaum entscheiden. Ich für meine Person möchte fast das letztere annehmen und ihn in der That für einen Schwärmer halten. Mindestens führt er die Täuschung beharrlich und geschickt durch. Beispielsweise besucht er selbst nie den vormittägigen Gottesdienst im Lager, sondern wandelt in der Zwischenzeit traumverloren in der Einöde umher und wirft sich gelegentlich auch mit dem Antlitz auf die Erde, um dort stundenlang in stummem Gebete zu verharren, beziehentlich neuen Eingebungen von oben zu lauschen

Das hindert freilich nicht, daß er seine göttliche Mission mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Grausamkeit, handhabt. Man erzählt sich, daß er seiner Zeit sogar damit umging, seinen alten Vater zu seinen eigenen Gunsten zu entthronen, und daß es zum Bürgerkrieg zwischen beiden gekommen sein würde, wäre nicht der erwähnte jähe Tod des letzteren eingetreten. Ebenso hört man Furchtbares von seiner Art, Krieg zu führen. So soll er in Gibeon, entsprechend dem Grundsatz, nichts Männliches im feindlichen Lager zu schonen, selbst den Säugling in der Wiege erwürgen und u. a. eine Anzahl von Knaben, der Munitionsersparniß halber, aneinander haben binden lassen, um sie so alle mit einer Kugel zu durchbohren. Er selbst stellt allerdings dergleichen Berichte energisch in Abrede und behauptet, daß er nur die waffenfähigen Männer umbringen lasse und auch diese lediglich dann, wenn sie sich weigern, ihm Heeresfolge zu leisten. „Sie werden doch zu Hause von Ihrem Besuch bei mir erzählen", sagte er einmal zu mir, „Sie sollen daher alles hier sehen und kennen lernen, damit die Welt merkt, daß wir besser sind, als man ihr glauben gemacht hat!"

Wie dem aber auch sein mag, gewiß ist, daß dieser schreckliche Mensch seines Herrscheramtes mit großem Geschicke waltet. So hat er mit wahrhaft strategischem Blick sein jetziges Asyl gewählt und durch eine starke steinerne Umfassungsmauer mit einigen wirklichen

Redouten die natürliche Festigkeit desselben noch bedeutend erhöht, namentlich aber den Zugang zu den wenigen Wasserstellen trefflich geschützt. Die Damaras sollten das bereits zu ihrem Nachtheil erfahren, denn als sie einst einen Sturm versuchten, ließen sie 19 Todte dort und mußten fliehend abziehen. Zur Vertheidigung dieses Lagers bleibt auch, wenn das Gros zu neuen Ueberfällen auszieht, der sogenannte „Commandant“, eine Art von Platzmajor, mit einer Anzahl Reisiger zurück. Zur Zeit meiner Anwesenheit war dies ein überaus freundlicher Mensch, der uns wahre Kellnerdienste leistete, obwohl er nach seiner eigenen Aussage „de grooteste Mann achter de Kapitän“ (der größte Mann nach dem Oberhäuptling) war. Aehnlich glücklich, wie in der Defensive, ist Hendrik auch in der Offensive, so daß er fast alle die vielen Schlachten gewonnen hat, die er seinen schwarzen Feinden lieferte.

Noch mehr, als all das, will aber die wahrhaft bewunderswerthe Manneszucht bedeuten, die er unter seiner wilden Landsknechtsschaar durchzuführen verstanden hat. Der Genuß von Spirituosen ist schlechterdings untersagt, ja der Häuptling enthält sich in seiner zur Askese neigenden Eigenart für seine Person selbst des Tabakrauchens, ohne jedoch dasselbe seinen Soldaten oder auch nur seinen Familienangehörigen zu verwehren. Wenigstens sah ich seine Frau, eine hohe, korpulente Person, öfters aus der landesüblichen Serpentinpfeife schmauchen. Auch im Uebrigen herrscht in dem kleinen Staate eine unverkennbare Ordnung, beispielsweise bezüglich der Kleidung. Die Männer tragen durchweg Röcke und Hosen von europäischem Schnitte, obwohl bei der herrschenden Armuth manches wunderliche mit unterläuft. So findet man alte bunte Uniformen neben Turnjacken u. dergl. Der Häuptling trägt sogar eine gewisse Vornehmheit zur Schau, die durch einen langen, dicken Winterpaletot und einen gelbbraunen Filzhut mit weißem Schleier hergestellt wird. Mit dem letzteren umwinden übrigens alle Hendrik'schen Streiter ihre Kopfbedeckung, um sich in der Schlacht gegenseitig zu erkennen. Die Frauen entbehren zwar zumeist noch wirklicher Gewänder, aber sie verstehen die großen Felle, in die sie ihre durchgängig gut gebauten Leiber hüllen, mit der Grazie von Königinnen zu tragen. Nackt, aber

auch völlig nackt, gehen nur die Kinder, was bei den auf jenem Hochlande herrschenden extremen Temperaturen gewiß etwas sagen will.

Ihrer anständigen äußeren Erscheinung entspricht das Benehmen der Leute. Man muß, wie ich, einige Tage auch mit Jan Jonker, einem Rivalen des Hendrik, und seinen Leuten verkehrt oder gar die unverschämte schwarze Sippe des Maharero in Otyimbingue oder Okahandya kennen gelernt haben, um den gewaltigen Unterschied zu begreifen. Von Bettelei oder auch nur neugieriger Zudringlichkeit ist hier absolut keine Rede. Am Abend unserer Anwesenheit drängten sich ja hinter dem Häuptling her, wie erwähnt, viele in unser Zelt. Jedoch die nächsten Abende erschien, jedenfalls auf Geheiß des Alten, nicht einer mehr bei uns, so daß wir ganz ungestört blieben. Kamen wir aber auf die Straße, so grüßten uns trotzdem alle freundlich, ja manche luden uns sogar in ihre Pontocks ein, um uns dort mit dem einzigen Leckerbissen, den sie aufweisen können, saurer Milch („Dickmilk") aus großen, selbstgefertigten Holzkübeln zu erquicken.

Ist es ein Wunder, daß ein Mann, von dem solche erzieherische Kräfte ausgehen, auch einen immer wachsenden Anhang findet? Aus einer Handvoll Menschen ist in wenig Jahren eine ganze kleine Armee von einigen Hundert zumeist gut berittener und mit Hinterladern versehener Krieger geworden und der Zuzug selbst aus fremden Stämmen dauert noch fort. Was aber die Hauptsache ist, diese Leute sind ihrem selbsterkorenen Oberhaupte blind ergeben. Sie glauben an seine Mission und seine Visionen und folgen ihm, noch besonders dazu angefeuert durch seine eigene, in der That ganz außerordentliche Tapferkeit, ohne Zögern selbst in Tod und Verderben, obwohl von Haus aus solche tollkühne Bravour kaum im Hottentottencharakter liegen dürfte. —

Ich blieb vier Tage in Hornkranz, aber je rascher ich in dieser Zeit die Befürchtungen für meine eigene Sicherheit unter jenen Leuten verlor, je wohler ich mich bei ihnen fühlte, um so mehr erfüllten mich bange Sorgen um sie selbst, meine neuen Freunde. Oft sagte ich mir, wenn ich durch die Straßen schlenderte: die guten Menschen, die da lachend und scherzend umherstehen, und der düstere Feldherr, der im stummen Ernst zwischen ihnen hindurchgeht, wie bald werden

sie vielleicht mit ihren Leichnamen den schwarz-weißen Raben zum Futter dienen, die in großer Menge jene Länder bevölkern! Und in einer gelegenen Stunde konnte ich nicht umhin, gegen den Häuptling solche bange Gedanken auch laut werden zu lassen.

„Ja", antwortete er nach langer Pause mit einem schmerzlichen Lächeln, „Sie haben recht, ich werde bald fallen, wie meine beiden ältesten Söhne vor mir, ich ahne es selbst. Aber ist es denn zu ändern? Ich möchte wohl recht gern, wie Sie mir rathen, nach Gibeon, meinem schönen Erblande, gehen und dort friedlich auf der Werft wohnen. Doch ein höherer Wille zeigt mir eine andere Bahn und ich kann und will mich dem nicht entziehen. Uebrigens", fuhr er nach einer Weile fort, „glauben Sie doch ja nicht, wie man mir nachsagt, daß ich von unersättlicher Ländergier beherrscht werde. Ich will nur unsere alte Grenze gegen Norden, das Swakopthal, wiedergewinnen, dann wollen wir in Frieden leben, die Damaras drüben, die Namas diesseits".

Damit genug zur kurzen Charakteristik jenes gefürchteten Mannes. Als ich endlich wieder die Riesentreppe von Nordnamaqualand niederritt, dem Kuisibthale entgegen, hatte ich wohl das Bewußtsein, daß ich eine der interessantesten Bekanntschaften in meinem langen Reiseleben gemacht, ich glaubte damals indeß kaum, daß der Gegenstand derselben jemals noch mehr als ein bloßes akademisches Interesse beanspruchen könne. Das ist anders geworden, seit der gelbe Räuberhauptmann es sogar unternommen hat, mit dem mächtigen deutschen Reiche Krieg zu führen. Dadurch wird er, der simple Ochsenknecht von ehedem, auch nach seiner schließlichen Niederwerfung doch einen Namen erhalten in den Tafeln der Weltgeschichte.

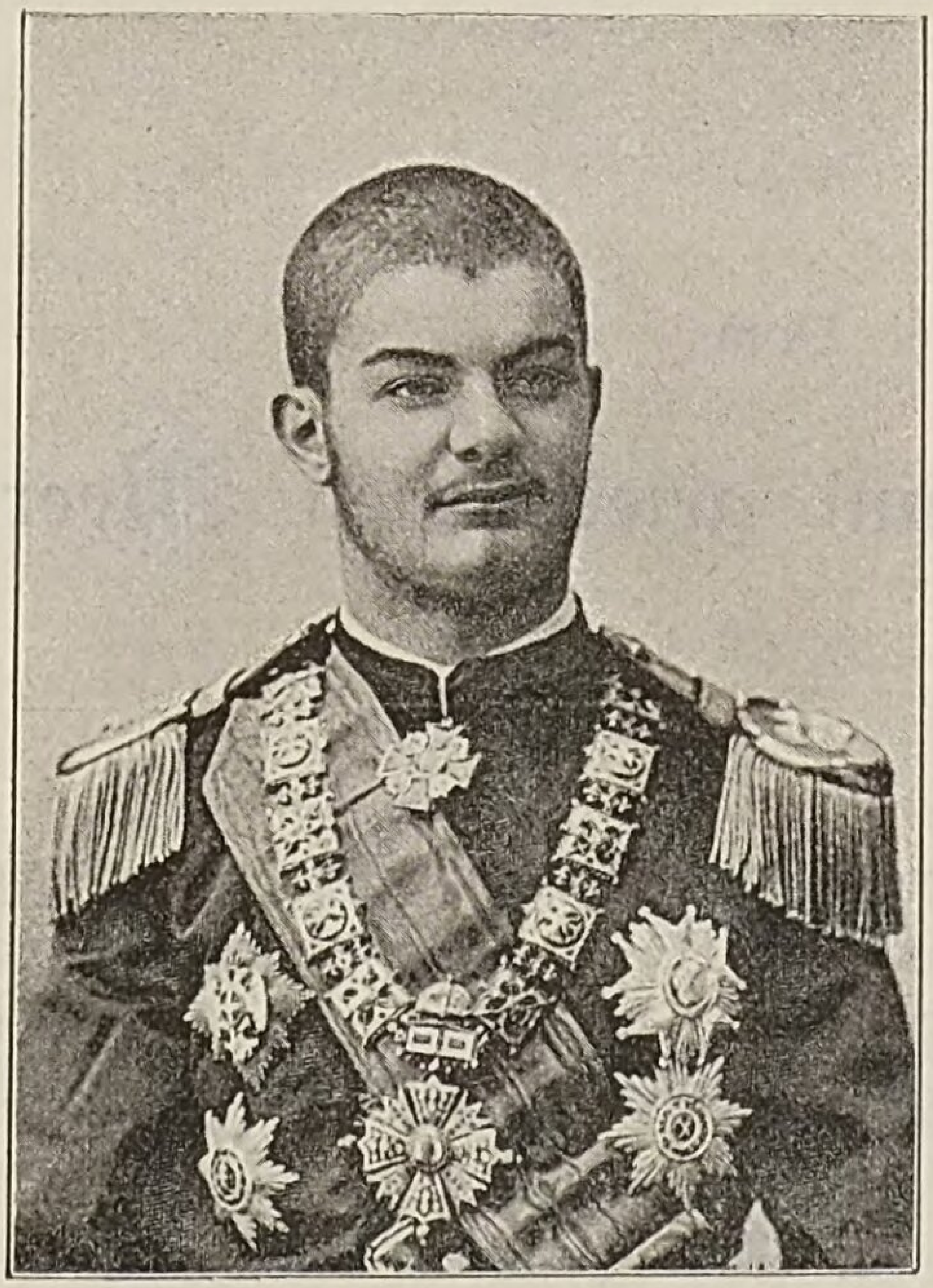
Vom

Donaustrand zum griechischen Meer.

Es war im Sommer vergangenen Jahres. Ich schwamm auf dem majestätischen Strome, dessen geringster Vorzug es gewiß nicht ist, das trotz Paris, Berlin und Petersburg noch immer unerreichte Wien auf seinem Ufer zu tragen. Das elegante Dampfboot, das mich aufgenommen, bewegte sich jedoch weit unterhalb der herrlichen Kaiserstadt. Ungeheuere grüne Tiefebenen rechts und links verriethen, daß wir uns auf ungarischem Grund und Boden befanden. Nur vor uns in der Ferne unterbrach ein zwar nicht allzu hoher, jedoch isolirter und steil aufgebauter Höhenzug die große Einförmigkeit. Auf seinem Rücken gewahrten wir, näher gekommen, ausgedehnte, aber altersgraue und halb zerbröckelte Festungswerke mit Thürmen und Bastionen und dahinter eine weißglänzende Stadt, aus deren Häusermasse sogar schon ein spitzes Minaret, der erste Bote des unfernen Orients, aufragte. Wir hatten Belgrad vor uns, das einst so viel und heiß umstrittene Bollwerk in dem jahrhundertelangen Verzweiflungskampfe zwischen Kreuz und Halbmond. Die alte Stadt

hat heutzutage freilich die Rolle gewechselt, sie ist zur Anfangsstation jener großen Schienenstränge geworden, welche die Balkanhalbinsel in friedlichem Wettbewerb der Cultur gewinnen sollen.

Jetzt legt unser Schiff auch bereits am Fuß des Festungsberges an. Wir steigen aus, empfangen von martialisch dreinblickenden Grenzsoldaten, die darüber wachen, daß wir uns nicht der leidigen Gepäckrevision entziehen. Dann stehen wir auf einer Straße, welche uns den ersten Vorgeschmack vom Morgenland beibringt. Kopfgroße, glatte Steine zwischen tiefen, kothigen Löchern so vereinzelt eingestreut wie die lieben Sternlein am nachtdunklen Himmel. Ist diese lateinische Zeile überwunden, so geht es keuchend auf mehr denn hundert Holzstufen empor. Um so größer ist die Ueberraschung oben. Da gibt es um die altehrwürdige Veste her einen prächtigen Park mit exotischen Gewächsen und ahnungsvollen Ausblicken in das zu Füßen wie eine Karte aufgerollte ungarische Flachland. Hinter der herrlichen Promenade schließt sich die Stadt an.



Alexander, König von Serbien.

Belgrad ist zur Zeit in nichts mehr der schmutzige orientalische Ort von ehedem. Es präsentirt uns breite Straßen mit Trottoirs und modernen Prachtbauten rechts und links, in deren glänzenden Schauläden die Waaren von ganz Europa prunken. Wer noch realere Genüsse sucht, findet selbst einen trefflichen Trunk böhmischen oder bayerischen Bieres in eleganten Kaffeehäusern.

Ich erlebte sogar eine imposante Machtentfaltung des jungen Staates. Man feierte die Niederlage auf dem Schlachtfelde von Kossowo-Polje, die vor mehr denn 500 Jahren dem altserbischen Kaiserreiche den Todesstoß versetzte — warum auch nicht? Siege, die man festlich begehen könnte, hat das Völkchen eben kaum aufzuweisen. Vor der Kathedrale hielten stramme Chasseurs zu Pferd, Officiere in goldstrotzenden Uniformen strömten in das Innere. Nun kam auch der König — nicht, wie ich erwartet hatte, ein blasser, scheuer Knabe, sondern eine stolze Jünglingsfigur mit knospendem Vollbart und echt adliger Haltung.



Serbischer Bauer mit Sohn.

Wenig später schritt ich zu dem in der Niederung gelegenen Bahnhofe hinab. Dort kann man sehen, was für Wunder die Anlage der Orientbahnen inmitten der Wildniß hervorgezaubert hat. Hallen, Warteräume, langgestreckte Perrons, alles von electrischem Licht erhellt, wie im Herzen von Europa, dazu ein internationales Reisepublikum, Engländer, Russen, Franzosen, die von fein uniformirten, sogar beim Coupiren Glacé-Handschuhe tragenden, französisch redenden und ebenso auch französisch höflichen Schaffnern in den prächtig ausgestatteten Coupés erster oder zweiter Classe untergebracht werden. Nur bei der dritten Classe guckte die Bärentatze der Uncultur noch durch. Fürchterlich zerlumptes Gesindel mit braunschwarzer Haut drängte sich dort hinter den mit Eisenstäben vergitterten Fenstern wie in einem Käfig. Eins der Coupés war sogar zu einem kleinen Harem improvisirt worden,

denn dort hockten ausschließlich dicht vermummte Frauengestalten und der gläubige Muselmann, der zufällig in die Nähe kam, wendete sofort den Kopf nach der andern Seite.

Doch da ein Pfiff, der Zug dampft in das unbekannte Land hinaus. Der Anfang der Fahrt heimelt wunderbar an. Wir durchschneiden einen weiten Forst uralter Eichen, in deren Schatten ganz ungenirt Hirsche und Rehe grasen. Das ist der berühmte Park von Topschidere. Die kleine Idylle hat jedoch auch Blut aufzuweisen, denn hier wurde seiner Zeit der Großvater des jetzigen Serbenkönigs, Milan III., von Verschwörern umgebracht.

Die dann folgende Landschaft bietet wenig. Es ist ein vielgewelltes, gut mit Mais, Hanf und dergleichen bestandenes, aber nur schwach bevölkertes Terrain. Charakteristisch für dasselbe sind die überall zerstreut in den Feldern stehenden Eichbäume, die das ganze wie einen Obstgarten erscheinen lassen. Weiter nach Süden zu ändert sich die Gegend. Ausgedehnte, saftig grüne Tabakpflanzungen geben ihr einen weicheren Ton, mehrfach zieht sich auch das Thal der Morawa, die das Land in seiner ganzen Länge durchschneidet und damit eine treffliche Naturtrace für den Schienenweg bot, schluchtartig zusammen und bildet Naturpforten, die auf einem so uralten Kampfesboden, wie diesem, selbstverständlich eine bedeutsame Geschichte haben. Bezeichnenderweise ist das Erdreich daselbst auch von Eisenocker roth gefärbt wie von geronnenem Blute.


Serbische Bäuerin.

Auch die menschlichen Ansiedlungen sind so tief im Innern Serbiens zahlreicher und ansehnlicher. Es grüßt uns vom Fuß eines Berges her das freundliche Alexinatz, noch vor 16 Jahren nach der Erstürmung durch die türkischen Horden der Schauplatz haarsträubender Greuel, und mehr noch überrascht uns Nisch, das Centrum von ganz Südserbien.

Dieses vielgenannte Zwinguri, das durch lange Jahrhunderte hindurch in der Hand des Islam war und in welchem dereinst in schroffstem Contraste dazu der Kaiser, der dem Christenthum die staatliche Sanction gab, Constantin der Große, geboren wurde, hat eine anmuthige Lage. In seine weite, wasserdurchrauschte Fruchtebene schaut der erste Vorposten des nicht mehr fernen Balkangebirges, die Suwa Planina, ein dem Matterhorn ähnlicher, kahler, wildzerschrundeter Felszahn von fast 8000 Fuß Höhe herein. Interessanter aber noch, als die Natur, ist daselbst das Werk von Menschenhand. Die ersten Fluthen des angrenzenden Orients schlagen hier so zu sagen in das letzte Stück Abendland herein. Die Straßen sind noch breit, die sauberen Häuschen unvergittert, wie in Ungarn, indeß sieht man in den völlig offenen Buden, die ihre Erdgeschoße bilden, bereits in das Thun und Treiben der Handwerker und Kaufleute, in Küchen und Backöfen hinein und neben serbischen Weibern in ihrer reichen Nationaltracht huschen verschleierte Türkinnen über die Gasse.

Für Kehle und Magen darf man dagegen in einer derartigen Provinzialstadt noch nicht viel erwarten. Die mit den neugeschaffenen großen Transitlinien durch die bisher so verschlossenen Balkanländer rauschende Cultur eilt zur Zeit noch an solchen Ortschaften vorüber und berührt sie kaum mit dem Saum ihres Gewandes. So tragen die Hotels in Nisch wohl hochtrabende französische Namen und drinnen liegen reichhaltige Menüs auf, in Wahrheit unterscheiden sich diese Häuser jedoch bezüglich ihrer Leistungen von den elendesten deutschen Bauernkneipen nur durch die staunenswerth hohen Rechnungen, die der Gast erhält.

Nun, so gehen wir denn mit leichterer Börse, aber auch mit leichten Herzen aus dieser Stadt weg, letzteres um so mehr, als unser von da ab die eigentlichen Glanzpartien der ganzen Fahrt warten.

Die Scenerie erscheint bald nach der Abreise total verändert. Statt des meist offenen Terrains von vorher enge, dicht bewaldete Schlünde, in deren Tiefe die schrillen Pfiffe der Locomotive unheimlich wiederhallen. Statt der in grelles Weiß gehüllten Figuren harmloser Landleute, welche bis dahin die grünen Felder belebten, jetzt nur noch da und dort verwilderte Zigeunerbanden oder Heerden schmutziger Schweine.


Albanesen.

Doch es kommt bald noch besser. Erst wenige Stunden sind wir unterwegs. Da rollen wir über ein kleines, trübgelbes Nebenflüßchen und passiren ein baufälliges Schilderhäuschen, vor welchem ein alter, griesgrämiger Soldat in abgeschabter Uniform baarfuß Wache steht. Das rothe Fez auf seinem kahlen Schädel sagt Alles: Wir sind in der Türkei angekommen. Und wollten wirs noch nicht glauben, so kommen alsbald auch einige Proben türkischer Wirthschaft unserem Verständniß zu Hilfe.

Wir halten vor dem Grenzbahnhofe, das Fegefeuer der Gepäckrevision, nirgends in der Welt so peinlich und rücksichtslos wie im Bereich des Halbmondes, beginnt. Ein Reisehandbuch und eine Schachtel mit Insectenpulver, zwei für einen Orientreisenden doch ganz unentbehrliche Dinge, erregen allgemeines Schütteln des Kopfes. Das erstere wird um und um gewendet, das letztere gar beschnüffelt und berochen, natürlich mit aller Vorsicht, denn das gelbliche Mehl könnte am Ende gar explodiren; und das in einem Lande, wo die lästigen Insecten, auf die das Präparat berechnet ist, eine leider so bedeutende Rolle spielen!

Doch die Zollplackereien wollen noch nicht einmal etwas bedeuten gegen Erscheinungen ernstester Art, mit denen wir es bald darauf zu thun haben. Der Zug setzt sich wieder in Gang, aber wie denn? — sind wir wirklich noch im civilisirten Europa? Die lange Flinte über dem Rücken schreitet der Bauer hinter seinem Pfluge und selbst die „göttlichen" Rinderhirten starren von Waffen. Da kanns freilich mit dem vielbesungenen griechischen Schäferleben noch nicht weit her sein. Natürlich kargen jetzt auch Einheimische, die mit uns etwa das Coupé theilen, nicht mit wahren Schauergeschichten. Da sind erst vor 8 Tagen in einem benachbarten Städtchen sechs Briganten standrechtlich erschossen worden, gestern wurde sogar ein echter Räuberhauptmann aus einer leeren Cisterne geholt, wohin die Blutspur aus einer Wunde die Späher gelenkt, auf einem Bahnhofe, den wir passirten, mußte wenig früher der Stationschef sein Leben unter Mörderhänden aushauchen, während seine durch die Hilferufe aufgeschreckte Frau vom Fenster aus zusah; ja, schließlich zeigte man uns selbst einen beiläufig deutschen Ingenieur, der im Vorjahre von einer Bahndraisine aus, auf der er fuhr, nach Niederschießung seines Gefährten ins Gebirge geschleppt und dann nur gegen hohes Lösegeld freigegeben worden war.



Albanesin.

Unter solchen gruseligen Verhältnissen machte mir eine Kleinigkeit doppeltes Vergnügen. Auf jedem Haltepunkte deuteten die Schaffner ihre Bereitschaft zum Weiterfahren durch ein kräftiges deutsches

„Fertig“ an, obwohl doch kaum einer von ihnen unserer holden Muttersprache mächtig war. Die Erklärung lag freilich nahe, sie hatten das schneidige Commandowort aus der Zeit des meist von deutschen Ingenieuren geleiteten Bahnbaues beibehalten, jedenfalls ohne zu ahnen, daß dasselbe ihnen bei dem bilderreichen Orientalen auch zu einem Spitznamen verhelfen sollte. Denn geradeso wie die Türken den Kaffeewirth schlechtweg Kaffeedschi, und den Diener, der die Pfeifen unter sich hat, Tschibukdschi nennen, so heißen jetzt jene Bahnbeamten im ganzen Lande „Fertigdschi“.

Es traten bald jedoch auch noch großartigere Dinge auf, um uns über die Rinaldo-Rinaldini-Geschichten hinwegzuhelfen. Wir fuhren die Wasserscheide zwischen Donau und Aegäischem Meere, eine niedrige und an sich interesselose Bodenschwelle, hinan. Aber droben, alle Wetter, unvermuthet ein ganzes Alpenpanorama, wie es etwa der genießt, welcher, aus dem flachen Norddeutschland kommend, sich der bayerischen Hauptstadt nähert. In weitem Bogen vor uns hinziehend eine himmelragende hohe Gebirgsmauer, da und dort mit blinkenden Schneestreifen geziert. Das ist der nicht weniger als 10000 Fuß hohe Schar Dagh, der König aller Erhebungen der Balkanhalbinsel, nur leider, wie man sich denken kann, eine noch wenig bekannte Größe.

Im Augenblick darnach rollen wir auf der anderen Seite unseres Passes hinunter und sofort gibts auch einen reizvollen Vordergrund zu dem majestätischen Abschluß des Horizontes. Wir blicken in ein langgezogenes, breites, von den üppigsten Fruchtgefilden eingenommenes Thal hinab. In ihm fließt der Wardar, der uns fortan begleiten wird bis zu unserem fernen Ziel am Griechischen Meere.

In der Tiefe angekommen, neue Ueberraschung. Ueber einen isolirten Hügel breitet sich eine ansehnliche Stadt aus. Aus dem mehrfach von grünen Gärtchen unterbrochenen Häusermeere steigen wohl ein Dutzend spitzer Minarets empor. Das Ganze krönt ein altes, trutziges Kastell, das freilich von den ungeheuren Zinnen des Schar Dagh, die sich wie Coulissen dahinter aufthürmen, stark in Schatten gestellt wird. Wir sehen Ueskküb, den malerischsten Ort wohl der ganzen europäischen Türkei, vor uns.

Das ist schön und doch noch immer steigern sich die Effecte. Wir sind nur erst eine kurze Zeit von Uesküb aus am Wardar-Flusse abwärts gefahren, da sehen wir rechts und links das Terrain gleich einem riesigen Kirchendache zu uns abfallen. Auf diesen beiden Hängen stehen nun zahllose braune Holzhäuschen mit rostrothen Ziegeldächern, alle sind aber auf den baumlosen, völlig nackten Lehnen so eng zusammengedrängt, daß wir mehr an die Panzerschalen eines colossalen Schuppenthieres denken möchten, denn an eine menschliche Ansiedlung. Der merkwürdige Ort, weniger schön als originell, führt den Namen Köprülü.

Es wird eben nunmehr mit jedem Schritt Alles um uns her so zu sagen türkischer, selbst der Feldbau. So sehen wir bald hinter der eben erwähnten Stadt große Flächen mit lauter hohen Stengeln bestanden, die oben dicke Kuppen tragen, Koboldeu ähnlich, deren plumpe Köpfe auf spindeldürren Beinchen balanciren. Es sind Mohnpflanzungen, die dem träumerisch angelegten Morgenländer das geliebte Opium liefern.


Spaniolin.

Immerhin vollzogen sich aber doch die Uebergänge bisher mehr allmälig. Jetzt werden wir jedoch auch eine plötzliche und unvermittelte Bühnenverwandlung erfahren. Ein quer vor uns hingestreckter, grünbebuschter Kalkrücken scheint mit einem Male die Welt abzuschließen. Erst wenn wir ganz nahe gekommen sind, entdecken wir in dem mächtigen Wall eine enge schwarze Spalte, in welche sich der

eben noch so träge Wardar-Fluß brausend und tosend hinein verliert. Auch unser Dampfroß muß durch diese hohle Gasse, doch war man wegen ihrer so geringen Breite genöthigt, ihm eine Bahn in die senkrechten Felswände einzusprengen.

Diese wirklich großartige Passage trägt den bei den phantasiereichen Orientalen so beliebten Namen des Eisernen Thores. Eine Pforte und zwar eine solche, die in eine völlig neue Welt hinein führt, die Thürschwelle zwischen dem kalten Norden und dem warmen Süden ist dieselbe allerdings. Denn sofort wenn die ganze beiläufig mehrere Stunden lange, bald erweiterte, bald wieder scharf zusammengeschnürte Flußenge hinter uns zurückgeblieben, sehen wir uns wie durch Zauberei in den „Garten der Hesperiden" hineinversetzt. Eine unermeßliche Fläche, die Wardar-Ebene, eines der gesegnetsten Stücke europäischer Erde, rollt sich wie eine Landkarte vor uns auf, Maulbeeren, Oliven, Mandeln, Feigen, Orangen, Myrthen, Lorbeeren, die zarten Kinder Floras, von denen wir bei uns unter Tannen nur träumen, begrüßen uns von allen Seiten.

Wir sind wie berauscht. Und doch das Beste kommt noch. Mit einem Male blitzt es hell in der Ferne vor uns auf und neben dem blinkenden Spiegel taucht eine himmelhohe Berggestalt empor, den Scheitel, wie ein Greis im Silberhaar, mit leuchtender Schneelage bedeckt. Unsere Augen erblicken das Griechische Meer und den ehrwürdigen Götterthron Olymp. Wer sollte sich in einem solchen Augenblick nicht zurückversetzt fühlen in die schöne Zeit, wo er noch auf der Schulbank saß und seinen Homer studirte!

Doch es bleibt uns wenig Zeit zum Träumen. Windschnell durchschneidet unser Zug das kleine Paradies, um dann in einen geräumigen Bahnhof hineinzulaufen, in welchem schon das Geschrei der Lastträger und das wilde Gezeter der um uns und unser Gepäck einen wahren Verzweiflungskampf kämpfenden Droschkenkutscher uns verrathen würde, daß wir einen der größten türkischen Stapelplätze erreicht haben.

In der That sind wir unvermerkt an unserem Ziel, in Saloniki angelangt. Dasselbe bildet zugleich den Höhepunkt unserer ganzen Excursion. Freilich ist Saloniki nichts weniger als eine schöne Stadt

im modernen Sinne, eher schmutzig, winklig und ruinenhaft, eben ein Stück Orient, aber noch so echt und unverfälscht, daß wer ein solches sehen will, viel besser thut, hierher zu gehen, als nach dem schon so vielfach von dem Firniß europäischer Gesittung überpinselten Stambul.

Das ganz unsagbar bunte Völkergewühl Salonikis, das ebenso Bulgaren von der Donau wie Griechen aus dem tiefen Süden, Italiener von der Adria und Russen vom Schwarzen Meere aufzuweisen hat, besitzt zudem noch ein besonderes Specificum. Von seinen 100 000 Einwohnern sind nahezu drei Viertel Juden, aber nicht solche von dem bekannten mitteleuropäischen Schlage, sondern sogenannte Spaniolen, Abkömmlinge jener Israeliten, die einst unter König Ferdinand und seiner bigotten Gemahlin Isabella der Katholischen aus Spanien ausgetrieben wurden und sich nun hier unter Wahrung ihres Typus wie mancher Absonderlichkeiten bis heute erhalten haben. Beispielsweise findet man unter ihnen ganz im Gegensatz zu ihren Stammgenossen in der übrigen Welt nicht nur steinreiche Großkaufleute, sondern auch zahllose Handwerker und Taglöhner, namentlich Lastträger, die u. a. selbst ganze Claviere auf ihrem breiten Rücken befördern.


Vornehme Griechin.

So fesselnd aber auch Saloniki, das nebenbei aus der Zeit, wo es noch ein Vorort des jungen Christenthums war, sogar manche prächtige, gegenwärtig freilich als Moschee dienende uralte Kirche

sich bewahrt hat, in seinem Innern erscheint, es wird trotzdem von außen besehen immer den tiefsten Eindruck machen. Altersgraue, mit Zacken und Zinnen versehene Cyklopen-Mauern umrahmen noch die gewaltige Häusermasse, die, einem Ameisenhaufen vergleichbar, sich hoch an einem Hügel empor baut bis zur festen Akropolis auf der Spitze. Nach vorn aber bespült das weite, tief blaue Meer die belebten Straßen.



Tanzende Derwische in Saloniki.

Steht man hier am mächtigen Golf, wo sich einst die Trieren des Alterthums schaukelten, wo sich noch jetzt der alte Olymp in den Fluthen spiegelt, so wird das ganze untergegangene Hellenenthum wieder vor dem geistigen Auge lebendig.

Ich denke aber, gleichzeitig werden auch Zukunftsgedanken auftauchen, Gedanken an eine bereits im Anbrechen begriffene Zeit, wo diese ganzen in Todesschlaf befangenen Gebiete wieder erwachen, wo auf dem vorstehend geschilderten großen Wege der Handel Oesterreichs und selbst Deutschlands hierher fluthen und Saloniki von Neuem werden wird, was es einst gewesen: der Haupthafen der gesammten griechischen Gewässer.

Durch die baltischen Provinzen.

Les extrêmes se touchent — die Gegensätze berühren sich. Ich war im Jahre 1886 kaum aus dem äquatorialen Afrika zurückgekehrt, so wurde ich veranlaßt, nach den russischen Ostseegestaden zu reisen. Kamerun und das Zarenreich, das sind allerdings Contraste, aber wenn ich Anfangs schwankte, so war es nicht die Verschiedenheit des Climas, die dem zu Grunde lag, zumal das letztere droben im Norden in der sommerlichen Jahreszeit in der That viel besser ist als man gemeiniglich glaubt, sondern vielmehr — nun man versteht schon. Eine Vergnügungsreise in Rußland kann ja nur zu leicht zu einer unfreiwilligen Fahrt nach Sibirien werden. Indeß das Interesse an den zur Zeit so eigenthümlichen, wenn leider auch wenig erfreulichen Verhältnissen dort unter unseren fernen Landsleuten überwog schließlich alle Bedenken und so dampfte ich denn an einem schönen Maimorgen wohlgemuth von Berlin ab.

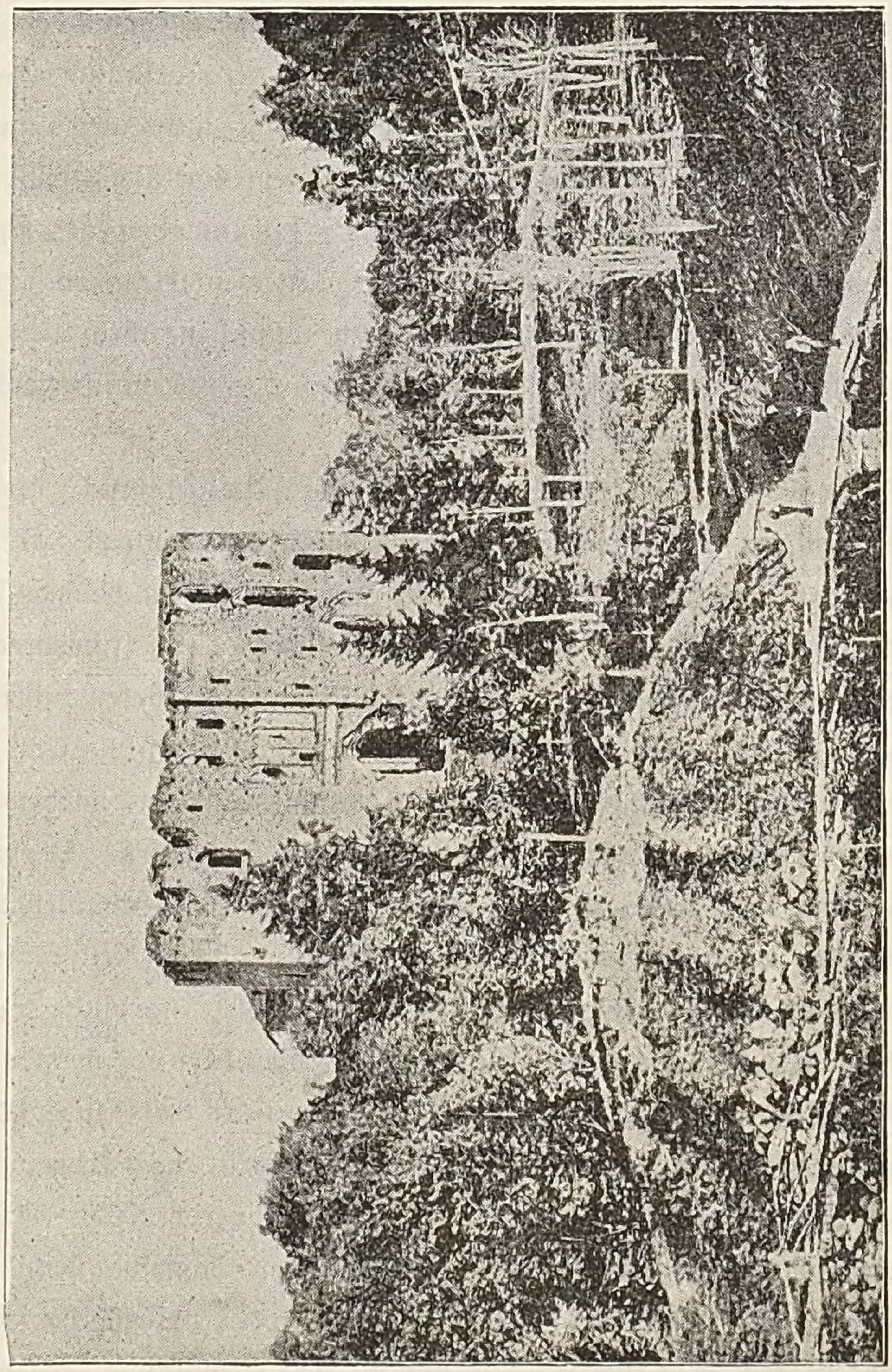
Nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt tauchten mächtige gothische Thürme vor mir auf. Es war die Dirschauer Eisenbahnbrücke. Das monumentale Bauwerk erschien von Weitem wie eine großartige

Triumphpforte, und eine solche ist es in Wahrheit auch, denn jenseits der Weichsel, welche es überbrückt, beginnt ja das weite, auch unser Reiseziel mitumfassende Gebiet, welches dereinst in langem, saurem Ringen der altberühmte Deutsche Orden der Barbarei entriß und der Cultur unterwarf.

Noch eindrucksvoller trat diese große deutsche Pionier-Arbeit vor meine Seele, als ich wenig später an dem breiten und tiefen Nogatstrome, einem Mündungsarm der Weichsel, anlangte. Am jenseitigen Ufer erhob sich dort aus einem Häuflein kleiner, armseliger Bürgerhäuschen eine majestätische Ritterburg mit Thürmen und Zinnen, infolge ihres Baumaterials — Backstein — rot wie das Blut, das hier so oft vergossen worden. Im goldnen Scheine der Abendsonne blitzend, schauten die hohen, gothischen Fenster, hinter denen einst so oft Geharnischte standen, hinaus auf die weiten, sanften Wiesengründe, die sich bis an den Horizont ausdehnten. Ich sah die vielgefeierte Marienburg, die deutsche Alhambra, die mehr denn ein halb Jahrtausend alte ehemalige Residenz der genannten wehrhaften Bruderschaft, vor mir. Der Krämergeist des vorigen Jahrhunderts hatte diesen Ruhmestempel deutschen Sinnes entweiht durch prosaische Einbauten von Magazinen und Pferdeställen, aber das wiedererwachte Kunstverständniß unserer Zeit und vor Allem der ideale Opfermuth des Hohenzollerngeschlechts hat ihn in den letzten Jahrzehnten von Neuem gereinigt und binnen Kurzem wird das Ganze wieder im ehemaligen Glanze dastehen.

Ich durchwanderte an der Hand des alten, originellen Castellans, der selbst noch wie eine Reliquie aus der großen Zeit anmuthete, die herrlichen Kreuzgänge und weiten Hallen, denn eine bessere Vorbereitung für eine Reise in die alten Culturlande der baltischen Provinzen kann es nicht geben. Eine stille Andacht überkam mich. Aber wie so oft vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so mußte ich schließlich auch einiger Heiterkeit Raum geben, als ich in den ausgedehnten Kellereien riesige Oefen sah, durch welche sich die alten Ritter einst die darüber gelegenen Prunksäle erwärmen ließen. Luftheizung, der Luxus des neunzehnten Jahrhunderts, schon in jenen alten, dunklen Zeiten, ja, das war doch auch komisch!

In Königsberg stand ich gleich Herkules am Scheidewege. Sollte ich mit dem Gros der modernen Reisenden den großen, bequemen Transit-Schienenstrang über Eydtkuhnen zum Eintritt ins



Hauptfaçade der Domruine in Dorpat.

heilige Rußland wählen oder am Strande entlang weiter ziehen? Letzteres war sicher interessanter, aber prekärer. Auf Nebenwegen verfällt man dem Verdacht der Spionage, der im Gebiete des Kaisers aller Reußen der unangenehmste Hemmschuh ist, leichter als auf der

ausgetretenen Heerstraße. Doch ich wagte es und bestieg die kleine Vergnügungsbahn, die von der ostpreußischen Metropole direct nach dem Curischen Haff führt. Die Fahrt zeigte sich kurzweilig genug. Die sauberen Waggons waren mit Veranden versehen, von denen aus man völlig ungestört in die frischen Birken- und Kiefernwälder Samlands rechts und links hinein schauen konnte. So gelangte ich nach der freundlichen Idylle, welche das Seebad Kranz mit seinen reizenden Villen mitten im heimlichen Versteck duftender Forste darstellt, und wenig später breitete sich der weite, blaue, fast nie bewegte Spiegel des gedachten Strandsees vor mir aus. Hier wartete bereits ein netter Dampfer, der an Comfort nichts zu wünschen übrig ließ, und so schwamm ich denn alsbald darnach auf der fast unübersehbaren Wasserfläche.

Es war indeß nicht blos die gewaltige Ausdehnung, die hier fesselte, sondern viel mehr noch der eigenartige Contrast der Ufer. Rechts weite, mit Häusern oder auch ganzen Dörfern besäete Ackergelände, links dagegen ein hoher, meilenweit ohne Unterbrechung sich hinziehender, mit seltsamen, scharfen Kämmen oder tiefen Schrunden versehener, jedoch absolut kahler, blendend grauweißer Wall, der einer gigantischen Anhäufung alter, verschmutzter Schneewehen oder auch einem der niedrigen, vergletscherten Küstengebirge Capplands ähnlich sah. Ich hatte die sogenannte Nehrung, den schmalen Sanddünenstreifen vor mir, welcher das Haff vom offenen Meere trennt. Für den unglücklichen Wanderer, der sich in diese nordische Sahara verirrt, ist dieselbe ein gefährlicher Boden. Erst kurz vor meiner Reise war dortselbst angeblich ein Briefträger vom tückischen Flugsand, der stellenweise unter den Füßen wie Schlamm nachgibt, begraben worden. Ja, die Dünenkette ist selbst dem schönen Haff verderblich. Die von ihr unaufhörlich herabwehenden Massen lassen dasselbe stetig mehr versanden und sogar die überall auf der weiten Seefläche schwimmenden, an kleinen Fähnchen kenntlichen Baggermaschinen vermögen diesen Zuschüttungsproceß nicht aufzuhalten.

Den Vergleich mit der afrikanischen Sahara vollständig zu machen, fehlt es indeß auch in dieser Todesregion an einer herzerfrischenden Oase des Lebens nicht. Das ist das Seebad Schwarzort, das unver-

muthet, von schützendem, dunkelfarbigem Strand-Kiefernwalde umgeben, aus der sandigen Einöde auftaucht. Nebenbei bemerkt hat man damit zugleich einen der Hauptplätze der Bernsteingewinnung erreicht.

Ein Stündchen weiter und der See schnürt sich zu einem immerhin noch einen ansehnlichen Strom darstellenden Wasserarm zusammen, den Canal, durch den er mit dem nahen Meere in Verbindung steht. Hier erwartete mich eine neue Ueberraschung. Ein wahrer Wald hochragender Schiffsmasten zeigte sich dem Blick, am Ufer aber lag eine ansehnliche Masse von Häusern mit spitzen, altmodischen Holzgiebeln und rothen Ziegeldächern, an die sich auf dem höheren Hintergrund eine auffallend große Zahl steifer, altersgrauer Windmühlen anschloß, deren Flügel die frische Seebrise bewegte. Ich glaubte nach Holland versetzt zu sein, war jedoch in Wirklichkeit in Memel, der letzten deutschen Stadt, angekommen.

Mit diesem interessanten Punkte nahm aber leider auch die bisherige comfortable Art der Fortbewegung ein Ende. Von Memel nach Libau, der nächsten russischen Stadt, verkehrt nur noch eine sogenannte Fensterkalesche, sobald sich auf die entsprechende Annonce im Tageblättchen hin genügende Theilnehmer gefunden haben, genau so, wie es zu Großväterchens Zeiten zuging, wenn einer etwa eine Badereise von Leipzig nach Teplitz in Scene setzte. Mit gemischten Gefühlen bestieg ich den altmodischen Rumpelkasten, um eines schönen Morgens dem heiligen Moskowiterreiche entgegenzurollen. Die Straße war anfangs, so weit noch deutsches Gebiet reichte, tadellos, aber bereits enorm einsam. Nur da und dort einmal kreuzten wir den elenden Karren eines litthauischen Bauern aus der Umgegend oder eines langbärtigen jüdischen Hausirers. Um so munterer ging es in unserem Gefährte zu. Meine Mitreisenden, zwei Memeler Bürgermädchen und ein wandernder Bekleidungskünstler, sangen mit dem „Schwager" auf dem Bocke um die Wette; ob aus wirklicher Fröhlichkeit oder nur aus Galgenhumor, das war freilich nicht zu entscheiden.

Jedenfalls bot sich bald genug Veranlassung zu letzterem. Wir hatten die beiden äußersten deutschen Ansiedlungen erreicht, zwei unweit von einander befindliche, primitive Straßenwirthshäuser, die die

charakteristischen Namen: „Immersatt" und „Nimmersatt" führen. Dann beginnt sich der Vorhang zu heben. Auf einem mächtigen Stein ein großer, gußeiserner russischer Aar, düster und verrostet. Daneben ein festungsartiges Blockhäuschen, aus dem ein mißtrauisch blickender russischer Grenzsoldat tritt, die struppige Bärenmütze tief in der Stirn, das blitzende Gewehr im Arm. Wir hoffen auf Grund einer möglichst harmlosen Miene ohne Aufenthalt an dem grimmigen Cerberus vorbeizukommen. Doch er commandirt „halt", indem er zur Erklärung auf die Straßenstrecke vor uns zeigt. Wahrhaftig, die Welt mit Brettern vernagelt, ein äußerst handfester Verschlag quer über unsere Bahn gezogen! Des Pudels Kern ist: Die „gnädigen" Herren Grenzbeamten haben eben ihr Mittagsbrot gegessen, nun müssen sie natürlich einige Stunden ruhen und in der Zwischenzeit kann einfach Niemand weder in das Zarenreich hinein noch heraus. So mußten wir denn auf freiem Felde halten bleiben, was bei dem echt russischen Lüftel, das da oben auf einmal wehte, vielleicht schwer zu ertragen gewesen wäre, hätten wir uns nicht in einer Art von Instinct auf der letzten deutschen Etappe einen „ostpreußischen Maitrank" — so nennt man in jenen Gegenden den Grog — bereiten lassen, notabene nach dem bewährten Königsberger Recept: „Durch Wasser wird der beste Grog verdorben."

Endlich öffnete sich der internationale Schlagbaum. Wir wären es jedoch auch ohne dies bald inne geworden, daß wir uns nun im wirklichen Rußland befanden. Die treffliche Heerstraße war unversehens zu einer tiefsandigen Rinne herabgesunken, in der wir uns nur mühsam weiter arbeiteten, rechts und links aber schloß uns anstatt des bisherigen freien Landes mit seinen Fruchtgefilden und vereinzelten Bauernhäuschen ein zwar dichter, im Uebrigen jedoch eher häßlicher, struppiger und verstümmelter Wald ein. In dieser Weise fanden wir uns nach einem halben Stündchen unvermuthet inmitten eines großen, zertragenen Ortes, der eigentlichen Grenzstation, Polangen mit Namen. Das Fegefeuer der Revisionsplackereien setzte hier erst mit vollem Werke ein. Einer Meute verhungerter Wölfe gleich stürzte sich eine Rotte zerlumpter, lärmender Juden über uns her, um — sich die Trinkgelder für Auf- und Zuschnallen der Koffer zu

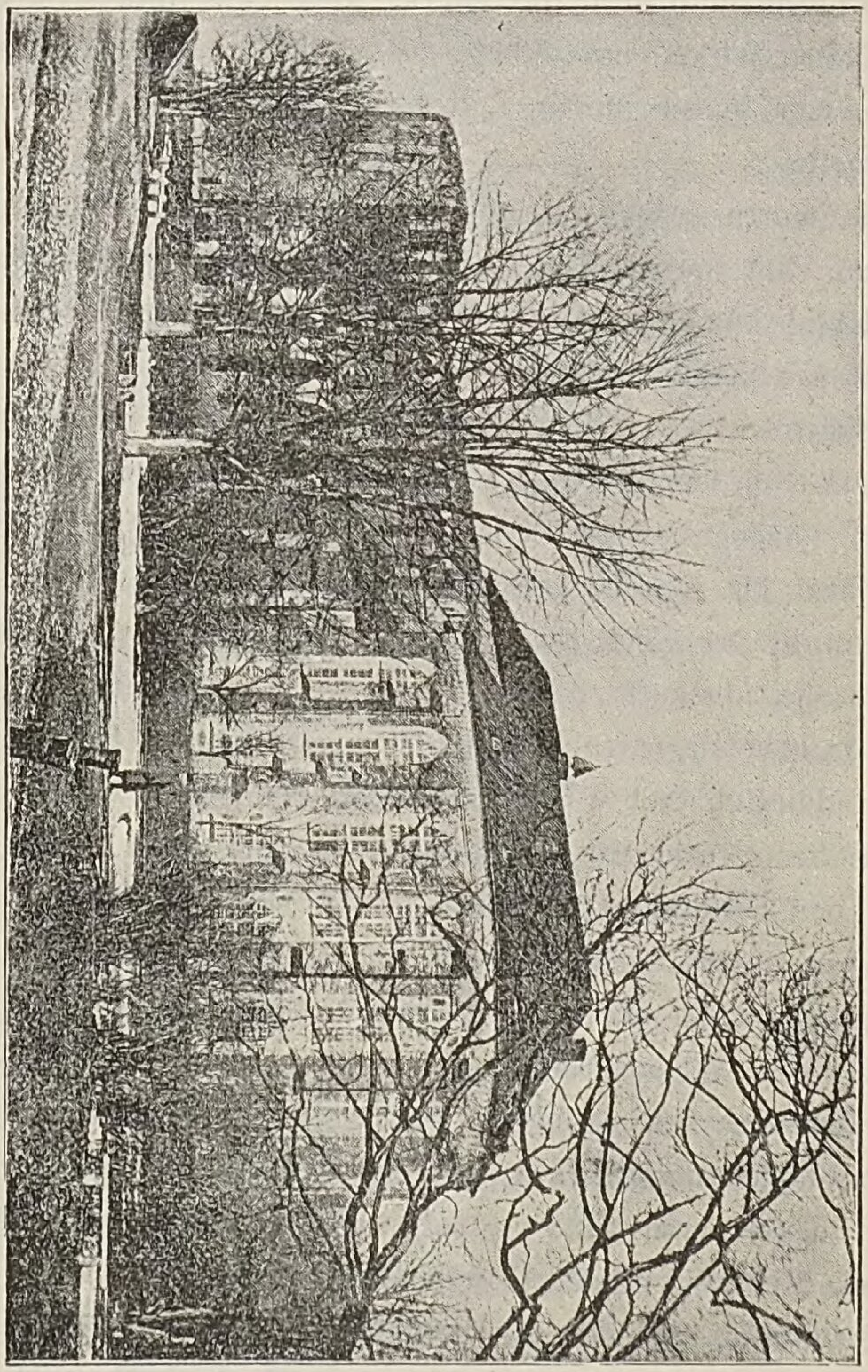
sichern. Dann kamen, jeder Zoll ein „Dionysius der Tyrann" — die Herren Douaniers und wühlten alles um und um; dem einen Fräulein, die eine Bibel bei sich führte, ward sogar dies heilige Buch von vorn bis hinten durchgeblättert. Zum Schluß durchstach man selbst die armseligen Heupolster unserer Staatskarosse mittelst meterlangen Nadeln nach allen Richtungen. Und dazu rings um uns eine immer dichter sich zusammenschnürende, schließlich uns fast erstickende Corona von einem stupid blickenden und bettlerhaft bekleideten Grenzervolke.

Wir waren froh, als uns endlich die stillen Wälder wieder umgaben. Am zweiten Tag, den wir in ihrem Schoße zubrachten, blitzte plötzlich das Meer neben uns auf. Eine Zeit lang rollte unsere Extrapost am sandigen Strande hin. Plötzlich brach die Straße ab, der Kutscher lenkte die Rosse mitten in die schäumenden Wasser selbst hinein, so daß ich nicht anders glaubte, als er habe den Verstand verloren. Indeß war er in seinem Rechte. Die letzte Stunde vor Libau führt die kaiserliche Chaussee wirklich im Meere fort. Das war denn in der That ein „Vergnügen eigener Art". Unsere alte Staatskarosse schwankte wie ein richtiges Schifflein und mehr als einmal drohten die kecken Wogen gar in ihr Inneres hereinzufluthen, bis wir schließlich doch glücklich in Libau landeten.

Die kleine kurländische Hafenstadt kann als Typus einer ganzen Anzahl von Mittelstädten gelten, welche die baltischen Provinzen umschließen. Von Allem, was ich dort oben sah, machten diese den günstigsten Eindruck auf mich, schon rein äußerlich. Breite, gerade Straßen und rechts und links zwar meist nur einstöckige Häuser, die jedoch durchweg in zierlichster Holzarchitectur aufgebaut und mit frischem Oelfarbenanstrich versehen sind. Man hat fortwährend das Gefühl, als ob man zwischen Reihen von Häuschen hinwandle, die aus einer Kinderspielschachtel aufgebaut sind.

Wohlthuender wirkt natürlich noch der deutsche Geist, der gerade in diesen noch wenig von internationalem Wesen berührten baltischen Landstädtchen waltet. Da hat Rußland noch nicht viel ausgerichtet, weder mit Gewalt noch mit Güte. Da ist noch Alles urdeutsch, die Firmen an den Häusern, die Kirchen, die Schulen, die Familien und

die Herzen. Der frische, selbstbewußte Bürgergeist hat da noch etwas von der alten deutschen Hansa im Blute, welche vor mehr denn einem halben Jahrtausend in jenen nordischen Waldwüsten die ersten Culturinseln schuf.



Seitenansicht der Domruine in Dorpat.

Von Libau wollte ich als zweitnächste Etappe Riga, das große Paradestück der baltischen Länder, aufsuchen. Ich konnte dazu wieder die Eisenbahn benützen. Dieselbe hat indeß in jenen barbarischen

Gegenden ebenfalls schon ihr Absonderliches. Die Coupés weisen z. B. Doppelfenster auf, eine Einrichtung, die uns ahnen läßt, was hier eine Winterreise bedeuten mag. Auf den Bahnhöfen stoßen Cultur und Wildniß schroff an einander; die Wartesäle 1. und 2. Classe voll überladener Pracht, diejenigen 3. Classe wahre Pesthöhlen voll Schmutz und abstoßendem Dunst. Aehnlich siehts natürlich auch in den Waggons aus. Vollgepfropft mit dem zerlumptesten Gesindel, erinnern sie eher an reisende Menagerien. Dabei ist jedoch wieder höchst charakteristisch, daß man mit einem anständigen Rock absolut nicht in einen solchen Viehstall einsteigen kann. Alsbald stürzt ein dienstbarer Geist herbei und becomplimentirt uns nach einem noch leeren Wagen. Im russischen Reiche ist eben ein anständiger Rock eine Großmacht, der sich Alles beugt. Einen ergötzlichen Beleg hierzu erlebte ich eines Tages auf einer Flußfahrt nahe bei Riga. Es gab nur 1. und 3. Classe auf dem kleinen Dampfer. Durch Zufall hatte ich ein Billet der letzteren bekommen. Trotzdem wies man mich sofort nach der ersten Classe. Aber als ich nachzahlen wollte, bedeutete man mich, daß die Preise gleich seien und zwischen beiden Classen nur der Unterschied bestehe, daß in den „Salon" lediglich anständige, will sagen anständig gekleidete Menschen zugelassen würden. Sapienti sat!

Die Bahn quer durch Kurland ist aber nicht bloß an sich interessant, sondern auch durch die Landschaft, welche sie durchschneidet; dieselbe kann wiederum bezeichnend für die touristische Physiognomie der gesammten drei baltischen Provinzen genannt werden. Schnee- und Eisberge und ähnliche landschaftliche Glanzpunkte wird ja dort droben Niemand suchen. Wohl aber findet sich reichlich das, was einen Maler idyllischer Natur entzücken kann. Besonders köstlich sind die endlosen Wiesenflächen, bei denen der oftgebrauchte Ausdruck „Sammetteppich" wirklich einmal keine poetische Hyperbel ist. Mehrfach bringen stille, blaue Seen oder langsam strömende Flüsse noch besondere Reize. In vielen Fällen schlingen auch helle Birkenwälder oder nachtdunkle Nadelhölzer einen malerischen Kranz um diese Naturparks.

Freundliche Dörfer, wie bei uns, darf man allerdings inmitten dieser lachenden Natur nicht erwarten. Nur da und dort thront

einsam auf einem kleinen Hügel oder inmitten eines anmuthigen Haines ein stolzes Herrenhaus, näher oder ferner von einigen Dutzend armseligster Hütten umgeben. Die Erscheinung erklärt sich aus der eigenthümlichen Art, in der das platte Land dort oben einst besiedelt wurde. Der Deutsche Orden, der die Provinzen vor Jahrhunderten dem Heidenthum abrang, brachte eine Menge ritterlicher Herren, Deutsche, Niederländer, Engländer und selbst Franzosen mit, die sich in der Folge Stammsitze bildeten und die vorgefundenen eingeborenen Elemente, Letten und Esten, zu Hörigen machten. So stehts heute noch dortselbst. Die Großgrundbesitzer repräsentiren mit ihren Familien allein das Deutschthum inmitten eines eingeborenen Elements, das man, lediglich aus feudalen Gründen, weder überhaupt culturell weiter entwickelt, noch namentlich germanisirt hat, ein politischer Fehler, der sich natürlich in der gegenwärtigen Zeit des Ansturms seitens des Russenthums schwer rächen muß.

Dabei soll jedoch nicht verkannt werden, daß es kaum etwas Reizvolleres geben kann als diese baltischen Ritterburgen, die in endloser Reihe und buntester Mannigfaltigkeit, bald im gothischen, bald im romanischen Stil, bald mehr modern, bald mittelalterlich angehaucht, am Auge des Reisenden vorüberschweben.

So gelangt man, recht wohl unterhalten, nach der baltischen Centrale Riga, um dortselbst einen neuen überraschenden Eindruck zu erhalten, der allerdings gerade durch den Gegensatz zwischen den feudal-patriarchalischen Ritterburgen und der modernen Cultur dieser Stadt wesentlich verstärkt wird. Man denke sich auf einer riesigen Eisenbahnbrücke stehend, die fast eine halbe Stunde lang ist, dabei aber so hoch über dem Wasserspiegel schwebt, daß die größten Dreimaster darunter durchkönnen, man denke sich nun ferner diesen Strom, einen der mächtigsten Europas, von Dutzenden von Seeschiffen belebt, an den Ufern rechts und links eine ansehnliche, theils noch altersgraue, theils modern glänzende Stadt, so hat man Riga und den Beweis dafür, daß die baltischen Provinzen auch ein werthvolles Besitzthum bilden.

Wenige Tagereisen weiter bringen allerdings wieder ein ganz entgegengesetztes Bild, das geistige Centrum der Provinzen, die alte Musenstadt Dorpat. Von Riga führt dahin noch keine Bahn. Desto

besser, so lernt man eine der angenehmsten Schöpfungen der baltischen Ritterschaft kennen. Alle 20 Kilometer etwa steht, oft mitten im Wald, ein geräumiges Posthaus. Hier findet man gegen feststehende, sehr billige Taxe jederzeit Pferde und Wagen, sowie am Abend vortreffliches Nachtquartier sammt Verpflegung. Selten in meinem langen Reiseleben bin ich bequemer gereist als in diesem Theile Livlands.

In solcher Weise befand ich mich eines Tages auf einer Art Hochplateau. Plötzlich brach das Terrain schroff ab. Fast senkrecht zu meinen Füßen zog sich ein enges Thal hin, von einer freundlichen Häusermasse angefüllt. Das Ganze erinnerte so lebhaft an eine rheinische Landschaft, daß ich zu träumen wähnte. Und um die Aehnlichkeit etwa mit dem berühmten Heidelberg vollzumachen, erhob sich da unweit von mir zur Linken auch eine imposante Ruine aus dichtem, parkähnlich angelegtem Forste. Ich hatte Dorpat vor mir und das gigantische Bauwerk da an meiner Seite war die berühmte Domruine, auf welche die Dorpater kaum weniger stolz sind wie die Heidelberger auf ihr Schloß.

Mit der alten, fernen deutschen Musenstadt war ich bereits dem Endpunkt meiner Reise recht nahe gekommen. Noch einen halben Tag Fahrt nordwärts durch Estland, die am wenigsten einladende der drei Provinzen, in welcher beispielsweise die Häuser der Eingeborenen häufig sogar der Essen entbehren, so daß die Leute oft infolge des Rauches erblinden, dann steigt plötzlich wie ein Traumbild die Altstadt von Reval auf ihrem hohen, steilen Felssockel auf, ein Bild so grotesk, wie es der flache Norden selten bietet.

Damit hatte ich sozusagen den äußersten vorgeschobenen Posten des Deutschthums erreicht. Es war nur natürlich, daß dieses letztere hier am kräftigsten, selbstbewußtesten auftrat. Obwohl von Haus aus daselbst gänzlich fremd, hatte ich doch gar bald einen lieben Kreis von treuen Landsleuten um mich versammelt. So saßen wir oft in dem trefflichen Restaurant auf den hohen, längst in Gärten umgewandelten Festungswällen und machten die Nacht zum Tage.

Hilft doch dabei dort oben die Natur selbst mit. Denn während des ganzen Sommers wird es sogar um Mitternacht nicht dunkler wie bei uns an einem nebligen Tage und noch glüht gegen Westen hin das unermeßliche Meer in einem blutigen Abendroth, wenn im Osten der strahlende Sonnenball schon wieder aus den dunklen Waldwüsten emporsteigt.

Ins Land und am Hofe

von

Rumänien.

Neben Italien, dem Land, „wo die Citronen blühn", der großen Wallfahrtsstätte deutscher Herzen vom ersten Einbruch der Gothen und den späteren Römerfahrten an bis heute, bildet der Orient, die Gegend der aufgehenden Sonne, von jeher ein Reiseziel für das wanderlustige germanische Element, wie beispielsweise die Kreuzzüge oder das krampfhafte Suchen nach dem Seeweg nach Indien, welches das ganze auslaufende Mittelalter beherrschte, und die modernen Pilgerreisen nach Jerusalem beweisen.

Ob dieser Zug nach Osten vielleicht aus einer Art unbewußten Heimwehs der Menschheit nach ihrem Stammhause Asien entspringt, wollen wir hier nicht untersuchen. Es genüge die Thatsache, daß er vorhanden ist und, unterstützt durch den abnehmenden Fanatismus des Halbmondes einerseits, wie die zunehmende Erleichterung des Reisens in den in Frage kommenden Gebieten andrerseits, in Zukunft noch eine gewaltige Steigerung erfahren dürfte.

Der „Orient" verdient aber doch auch, selbst wenn wir das Wort einmal nicht bis auf das ferne Wunderland am sagenhaften Gangesstrome ausdehnen, sondern auf die südöstlichen Landstriche unseres Erdtheiles beschränken, die vollste Beachtung. Nach einer großen, freilich längst versunkenen und von einer über lange Jahr-

hunderte ausgedehnten Todtenstarre gefolgten Vergangenheit wird ihm dereinst bei seinen reichen Naturanlagen noch eine große Zukunft erblühen, wie man denn mit vollstem Rechte gesagt hat, daß das Colonialgebiet des österreichischen Kaiserstaates nicht fern über See, sondern dicht vor seiner Ostpforte belegen sei.

Für uns Reichsdeutsche hat aber ein auch an sich schon viel versprechendes Stück dieses Morgenlandes noch besondere Bedeutung dadurch, daß dortselbst nicht allein ein deutscher Fürst deutsche Cultur-Pionierarbeit treibt, sondern daß auch an seiner Seite eine gleichfalls deutsche Prinzessin thront, die eine der ersten Stellen unter den zeitgenössischen Dichtern einnimmt, ja die, um die seltene Erscheinung vorläufig gleich mit einem einzigen Worte zu characterisiren, selbst ein Stück verkörperter deutscher Dichtung, oder richtiger noch deutschen Wesens überhaupt mit allen in demselben begründeten Widersprüchen darstellt.

Nach Alledem dürfen wir wohl auf allgemeineres Interesse hoffen, wenn wir heute einmal diesem merkwürdigen Lande, dem Königreiche Rumänien, im Geiste einen Besuch abstatten. Dabei mag uns zuerst die Reise dahin beschäftigen, die schon des Unterhaltenden genug bietet. Die Donau-Fürstenthümer sind ja gegen den cultivirten Westen Europas durch den Gebirgsring der Carpathen wie durch einen Festungswall abgeschieden. Nur an einer Stelle hat die Natur selbst diese majestätische Umrandung gründlich, bis auf das Fußgestelle durchbrochen und zwar mittelst des Donaustromes. Diese Stelle bildet vielleicht die großartigste Flußpartie auf der Welt überhaupt. Ist doch daselbst auch die Scenenverwandlung eine zu überraschende. Eben hatten wir noch die unübersehbaren Tiefebenen Ungarns mit ihrem dichten, sumpfigen Buschwerk oder ihren von ungeheuren Heerden bedeckten grünen Weiden rechts und links. Nun tauchen plötzlich, erst auf der einen, bald auch auf der anderen Seite, Höhenzüge auf, die sich schließlich die Hand reichen, so daß dem in behaglicher Breite sich dahin wälzenden Strom völlig der Weg verlegt scheint. Da siehe, bei einer Wendung des Fahrzeuges, das uns trägt, thut sich eine enge, schlundartige, von einer alten Zwingburg bewachte Oeffnung auf, in welche die gewaltige Wassermasse sich hineinzwängen

muß. In diesem Defilé gleiten wir unter stetig wechselnden Bildern stundenlang dahin. Jetzt rechts und links hohe, nackte, senkrecht abstürzende, altersgraue Felswände, dann wieder mächtige, von unten bis oben mit dem dichtesten Laubwald überkleidete Berge, hier eine seeartige Erweiterung mit freundlichen Dörfchen auf beiden Ufern, dort von Neuem Einschnürung zur düsteren Schlucht, in der nichts als das Tosen des gleichsam über seine Vergewaltigung erbosten Flusses die große Stille und Einöde stört.

Ganz entzückt vertiefen wir uns in diese einzigartige Scenerie, ohne zu ahnen, daß dabei der Tod unter unseren Füßen gähnt. Wirklich jetzt erzittert der eiserne Schiffscoloß, wie von unterirdischer Faust geschüttelt, und der entsetzte Blick gewahrt, daß die gelben, trüben Fluthen ringsum auf einmal wie ein riesiger Kochtopf gähren und sieden. Da und dort schauen auch schwarze, unheimliche Felszacken aus der Tiefe und verrathen uns die Ursache des wilden Aufruhrs. Wir befinden uns inmitten von Untiefen, Strudeln und Wirbeln. Ein falscher Griff des Mannes am Steuerruder und wir sind verloren. Diese aufregenden Augenblicke wiederholen sich noch einige Male, ja am Ende des gesammten Engpasses ziehen sich sogar mehrfache parallele Reihen kammartiger Klippenketten dicht neben einander quer über die ganze ansehnliche Wassermasse, von einem Ufer zum andern, so das bekannte „Eiserne Thor" bildend, mit welchem Namen beiläufig Viele irrthümlicher Weise den ganzen Durchbruch belegen.

So sieht die Naturpforte zu den unteren Donauländern und zu Rumänien insonderheit aus. Da sie, in dieser Gegend wenigstens, die einzige ihrer Art ist, so kann man sich denken, daß sie bereits im grauesten Alterthum Benutzung fand, ebenso wie daß es schon frühzeitig nicht an Versuchen gefehlt hat, die bösen Unebenheiten dieses Wasserpasses zu corrigiren. Die Leute jener Zeit hatten freilich noch nicht Pulver und Dynamit, sie mußten die Sache anders angreifen. Es fielen uns wohl bei der Durchfahrt eigenthümliche, viereckige Löcher auf, die sich in langer Reihe gleich hoch über dem Flußniveau hinzogen. Sie trugen dereinst die Balken, auf denen der von den Römern hergestellte bretterne Saumpfad ruhte. In der ersten Hälfte

unseres Jahrhunderts veranlaßte der ungarische Patriot Graf Szechényi sogar die Anlage einer vielfach in die Uferfelsen eingehauenen Fahrstraße. Auch wurden in der Folge mehrfache Sprengungen im Flußbette selbst vorgenommen. Indeß das Alles blieb doch nur Flickwerk. Segelschiffe waren immer noch sehr gefährdet und selbst die dann aufkommenden Dampfer nützten nicht viel. Die größeren unter ihnen vermochten nur bei ganz hohem Wasserstand die Tour über die heimtückischen Riffe zu wagen. Zu anderen Zeiten mußte auf kleine, ganz flach gehende Propeller umgeladen werden. Ja, bei niedrigem Wasser, wie es doch gerade der starkbelebte Sommer zu bringen pflegt, trat der Landtransport ein, der natürlich immer den Verkehr schwer schädigte. Ich bin selbst vor einigen Jahren nur auf mein Dampferbillet mit einer ganzen Reisegesellschaft auf Kosten der Dampfschiffs-Gesellschaft mittelst Equipage am Lande hin durch die berühmte Stromenge befördert worden.

Kein Wunder, daß unsere Zeit, die Suezcanal und Aehnliches schuf, endlich daran ging, auch hier gründliche Abhilfe zu ermöglichen. Man ist gegenwärtig damit beschäftigt, eine entsprechend breite und tiefe Fahrrinne längs der ganzen Passage im Flußbette einzusprengen. Freilich die schwierige Arbeit mitten im brandenden Strome vermag nur langsam fortzuschreiten und dürfte bis zu ihrer Vollendung noch manches Jahr benöthigen. Der Erfolg wird aber sicher auch nicht ausbleiben, wenigstens hinsichtlich des Güterverkehrs.

Der Personenverkehr dagegen dürfte die alte Blüthe nicht wieder gewinnen. Ja, das war in der That eine schöne Zeit für den alten Donaustrom, als hier noch die nahezu allein den Verkehr nach Bukarest oder Constantinopel vermittelnden Eilschiffe verkehrten, Salondampfer von ausgesuchter Eleganz, auf denen sich eine vornehme internationale Gesellschaft, Franzosen, Engländer, Deutsche bewegten, wo in den, freieste Aussicht bietenden Decksalons feine Diners eingenommen wurden und Schlafsäle in der Nacht ein hotelartiges Quartier boten. Ich selbst bin so noch im Jahre 1875 von der Hauptstadt am Goldenen Horn zurückgereist. Neuerdings sind diese prächtigen Stromdampfer zu Localschiffen herabgesunken, die alle Augenblicke bei einer obscuren Station halten.

Woher das gekommen ist? Die Hast unseres Geschlechts, dem nichts mehr schnell genug geht, und die diesem Zuge entgegenkommenden Eisenbahnen sind daran Schuld. So hat sich auch der Weg nach Rumänien verlegt. Bereits führen mehrere Schienenstränge dahin. Den interessantesten davon, der zugleich auch der directeste heißen muß, wollen wir herausgreifen.

Er ist zur Zeit noch der einzige, der über die hochragende Scheidewand der Carpathen selbst hinwegklettert. Seinen Ausgang nimmt er dabei in Kronstadt. Von hier aus wurde schon vor Vollendung der Linie ein verhältnißmäßig reger Postverkehr nach der nahen Walachei unterhalten, der seiner Originalität wegen etwas eingehender characterisirt werden mag. Täglich Punkt 12 Uhr verließ der schwerfällige, mit 6 Pferden bespannte Omnibus die gedachte Stadt. Zunächst wurde in Carrière die vor Kronstadt gelagerte sogenannte Burzenländer Ebene überquert, wobei sich ein Staub zu entwickeln pflegte, daß die Passagiere zu ersticken drohten und in ihrem Aeußeren bald völlig mehlbedeckten Müllern glichen. Dann lenkte das plumpe Gefährte dem Hochgebirge zu, um in dessen öden Urwäldern, in denen nur der Bär haust, stundenlang mühselig emporzuklimmen. Endlich erreichte man die rumänische Grenzstation, ein weitläufiges, kothiges Gehöfte, welches von schmutzigem Gesindel und noch schmutzigeren Schweinen wimmelte. Dorobanzen, rumänische Grenzsoldaten, verwogene Kerle in defecten braunen Lodenmänteln, mit hohen Pelzkappen auf dem struppigen Haupte und den aus lauter Fetzen gebildeten Sandalen an den Füßen, bewachten die beiden mächtigen Thore, von denen das eine ins Abendland, das andere in den Orient wies. Nach einer peinlichen Paß- und Gepäckrevision, die man sich nur durch den Genuß des Nationalgetränks, des Tuica (spr. Zuika), eines schwachen Pflaumenschnapses, den man gleich aus den kleinen Flaschen trinkt, in etwas versüßte, ging die wilde Jagd weiter, jetzt in Begleitung eines Soldaten mit geladenem Gewehre, der auf dem Bocke neben dem Postillon Platz genommen, da die Sicherheit der Gegend fernerhin prekär war. Dafür wurde freilich nunmehr die Landschaft immer fesselnder. Hinter den düsteren Urwaldsmassen stiegen wilde, graue, theilweise mit Schnee bedeckte Felsriesen

stetig höher empor, je tiefer sich der eilende Postwagen in die engen Thäler und Schluchten hinab verlor. Wenn es Nacht zu werden begann, flammten in gewissen Zwischenräumen rothe Wachtfeuer auf, die indeß den Muth des Reisenden ebensowenig zu beleben vermochten wie die vereinzelten Straßenschenken, an denen gehalten wurde und in denen außer einem verschlafenen Wirth nichts als verdächtiges Volk anzutreffen war. So ging es lange Zeit fort, an tosenden Gießbächen hin oder wohl auch über grausige Abgründe, und zwar nicht selten mittelst Brücken und Viaducte, die kurz zuvor von Unwettern zerstört und nur nothdürftig wieder zusammengeflickt worden waren. Erst wenn die Morgenröthe den dunklen Himmel färbte, athmete das bange Herz wieder auf, denn nun blieb das wilde Hochgebirge hinter dem Wagen zurück und die weite, schimmernde Fruchtebene der Walachei rollte sich vor dem entzückten Blicke auf.

In solcher Weise gelangte Verfasser noch vor 17 Jahren mittelst 15stündiger Fahrt nach Rumänien. Wie ganz anders ist das heutzutage! Der Zug führt von Kronstadt ab sogar einen der modernen, vielfenstrigen Salonwagen mit sich, damit man die hohen landschaftlichen Reize dieses Gebirgsüberganges, der sich fast mit den gerühmten Alpenbahnen des Semmering oder des Brenner messen kann, ja ganz bequem zu genießen vermöge. Mit Entzücken wird man von da aus das enge Hochthal betrachten, in das die eilende Locomotive bald nach der Abfahrt hineinlenkt. Nur das schäumende Gebirgswasser hat neben uns noch Platz. Dann steigen sofort rechts und links steile Lehnen empor, die mit finstrem Hochwald bedeckt sind bis dahinauf, wo jenseits der Baumgrenze die wilde, starre Felsregion beginnt. Seltsam hallen in diesem Schlunde die schrillen Pfiffe des Dampfrosses wieder. Unvermuthet gelangen wir indeß dabei selbst aufwärts, bis wir, aus einem Tunnel tretend, plötzlich die eben erst durchfahrene Thalidylle in Vogelperspective unter uns und die zuvor aus der Tiefe angestaunten Bergriesen uns fast vis-à-vis sehen. Wenig später sind wir auf dem Scheitel des Gebirgswalles, dem über 1000 Meter hohen Tömösch-Paß. Wir halten an der Grenzstation Predeal und haben alsbald das erste Stück rumänischen Lebens vor uns. Officiere in ihren goldbetreßten, etwas an die französischen erinnernden Uni-

formen, Damen mit rabenschwarzen Augen und Haar, die unvermeidliche Cigarrette im Munde, bewegen sich auf dem Perron.

Wir haben in Folge der noch immer sehr peinlichen Paß- und Zollrevision, die hier stattfindet, Zeit, das Alles gründlich zu besehen. Ein so zu sagen noch ungleich rumänischeres Bild würden wir jedoch gewinnen, könnten wir uns auf dieser höchsten Terrasse der Walachei einige Tage aufhalten. Denn die ausgedehnten Alpenweiden der Südcarpathen beherbergen zahlreiche Heerden, deren urwüchsige Hüter noch ein patriarchalisches Leben führen wie vor Jahrtausenden die „göttlichen" Sau- oder Rinderhirten des Homer. Freilich man muß auf seiner Hut sein, wenn man sich den primitiven Stina's (Sennhütten) da oben im einsamen Gebirge nähert, denn immer stürzen dann einige Exemplare der einheimischen schneeweißen, prachtvoll gebauten, aber äußerst bissigen Schäferhunde dem Fremdling entgegen. Am besten hält man sie sich mittelst einiger Steine vom Leibe, die man schon vorher in seinen Taschen angesammelt hat, bis sich endlich die trägen Hirten zu den scharfen Pfiffen bequemen, welche die wüthenden Bestien bewegen, sofort von uns abzulassen. Und nun nahen sie selbst, die Herren der Köter, Gestalten, wie sie schrecklicher kein Räuber-Romandichter ersinnen kann. Das tiefbraune Antlitz mit den funkelnden Augen überragt eine ellenhohe Lammfellmütze, unter der die zottigen Locken bis auf die Schultern herabquellen. Den Leib aber umhüllt ein grobes Bären- oder Schaffell. Im Grunde sind diese Rinaldofiguren jedoch die gutmüthigsten Kerle der Welt. Nachdem sie uns eine Weile gemustert, auch wohl einem peinlichen Verhöre über das Wer, Woher und Wohin unterworfen, führen sie uns in ihr ärmliches Heim und nun müssen wir von ihrer Milch trinken und das Nationalgericht, die Mamaliga, ein tortenartiges, eigelbes Gebäck aus grobem Maismehl, kosten. Eine Hand voll Taback, allenfalls noch ein Schluck Schnaps aus unserer Feldflasche und ein möglichst eingehender Bericht, wie es drunten in der Welt aussieht, sind die einzigen Gegenleistungen, die sie annehmen. Gelegentlich steigen allerdings diese Bergwalachen, wie man sie nennt, namentlich aus den niedrigeren Lagen, wo sich ihre Hütten schon zu ganzen Dörfern verdichten, auch selbst in die Städte am Fuß des Gebirges hinab.

Sie sitzen dann auf struppigen, dürren, jedoch sehr aushaltenden Rossen, die so klein sind, daß die Füße der Reiter fast den Erdboden berühren. Das Komischste dabei ist aber doch, daß ihre Ehehälften, unter denen man oft recht hübsche Erscheinungen findet, nebenher zu Fuß traben.

Wir kennen nunmehr die beiden Hauptwege ins Land und gehen jetzt diesem letzteren selbst zu Leibe. In scharfem Falle gleitet die Bahn abwärts. Die größte Herrlichkeit der Carpathenwelt entfaltet sich jedoch nun erst. Immer näher rückt von rechts eine ungeheure Felsmasse mit spitzen, wolkenumflatterten Gipfeln, schwindelnd abfallenden Wänden und tiefen Runsen, aus denen Schneefelder leuchten. Das ist der Butschetsch, der König der Gegend, an Höhe sowohl wie an schauerlicher Erhabenheit etwa dem Kaisergebirg bei Kufstein oder der Karwendelgruppe in den bayerischen Alpen ebenbürtig.

Wir wähnen uns vollständig in die Oede des Hochgebirgs gerathen. Welch angenehme Enttäuschung, wenn nun der Zug eine Biegung macht und wir uns plötzlich im Schoße einer wahren Oase, eines ausgedehnten, von den saubersten Villen in den mannigfaltigsten Stilformen gebildeten Ortes befinden! Auch wenn die vornehme Welt auf dem Bahnhofe, die betreßten Lakaien, die Equipagen und Droschken mit ihren feurigen Rossen und russischbunt gekleideten Kutschern nicht wären, würden wir es doch gleich errathen, daß wir in einer großen Sommerfrische angekommen sind. In der That sehen wir das vielgenannte Sinai vor uns.

Hier müssen wir ein wenig verweilen, denn wir stehen auf einem der herrlichsten Flecke rumänischer Erde, ja ganz Südosteuropas überhaupt. Die Schweiz mit ihrem Interlaken oder Pontresina, die bayerischen und österreichischen Alpen mit Partenkirchen, Berchtesgaden oder Ischl, sie haben nichts Schöneres aufzuweisen. Hier treffen wir palastartige Hotels mit allem internationalen Comfort, freilich auch entsprechend gepfefferten Preisen, dazwischen die elegantesten Park-Anlagen, in denen die haute volée von Bukarest in Pariser Tracht oder aber dem kleidsamen Nationalcostüm nach den Klängen einer meist aus Böhmen bestehenden Militärkapelle lustwandelt. Von einer den ganzen Thalkessel beherrschenden Anhöhe aber schaut, die Romantik

zu erhöhen, ein ausgedehntes orientalisches Kloster mit seinen phantastischen Kuppeln und griechischen, über goldenen Halbmonden thronenden Kreuzen herein.

Und doch, das Schönste, das Juwel von Sinai haben wir dabei noch nicht einmal gesehen. In der weihevollen Stille eines hellen Morgens steigen wir aus dem Orte aufwärts, über eine hohe, bewaldete Bodenschwelle hinweg. Plötzlich liegt ein enges Seitenthal vor unseren Füßen. Mitten in dieser Fels- und Waldwildniß, in der sonst kein Zeichen von Leben zu gewahren ist, erhebt sich ein Schlößlein von wunderbar harmonischer Schönheit. Was uns aber besonders an dem herrlichen Bau anheimelt, das ist der streng durchgeführte deutsche Burgstil, der uns in die Illusion wiegen könnte, als sei plötzlich ein Stück deutsches Mittelalter, ein Stück von Nürnberg oder vom Rhein hierher in das ferne Morgenland versetzt worden. Wer sind aber die Glücklichen, die in diesem kleinen Zauberpalast hausen? Die im Morgenwind wehende seidene Standarte auf dem schlanken Schloßthurme verräth es uns: wir haben die Sommer-Residenz des rumänischen Königspaares, das „Château Pelesch“, so genannt nach dem das Thälchen durchrauschenden Gebirgsgießbach, vor uns.

Welches deutsche Herz sollte bei dieser Entdeckung nicht von dem Wunsche ergriffen werden, auch das Innere des reizvollen Tusculums und die erlauchten Landsleute, die es bewohnen, kennen zu lernen? Nun nur Muth, der Gedanke ist gar nicht so ungeheuerlich! Man braucht nicht Graf oder Baron zu sein, sondern nur einen leidlich bekannten Namen als Gelehrter, Künstler oder dergleichen, ja in Ermangelung selbst dessen nichts als die Empfehlung eines deutschen Fürstenhofes oder sonst einer distinguirten Persönlichkeit zu haben, um ohne Weiteres von dem rumänischen Regentenpaare zur Tafel gezogen zu werden, wie dies dem Verfasser wiederholt beschieden war. Man wird dann Stunden verleben, die unvergeßlich im Gedächtniß haften.

Schon der Empfangssaal, in welchen wir von Lakaien in reicher Livrée durch halbdunkle Gänge, wo dicke Teppiche den Fußtritt dämpfen, geleitet werden, fesselt unser Interesse. Welch eine wahrhaft fürstliche Pracht, ohne daß doch von einer Ueberladung die

Rede sein könnte! Schon hier wie im ganzen Schlosse, z. B. dem durchaus in goldgepreßtem Leder gehaltenen Speisesaal, dem Bibliothekzimmer des Königs, den Apartements der Königin, dem mit Sgraffito-Wandmalereien aus der Nibelungen-Sage gezierten Lichthofe, allüberall athmet man förmlich den Geist einer gottbegnadeten Künstlerseele, die hier walten muß, einer Künstlerseele, die zudem auch ganz deutsch zu sein scheint, denn im Gegensatz zu der Gepflogenheit der rumänischen vornehmen Welt, nur das zu loben, was den Stempel „Paris“ trägt, treten uns ausschließlich Erzeugnisse deutscher Industrie, Nürnberger Spiegel mit Rahmen aus Meißner Porzellan, geschnitzte Möbel aus Stuttgart u. s. w., entgegen. Daß dieser schöpferische Genius mit der durchlauchtigen Schloßherrin identisch ist, vermögen wir wohl unschwer zu errathen.

Neben den prächtigen Localitäten werden auch die mit uns Geladenen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, denn es sind fast immer Leute aus aller Herren Länder von der Themse bis zum Bosporus, so daß das Französische als hergebrachte Hofsprache die allgemeine Verständigung vermitteln muß. Einmal wurde mir in diesem Warteraum allerdings auch eine deutsche Anrede zu Theil. Es geschah dies von Seite eines Mannes, der mir bereits dadurch aufgefallen war, daß er mitten in der Schaar befrackter und besternter Herren in grauen Unaussprechlichen und statt mit dem chapeau claque mit einem ganz gewöhnlichen runden Filzhut in der Hand paradirte. Ich hielt den Mann in Folge dieses seines Aufzuges sowie wegen seines entschieden bayerischen Dialects für einen behäbigen Bauer aus dem Lande des Gerstensaftes, bis er sich mir selbst als den bekannten Staatsmann Fürst Demeter Ghika vorstellte. Er hatte in München studirt und konnte, wie er wiederholt versicherte, noch immer das dortige Bier nicht vergessen.

Doch nach derartigen mehr oder minder interessanten Vorspielen in der Empfangshalle kommt jetzt der Hauptact selbst. Die Portière im Hintergrund wird zurückgeschlagen, das vielgenannte Herrscherpaar erscheint, König Karl, wie immer in der kleidsamen rumänischen Generalsuniform, einen Schritt voraus, so daß unser Auge zunächst an ihm hängen bleibt. Was uns dabei vor Allem auffallen wird,

ist der außerordentlich ausgeprägte Hohenzollerntypus, insonderheit eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem verewigten Kaiser Friedrich, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesem hohen Herrn hier als Vertreter der süddeutschen Linie der Dynastie Augen und Haare nicht hellfarbig, sondern dunkel sind. Zur Zeit spielen die letzteren allerdings bereits stark ins Graue, was bei der überaus prekären Aufgabe, welcher sich König Karl nun schon eine so lange Zeit hindurch unterzieht, keineswegs verwunderlich ist. Dabei eignet jedoch der nur wenig über mittelgroßen, schlanken, um nicht zu sagen mageren Gestalt noch immer eine jugendliche Elasticität, verbunden mit einer wahrhaft herzgewinnenden Herablassung, Leichtigkeit und Ungenirtheit im Verkehre. Selbst dem Geringsten der Gäste reicht der treffliche Herr die schmale, weiße Hand, selbst den Schüchternsten weiß er rasch in ein animirtes Gespräch zu verwickeln, in dessen Verlauf man fast vergißt, daß man einem gekrönten Haupte gegenüber steht. Wenn trotz alledem der Regent im Lande nicht so beliebt ist, wie man es erwarten sollte, so wird sich der Kundige eben leicht sagen, an wem die Schuld liegt, an dem rumänischen Volke, das noch heute jeden Fremden, namentlich den „Niamtz", den Deutschen, mit Mißtrauen betrachtet, zumal wenn derselbe gar noch auf dem Throne des Landes sitzt, und das überhaupt, ganz ähnlich wie alle diese Nationen und Nationchen jenseits der Leitha, in Politicis einer ewigen Unzufrieden- und Neuerungssucht ergeben ist.

Noch ungleich mehr, als der König, wird, wie ja nur selbstverständlich, seine erhabene Gemahlin unsere Aufmerksamkeit herausfordern, trägt sie ja doch nicht nur eine eherne Krone, sondern ist auch eine Königin im Reiche der Geister. Allerdings das krause Haupthaar der nunmehr 48jährigen Frau ist ebenfalls seit Jahren schon silberweiß, aber das dient nur dazu, dem prächtigen Gesichte einen weiteren Reiz zu verleihen. Denn dieses letztere ist nicht nur noch von jugendlicher Frische, sondern es ist ihm sogar etwas unverkennbar Mädchenhaftes, Jungfräuliches, um nicht zu sagen jungfräulich Schüchternes aufgeprägt, das jeden Beobachter ganz wunderbar berühren muß. Nur die schier unergründlich tiefen Augen verrathen so den außerordentlich reichen Geist, der in diesem schönen Leibe

wohnt. Diese seltsamen Augensterne, die Jeden, welcher in sie hineinblickt, noch lange im Geiste verfolgen, sagen dem Menschenkenner aber auch, daß hier eine Phantasie wohnt, die nur zu leicht in Gefahr kommt, Alles andere zu überwuchern. Daher das mancherlei Bizarre und Excessive im Leben wie im Dichten dieser modernen Sappho, daher leider wohl auch die geistige Trübung, der dieses gottbegnadete Talent in der Neuzeit verfallen. Näherstehende sahen dies mit tiefem Schmerze schon lange voraus.

Mit diesen Worten soll indeß dem Dichterruhme Carmen Sylvas keineswegs Abbruch geschehen. Vieles, was ihre unermüdlich fleißige Feder geschaffen, wird unvergänglich sein, vor Allem ihre kleinen Lieder und unter diesen wieder jene, die sich mit ihrem einzigen, ihr im zartesten Blüthenalter entrissenen, lieblichen Kindchen beschäftigen.

Doch es ist hier nicht der Platz, ihre poetische Bedeutung zu kritisiren. Constatirt möge nur dies sein, daß diese Frauenerscheinung auf Jeden, der in ihre Nähe kommt, einen wahrhaft fascinirenden Eindruck ausübt. Selbst die bei aller außergewöhnlich reichen geistigen Begabung doch in Bezug auf das Gemüth ziemlich seichten Naturen der Rumänen vermögen sich diesem Zauber nicht zu entziehen.

Was mich selbst anbelangt, so wird mir wenigstens ein kurzes Wort Ihrer Majestät immer unvergeßlich bleiben. Sie fragte mich, was man denn in Deutschland über ihre schriftstellerische Thätigkeit sage. Ich erwiderte, daß der Name „Carmen Sylva" auf aller Lippen sei. Darauf sie: „O ich bitte, verbreiten Sie es überall, wo Sie können, daß ich nicht schreibe, um mich sehen zu lassen, sondern um mein Heimweh zu betäuben!"

Ein Herz, wie dieses, unter einem noch halb wilden, so ganz anders gearteten Volke, ja, wie sollte es sich nicht auch zurücksehnen nach dem Vaterlande, dem es nicht nur durch Geburt, sondern auch nach seiner tiefsten Art und Beanlagung angehört!

So fesselnd gewiß das war, was wir bisher von Rumänien gesehen, so konnte sich uns doch der wahre Charakter des Landes innerhalb des immerhin noch sehr alpenähnlichen Carpathengebirges noch nicht offenbaren. Dies geschieht erst, wenn wir die Bergwelt

verlassen. Von Sinai ab währt das nicht mehr gar lange. Das Thal verengt sich bald zu einem rauhfelsigen Schlund, einer Art Klause, in welcher der Zug dicht neben dem tosenden Gebirgswasser wie in einem Tunnel abwärts rollt. Wo sich dieses Defilé endlich öffnet, liegt, gleich als sei urplötzlich ein Theatervorhang aufgezogen worden, mit einem Male die wahre Walachei, eine unermeßliche Ebene vor uns. Sie ist die Kornkammer für einen bedeutenden Theil Europas. Hier gibt es bald schon keinen Stein mehr, allüberall lagert nur ein tiefgründiger Humus von solch' unverwüstlicher Urzeugungskraft, daß der Bauer, wenn er säen will, einfach nur mit seinen meist noch ganz primitiven Ackergeräthschaften den Boden umstürzt und der Dünger des Viehes keine andere Verwendung findet als dazu, Regenlöcher, Hohlwege und ausgefahrene Geleise in Dörfern und selbst in größeren Städten auszufüllen, was beiläufig weder zur Erhöhung der Schönheit, noch der Gesundheit der Ortschaften beiträgt. Hier, in der endlosen Niederung, gedeiht der prachtvolle, schwere, goldgelbe, meist zur Ausfuhr bestimmte Weizen ebenso wie der mehr dem eigenen Bedarf dienende Kukuruz, hier werden aber auch fast ohne alle Mühe die herrlichsten Melonen in solchen Mengen gebaut, daß die riesigen Früchte pro Stück nur mit einigen Pfennigen bezahlt werden. Ebenso üppig wuchert auf Hügeln und Hängen die Traube und liefert einen Saft, der nur besser gepflegt und bekannt werden müßte, um auf dem Weltmarkt als einer der edelsten Tropfen zu gelten. Sicher, dieses rumänische Flachland ist ein wahrer Garten Gottes und wenn trotzdem die menschlichen Ansiedlungen dort nur spärlich vertreten und meist zum Erbarmen elend und schmutzig sind, so liegt das eben nicht an der Natur, sondern an der Trägheit des Volkes und der bisherigen relativ geringen culturellen Entwicklung des Landes.

Freilich die Hauptstadt Bukarest, auf die wir mitten in diesem unübersehbaren Paradiese stoßen, überrascht gleichwohl, namentlich von außen betrachtet. Steigen wir etwa auf einen benachbarten Hügel, so haben wir ein Häusermeer zu Füßen, das an Ausdehnung kaum hinter irgend einer Großstadt des Continents zurücksteht. Und wie das im grellen Sonnenlicht flimmert und funkelt gleich purem

Silber, obwohl es in Wahrheit nur Weißblech ist, mit dem die Häuser und selbst die nach Hunderten zählenden griechischen Kirchen mit ihren phantastisch geschnörkelten Thürmen gedeckt zu sein pflegen!

Selbst im Innern des Ortes hat man wenigstens in etwas eine Copie des geliebten Paris fertig gebracht. Die ganze Stadt durchschneidet eine endlose Straße, die „Calla Victoriei", zu deutsch: Siegesstraße, und hier ist es, wo palastartige Hotelbauten stehen, wo sich Schauläden an Schauläden reihen und die diamantenen und goldenen Schätze großer Juwelierfirmen im Lichte des Gases oder der Elektricität funkeln. Hier fluthet auch ununterbrochen ein wahrhaft großstädtischer Verkehr, freilich fast ausschließlich von Wagen gebildet, denn der Rumäne geht so leicht nicht zu Fuß, so lange er noch einige Franken in der Tasche hat. Und die Bukarester Droschken, durchweg Zweispänner, sind ohne Uebertreibung die besten der Welt. Sie jagen ausnahmslos in einer Gangart dahin, gegen welche der Trab selbst der Berliner Droschken erster „Jüte" nur ein Schneckengang ist.

Man muß an Sommer-Nachmittagen den Wagencorso sehen, der sich dann nach dem übrigens nur mit einigen dürftigen Anlagen geschmückten Nordende der Stadt bewegt, will man eine Vorstellung von diesem ganz unglaublichen Wagenverkehr, sowie vom Bukarester Leben überhaupt, von dem Luxus in Schmuck und Garderobe, der hier getrieben wird, der classischen Schönheit der rumänischen Damenwelt wie gleichzeitig der — ungenirten Coketterie derselben gewinnen.

Trotz Alledem sind wir doch im wahren Oriente. Vielfach genügen wenige Schritte von dieser Pracht- und Paradestraße abseits, um in kleine, winklige, ungepflasterte Gassen und Gäßchen zu gelangen, wo die Häuser nur noch Lehmhütten sind, wo rechts und links Ruinen gähnen, wo pesthauchende Cadaver von allen möglichen Thieren, Hunden, Katzen und dergleichen, ungenirt auf der Straße liegen und für den Fremden alle und jede Orientirung aufhört, so daß man leicht Stunden lang in der Irre läuft.

Diese Verhältnisse in Verbindung mit dem excentrischen Klima bedingen es, daß die rumänische Residenz trotz Alledem eine wenig angenehme Stadt vorstellt. Während in dem allerdings zumeist nur

auf einen oder zwei Monate beschränkten Winter eine Kälte herrscht, die in Folge des unbehindert aus den nahen russischen Steppen herüberdringenden Nordoststurmes oft 20 und 30 Grad unter Null erreicht, macht sich während des endlos langen Sommers eine Hitze geltend, die nicht selten noch über diese Zahlen hinausgeht und die selbst von den häufig auftretenden sündfluthartigen Gewitterregen, welche die Stadt im Handumdrehen in einen wahren See verwandeln, nur vorübergehend gemildert wird. Wer nur irgend kann, flieht dann mindestens in die nahen Carpathen, denn in dieser Zeit stellen sich — dies gilt, nebenbei bemerkt, von dem gesammten rumänischen Flachlande — böse Fieber und Nervenaffectionen ein, wie denn überhaupt namentlich die vornehmere Welt fast durchgängig an einer gewissen Erschlaffung des ganzen Organismus zu leiden pflegt, die selbstverständlich durch das träge und grobsinnliche Leben, das an der Tagesordnung ist, nicht gebessert wird.

Bukarest liegt noch immer ziemlich hoch über dem Meere, aber der Weg von da auf die letzte und niedrigste Terrasse rumänischen Bodens hinab ist nur kurz. Zwei kleine Stunden müssen wir in dem Eisenbahnzuge aushalten, dann bricht die große Ebene jäh ab und wir sehen von Neuem eine breite Fläche vor uns, die indeß nicht mehr von Fruchtfeldern, sondern ausschließlich von dichtem, mattgrünem Buschwerk eingenommen wird, durch welche sich ein mächtiger, trübgelber, mehrfach in Arme, die gleichfalls wieder bebuschte Inseln bilden, zerlegter Strom träge hinschlängelt.

Wir sind in der Donauniederung angekommen. Sie ist die ödeste, gewissermaßen die orientalischste Partie rumänischen Bodens. Stundenlang kann man hier mittelst des Dampfbootes auf dem Wasser dahin gleiten, ohne am Ufer ein Dorf oder auch nur ein Haus zu gewahren. Höchstens erhebt sich da oder dort, oft wie ein Taubenschlag auf hohem Stangengerüste, ein Wachthaus, aus welchem ein schmutziger, verschlafener Dorobanze herausschaut. Sonst nirgends ein Zeichen menschlichen Daseins, wenn man nicht etwa zufällig erlebt, was mir vor Jahren dort in dieser vorweltlichen Wildniß begegnete. Im seichten Uferwasser badeten 1—2 Dutzend Weiber, die langen, rabenschwarzen Haare aufgelöst über die schlanken Leiber wallend, die

dunklen Gluthaugen mit dem Ausdruck jähen Erschreckens und doch kindlicher Neugier nach dem vorüberstampfenden Schiffsungeheuer, das mich trug, gerichtet, ein Bild, welches einen an die Nixen und Sirenen der Sage hätte glauben machen können.

Im Uebrigen ist hier nichts vertreten als die Thierwelt, namentlich das Geschlecht der Vögel, diese aber um so massenhafter. Langbeinige Störche und Reiher, plumpe Pelikane und Wildgänse stehen oft in wahren Bataillonen am schlammigen Ufer oder Schwärme von Enten und Möven flattern kreischend über die majestätische Wasserbahn.

Ja, es ist zum Fürchten einsam in diesen unteren Donaugegenden, namentlich da, wo in dem viele Meilen breiten Mündungsdelta des Flusses dieser letztere selbst in einem wahren Meere von Schilf, das nur im Frühjahr grün, sonst aber strohgelb ist wie ein unermeßliches Weizenfeld, fast verschwindet und die Schiffe, von Weitem gesehen, auf dem Festlande zu fahren scheinen.

Und doch stellt gerade diese letztere Zone rumänischen Landes seinen Lebensnerv oder doch eine seiner werthvollsten Naturgaben dar. Der großartige Strom ist eine Straße sowohl hinaus ins nahe Weltmeer wie rückwärts hinein in den großen Körper von Europa.

Möchte er denn fernerhin nicht nur die reichen Producte des jungen Königreiches ausführen, sondern ihm auch aus der großen Culturwelt, aus der er kommt, wahre Aufklärung und echten Fortschritt zutragen!

Drei Alpenpässe.

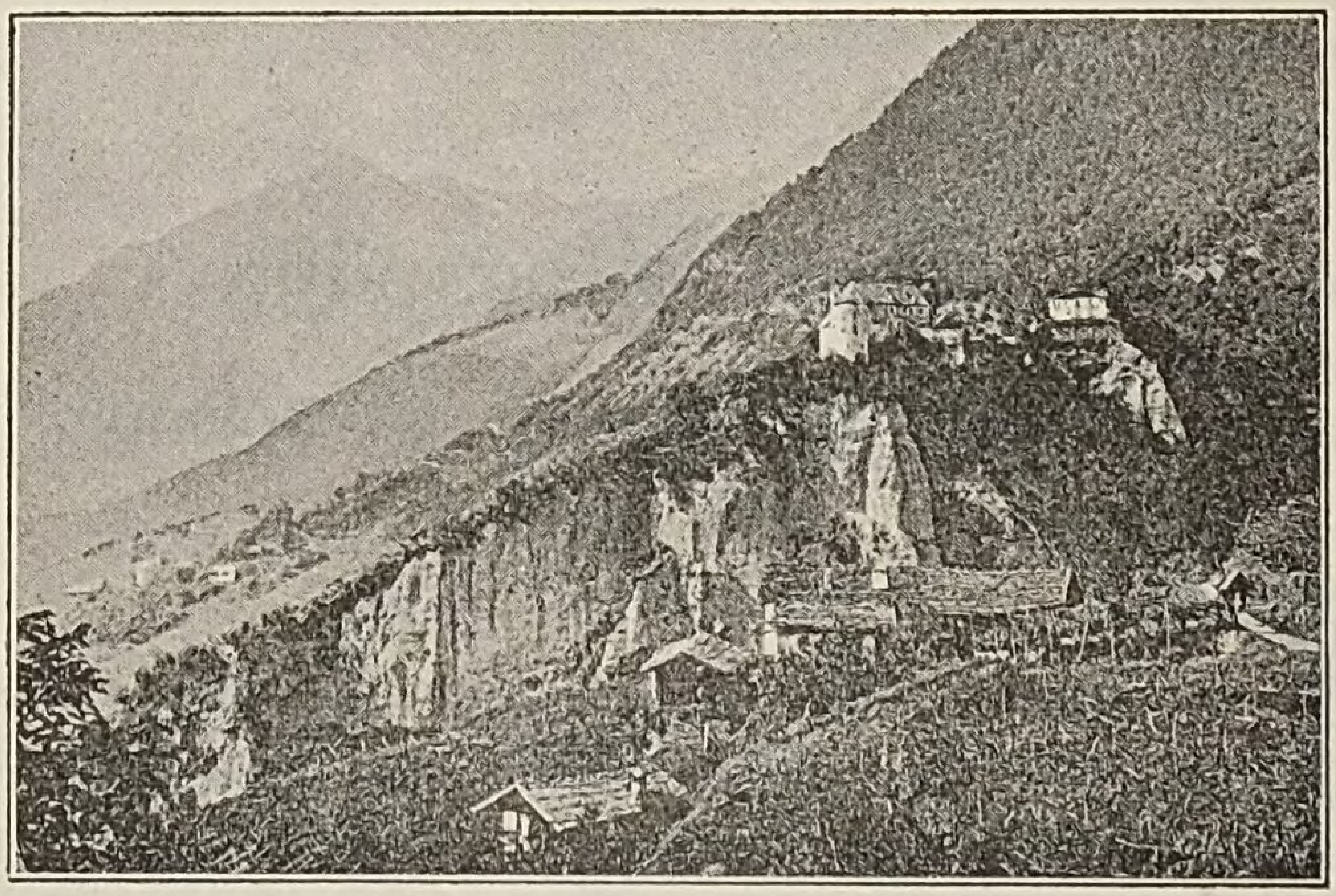
Etwas für bequeme Leute und Bergscheue.

Von unten sehen sich die Berge am schönsten an, wie oft hört man diesen Ausspruch aus dem Munde behäbiger Leute! Und allerdings, es kann nicht Jedermanns Sache sein, mit Rucksack und Nagelschuhen, wo nicht gar an's Seil gebunden, über Gletscher mit heimtückischen Spalten zu turnen oder an jäh abstürzenden Felswänden hinzukriechen, von denen aus der Blick in gähnende Tiefe fällt. Die zahlreichen Unglücksfälle, die mit unfehlbarer Regelmäßigkeit jeden Sommer wiederkehren, setzen ja auch ein so deutliches „memento mori“ hinter dergleichen Wagnisse.

Auf der andern Seite gibt es freilich wieder kaum einen erhabeneren Naturgenuß als in der Hochregion. Tief unter sich die Welt mit ihrem Lärm und Dunst, um sich nur noch die schweigsamen steinernen Riesen, die Zeugen ungezählter Jahrtausende, athmet das kleine, hinfällige Menschenkind so zu sagen selbst einmal Ewigkeitsluft. Freuen wir uns daher, daß man, Dank der modernen Cultur, die kaum noch ein Verkehrshinderniß kennt, kein „Alpenkraxler“ zu sein braucht, sondern zu den Bequemsten der Bequemen zählen kann, und doch in den Stand gesetzt ist, die Berge auch „von oben“ zu betrachten. Unsere wunderbare Alpenwelt bietet hierzu besonders drei auch für den comfortabelsten Landauer befahrbare große Straßenanlagen,

welche bis mitten in das Herz der starren Schnee- und Eiswelt hineinführen. Es sind dies die Routen über das sogenannte Stilfser Joch, über den Bernina-Paß und über die Furka. Machen wir auf ihnen heute einmal eine Rundtour, es wird uns nicht gereuen!

Wir wählen als Ausgangspunkt Meran, jenen herrlich gelegenen Ort in Südtirol, welcher in der kälteren Jahreszeit von zahlreichen



Schloß Tirol bei Meran.

Leidenden aus dem rauhen Norden aufgesucht wird. Im Hochsommer ist's hier freilich weniger angenehm. Eine wahrhaft afrikanische Gluth brütet dann nicht selten über den schillernden Blattmassen der Weingärten, in welche das saubere Städtchen eingebettet ist. Gern flüchtet man in diesem Falle westwärts, dem kühlen Hochgebirge entgegen. Anfangs freilich, so lange wir uns noch in dem breiten Etschthale bewegen, will die drückende Hitze sich noch nicht mindern und ein Abstecher zu dem rechts am Wege so überaus malerisch über senkrecht abgeschnittenen Felsen thronenden uralten Schloß Tirol, welches dem ganzen Lande den Namen gab, wird uns manchen Schweißtropfen kosten. Doch tröstet uns in etwas die Thatsache, daß von nun an mit jedem Schritt, den wir vorwärts thun, in immer größerer Zahl bereits die beeisten Gipfel der Hochalpen über die Thalwände in die schon halb italienische Landschaft, in die Fülle von Edelkastanien, Maulbeerbäumen, Pfirsichen u. dergl.

hereinschauen, durch die wir uns fortwährend bewegen. So gelangen wir endlich an die Stelle, wo sich der genannte Fluß in scharfer Biegung nordwärts kehrt, dem bekannten, viel umstrittenen Hochfinstermünz-Passe entgegen. Hier überschreiten wir ihn und rollen in die von jenseits winkenden Waldberge hinein. Binnen Kurzem ist alles um uns her anders geworden, die Scenerie wie die Temperatur.



Erster Blick auf die Gletscherwelt von der Stilfser Straße aus.

Tannendunkel ersetzt die blendende südliche Pflanzenwelt, ein dicht neben uns über Felsblöcke schäumender klarer Gießbach vertritt den breiten, trüben, sumpfenden Strom und beide, Wald und Fluß, vereint lassen nach der erschlaffenden Schwüle draußen die erquickendste Frische uns umwehen.

Wir befinden uns bereits auf der berühmten Stilfser Straße, die ihren Namen von einem unfern zur Seite gelegenen Dörfchen erhalten hat. Bald wird sie nun auch all ihre Herrlichkeiten entfalten. Die enge Schlucht, welche gleichsam ihr Entrée bildete, öffnet sich, eins der charakteristischen, stillen, wiesengrünen Hochthäler der Alpen nimmt uns auf. Wie eine endlose Schlange zieht sich die grellweiße, trefflich unterhaltene Fahrbahn an dem sanft abfallenden, rechten Gehänge aufwärts. Plötzlich schimmert es hell durch den urwaldartigen Forst auf der gegenüberliegenden, jäh zum Wasser niederstreichenden Seite. Noch einige Biegungen des Wegs und wie ein

phantastischer Feenpalast aus eitel Marmor und Crystal ragt ein gigantischer, übereister Gebirgsstock im Hintergrund auf.

Selbst unser Kutscher scheint von dem großartigen Tableau ergriffen, denn er schwingt die Peitsche und treibt seine Rosse an, als fürchte er, dasselbe könne wie ein Blendwerk in Dunst zerfließen, wenn wir ihm nicht so schnell als möglich auf den Leib rücken.



Ortler von der Franzenshöhe aus.

Bei dem gastlichen Posthause von Trafoi hat sich denn auch das seltene Panorama schon wesentlich erweitert. Und doch sehen wir immer nur erst die Trabanten des großen Herrschers der Gegend. Dieser selbst, der stolze Ortlergipfel, hält sich noch nach Art großer Herren zurück. Die armen Gäule, die unser Gefährt ziehen, müssen stundenlang auf den stetig steiler werdenden Serpentinen weiter aufwärts keuchen, bis sich der Vorhang auch vor dem Allerheiligsten hebt.

Eben haben wir wieder einen jähen Anstieg überwunden. Der Wagen macht eine Biegung und — die höchste Erhebung Tirols, ja der gesammten deutschen Alpen, d. h. der ganzen endlosen Kette von der schweizerischen Ostgrenze bis Wien, der Ortler, steht vor uns da, scheinbar so nahe, als ob ihn ein Büchsenschuß erreichen könnte.

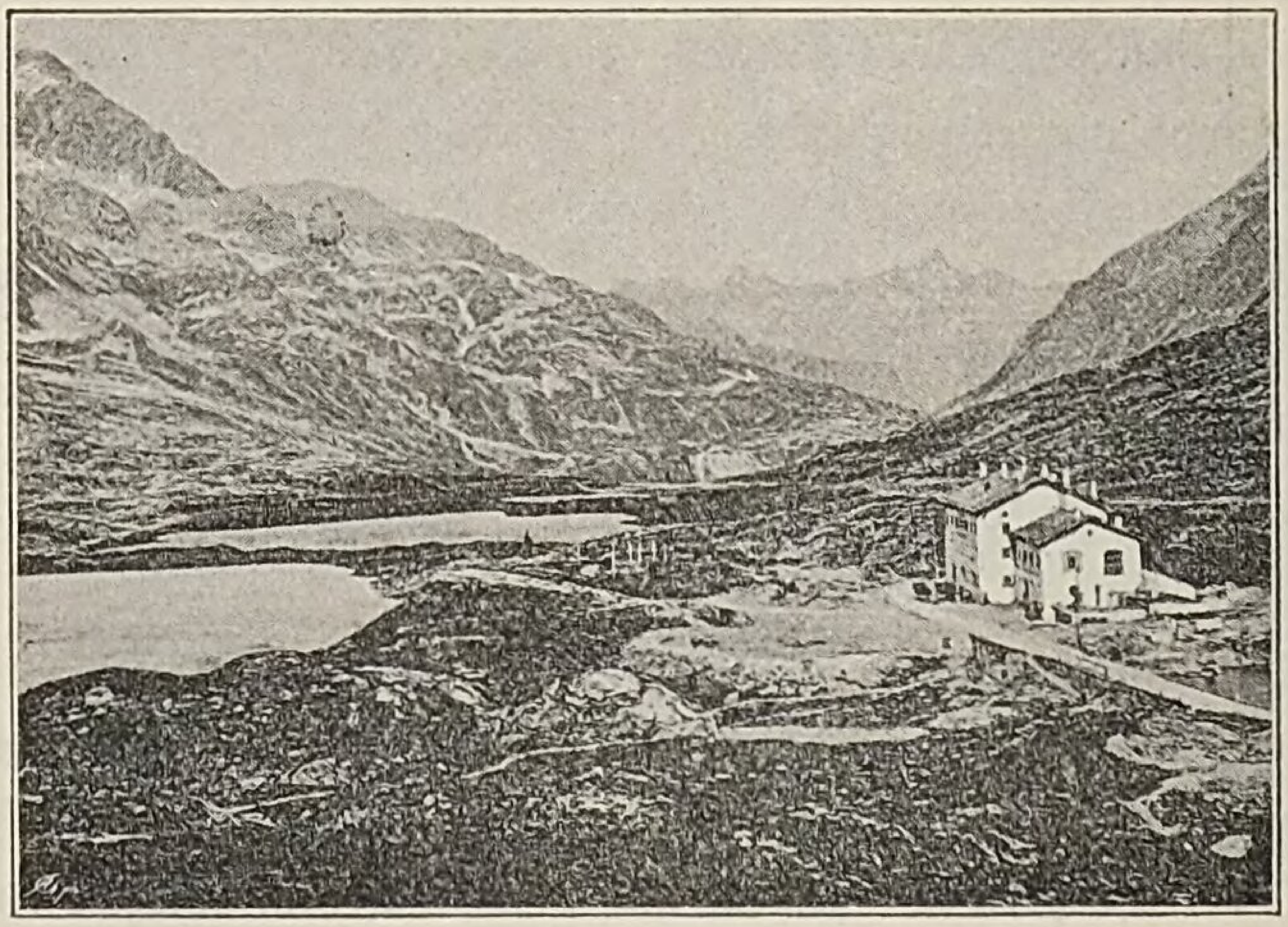
Der steinerne Koloß bildet eine Art sanft gewölbte Kuppel, einen „Dom", wie die Bergsteiger von Fach sagen, von wahrhaft archi-

tektonischen Formen. Gewiß aber ist, daß man selten irgendwo in der ganzen Hochgebirgswelt wieder einen so erhabenen Anblick genießen kann, besonders unter gleich günstigen, auch den realen Bedürfnissen des nun einmal so schwachen Menschenkindes gerecht werdenden Bedingungen. Denn wenn wir uns an dem kalten Schneeriesen etwas satt gesehen haben, so gewahren wir auch ein Angesichts der gigantischen Bergcontouren allerdings nur zu leicht dem Auge entschwindendes Gebäude, welches durch das Schild daran wieder einmal als ein gastliches gekennzeichnet wird. Freilich es ist eins der höchstgelegenen ständig bewohnten Häuser innerhalb unseres ganzen Erdtheils, denn es hat eine Seehöhe von 2200 m aufzuweisen und in seinem Innern muß nicht selten mitten im Sommer der da oben gar zu wenig intensiven Erwärmung der Luft seitens des alten Sonnenballs durch ein knisterndes Kaminfeuer nachgeholfen werden.

Mit einem heimlichen Sehnen nach dem Wunderland Italien im Herzen, das ja jenseits des Passes liegen soll, setzen wir darum wohl auch bald wieder unsere Fahrt fort. Aber die erträumten „Gärten der Hesperiden" zeigen sich noch nicht so bald, vielmehr geht die Kletterarbeit für unsere braven Zugthiere noch einmal an. Indeß nach 2 Stunden schon ist der Culminationspunkt des ganzen Weges gewonnen. Wir halten auf dem Stilfser Joche, das mit seinen 2756 Metern Seehöhe die höchste fahrbare Straße in Europa überhaupt bildet. Vergleichsweise sei z. B. daran erinnert, daß der Brenner nur 1362, der Semmering gar nur 992 m mißt. Kein Wunder darum auch, daß rechts und links am Wege sogar noch hohe ausgeworfene Schneemassen sichtbar werden, wie bei uns im Winter zur Zeit der Schlittenpartien.

Augenscheinlich frösteln da selbst unsere dampfenden Pferde und es bedarf nicht erst der aufmunternden Peitsche, um sie zum Abstieg auf der anderen Seite, den wärmeren Wohnungen der Sterblichen wieder entgegen, zu bringen. Eine kurze Frist nur, und abermals sehen wir uns unvermittelt in eine total veränderte Welt versetzt. Die leuchtenden Schnee- und Eismassen sind wie mit einem Schlage verschwunden, mit ihnen aber auch die stolzen Wälder, die grünen

Matten, eine unermeßliche, nackte Felswildniß umgibt uns, freilich eine Felswildniß von so grotesken Formen, von so wahrhaft schauerlicher Schönheit, daß wir uns reichlich entschädigt fühlen. Bald klettert hier das staunende Auge an einer senkrechten Wand empor, bald gleitet es entsetzt in schwarze Schlünde nieder, in deren dämmeriger Tiefe Gießbäche brausen, ja mehr als einmal droht die



Bernina-Hospiz mit den Seen.

furchtbare Zerklüftung der rauhen Felswüste selbst den Weg uns zu verlegen, so daß Gallerien oder Tunnels angelegt werden mußten, die allein noch das Weiterkommen ermöglichen.

Indeß auch diese ungeheuerliche Staffage, die den prächtigsten Hintergrund für Räuberromane und Banditengeschichten abgeben würde, umfängt uns nur kurze Zeit, dann tritt abermals ein völlig anderes Bild auf. Der Wagen biegt um eine Felszacke und plötzlich blicken wir in einen herrlich grünen Thalgrund hinein, der sich in der Tiefe bis in weite Ferne hinzieht. Es ist das bekannte Veltlin, welches von nun an unseren Geleiter bis an die Thore des Feenlandes Italien abgeben wird.

Dasselbe läßt uns alle die entzückenden Stadien durchlaufen, mittelst welcher sich ein Uebergang in den üppigen Süden Europas über die Grenzmauer der Alpen hinweg zu vollziehen pflegt. Anfangs

noch eng, wird es rasch breiter und breiter, die dunklen Nadelhölzer an den Hängen machen bald der Rebe, die den bekannten feurigen rothen Wein liefert, ja weiterhin selbst dem stolzen Lorbeer und dem Granatbaum mit seinen brennend rothen Blumen Platz, bis endlich der blaue Spiegel des vielgefeierten Komer-Sees vor uns aufblinkt und wir in den Gärten hinter dem herrlich gelegenen Bellagio selbst schlanke Palmen entdecken, die sich über rothen Kamelien und weißen Magnolien erheben. Und um den Zauber italienischer Landschaft voll zu machen, fehlt nun auch die Kunst nicht. Umspielt von den klaren Fluthen des unvergleichlichen Wasserbeckens erhebt sich dort die oft genannte Villa Carlotta, in welcher eins der größten Kleinodien moderner Bildhauerei, Canovas unsterbliches Meisterwerk „Amor und Psyche“ Platz gefunden hat.

So sind wir in zwei Tagen, in etwa 20 kurzen Stunden bis ins Herz der Eis- und Schneeregion und doch auch wieder bis ins Land gekommen, von welchem Mignon mit klagendem Sehnen singt: „Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn“.

Doch zu weit haben wir uns von unserem eigentlichen Object verirrt, denn es war ja der Alpengrat, mit dem wir uns beschäftigen wollen. Wir rollen deshalb wieder im Veltlin zurück bis zu einem Hauptorte desselben, dem an alten Palästen italienischer Granden reichen Tirano. Hier schwenken wir links ab vom Hauptthal, denn es nimmt daselbst der zweite der Pässe, auf die wir es abgesehen, die Bernina-Straße, ihren Anfang.

Nuß- und Kastanienhaine bilden ihr Entrée. Darauf gelangen wir in das sogenannte Puschlav (itatienisch Poschiavo), eine immer noch milde Thallandschaft, in welcher es selbst an einem freundlichen Gebirgssee nicht fehlt. Erst nach einigen Stunden beginnt der Weg merklicher zu steigen, die Gegend wird einsamer und ernster. So gelangen wir ohne sonderliche Merkwürdigkeiten schließlich auf das rund 2330 m hohe Berninajoch. Auch hier ist noch nicht eigentlich viel zu sehen. Nackte, nur mit vereinzelten Schneeflecken bedeckte Berge umkränzen eine Art weiten Kessel, in welchem zwei Seen liegen, von denen der eine im Gegensatz zu dem andern, welcher eine düstre, fast schwarze Färbung zeigt, weißliches Wasser hat. Noch viel

interessanter aber als das verschiedenartige Colorit der beiden Bassins ist der Umstand, daß sie, obwohl nur durch einen schmalen Landstreifen getrennt, doch eine sehr bedeutsame Wasserscheide, nämlich zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer bilden, indem der „lago bianco“ seinen Abfluß südwärts nach der Adda, der „lago nero“ nordwärts zum Inn entsendet. Eins der in der Schweiz so häufigen gastlichen



Gipfel des Piz Languard.

Hospize, welches an diesem Punkte seinen Standort gefunden, bietet Gelegenheit, das Naturwunder mit Muße zu betrachten. Dasselbe wird freilich bald von einem ganz anderen Tableau abgelöst.

Wir sind ein gut Theil jenseits bergab gefahren. Da spaltet sich mit einemmale der linke, mit dunklem Walde besetzte Hang und nun erblicken wir wie durch einen Tubus im Hintergrund eines engen, schluchtartigen Seitenthales eine ganze Gruppe ungeheuerer Hochgipfel, von der himmelragenden Spitze bis nieder zum Fuße in so tadelloses Weiß gekleidet, daß auch nicht ein einziges schwarzes Fleckchen sichtbar wird. Verfasser dieses, der die gesammte Alpenwelt kennt, fand nirgends wieder einen Punkt, wo die Region des ewigen Schnees in so wahrhaft blendender Jungfräulichkeit vor das Auge des Beschauers tritt.

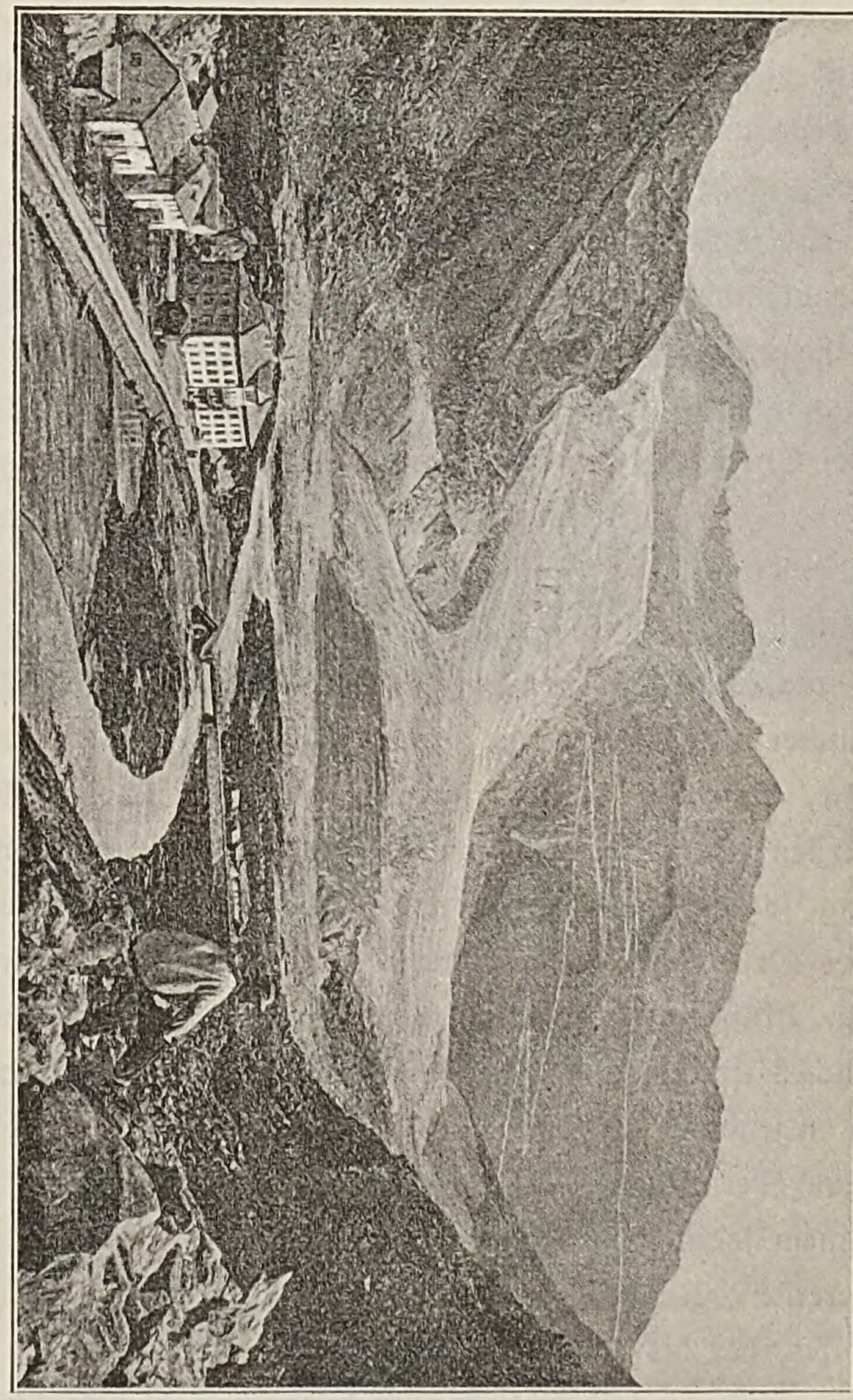
Doch unser Gefährte rollt weiter, ebenso rasch, wie er sich aufgethan, schließt sich der Thalspalt wieder, die hohe, monotone Wald-

wand steht von Neuem vor dem Auge, das mächtige Schneegebild ist wie ein Gespenst entschwunden, bis wir in der Tiefe am Ende der großen Heerstraße angekommen sind und es nun plötzlich, wenn auch nicht mehr in solcher Erhabenheit und fleckenlosen Reinheit wie zuvor, als Abschluß eines neuen Seitenthales zum zweitenmale auftaucht.

Der auf diese Weise wieder mit Hilfe von Rosses Hufen überwundene zweite von den ins Auge gefaßten drei Hochpässen hat uns nun allerdings nicht zu südlicher Herrlichkeit geführt, wie der Uebergang über das Stilfser Joch. Der Ort, in welchen wir eingelaufen sind, das renommirte alpine Standquartier Pontresina, zeigt vielmehr statt der italienischen Bauart ein echt nordisches Gepräge, gleichwohl aber stehen wir doch einer abermaligen großen Absonderlichkeit gegenüber. Die Thalsohle liegt hier noch immer nicht niedriger als 1800 m, das ist vergleichsweise so hoch wie die Spitze des weltbekannten Rigi-Berges. Infolge dessen vermag man daselbst Alpenrosen und ähnliche Hochgebirgs-Blumen zu pflücken, ohne einen Schritt zu steigen, was doch für bequeme Leute — denn nur diese haben wir bei unserer Schilderung im Auge — eine große Verlockung sein dürfte. Ja, Schreiber dieses begegnete einst bei einem allerdings noch im ersten Morgengrauen von Pontresina aus unternommenen Spaziergang sogar einem stattlichen Gemsbock, der unweit von den Häusern des Ortes über die Heerstraße traversirte. Scheut man aber eine geringe Mühe nicht, so kann man von diesem Punkte aus auch einen wirklichen Hochgipfel mit derartiger relativer Leichtigkeit erreichen, wie kaum irgendwo anders in der Alpenwelt. Es ist dies der 3266 m Seehöhe messende Piz Languard, der zugleich, wie dies ja auch in seinem ladinischen Namen ausgedrückt liegt, einen Aussichtspunkt allerersten Ranges darstellt. Das ungeheure Massiv des Berninastockes, der bis über 4000 m aufragt, starrt, von da droben aus gesehen, wie ein überirdisches Gebilde zum blauen Firmament empor.

Das Nordende der Berninastraße bietet außerdem noch eine Annehmlichkeit. Immer am Inn abwärts läßt sich in einer allerdings starken Tagestour mit guten Pferden Landeck an der großen

Arlberg=Eisenbahn erreichen. Auch wir begeben uns dahin, jedoch nicht, um dann mit der letztgenannten wieder der nördlichen Heimath zuzustreben, sondern um durch die Central=Schweiz dem dritten und letzten Object unserer Schilderung zu Leibe zu rücken. Wir eilen



Blick auf den Rhonegletscher von der Furkastraße.

über den grünen Bodensee und das rebenumkränzte Zürich dem großen Brennpunkte alpiner Touren, Luzern, entgegen. Bald grüßt uns die alte Stadt mit ihrem gigantischen Wächter, dem zackigen Pilatus=Berg. Dem Waggon entstiegen, machen wir wohl auch dem

berühmten Löwen von Luzern einen Besuch. Aber doch lauter, als dieses steinerne Kunstwerk des Dänen Thorwaldsen, welches dem Andenken der während der französischen Revolution in Paris gefallenen Schweizergardisten gewidmet ist, reden von helvetischem Opfermuth und Tapferkeit („Helvetiorum fidei ac virtuti“ lautet die Inschrift über dem Monument) die großartigen Straßenanlagen, womit das Volk der Eidgenossenschaft die heimischen Bergriesen bezwang.

Unter diesen Wunderwerken der Wegebaukunst steht obenan die Heerstraße, auf die wir es abgesehen haben, die Furka. Um sie zu erreichen, müssen wir den einzigartigen Vierwaldstädter See in seiner ganzen Länge durchfahren und darauf die altbekannte Gotthardroute aufwärts ziehen, da die Furkastraße von letzterer so zu sagen nur ein Seitenast ist. Die oft beschriebene Teufelsbrücke fesselt dabei unser Interesse, und doch werden wir das Staunenswertheste erst sehen, wenn wir die gedachte Hauptroute verlassen haben. Dies geschieht bei dem Orte Hospenthal hinter dem bekannten Andermatt. Im grünen, aber einsamen Urserenthale rollen wir vorwärts, zunächst noch eben, bis ein mächtiger, von unten bis oben mit langen Serpentinen wie ein Attila mit Schnüren überzogener mächtiger Bergwall den Wagen wieder zum Klettern nöthigt.

Erst wenn ein freundliches Gebäude, das vielbesuchte Furkahotel, uns in die Augen springt, haben wir den 2436 m Höhe aufweisenden Culminationspunkt des Rückens erreicht. Sind wir aber leidliche Idealisten, so wird uns vorerst wenigstens nicht das einladende Haus, sondern der schwarze, nach allen Seiten mit jähen Wänden abfallende, aus einer wahren Wüste von Schnee und Eis aufragende Riesenthurm des fast 4300 m hohen Finsteraarhorns fesseln, der scheinbar unmittelbar hinter dem Hotel in die Lüfte steigt.

So majestätisch dieser Anblick aber auch ist, den Glanzpunkt der ganzen Partie bildet er noch immer nicht. Wir fahren auf dem ebenen Scheitel unseres Höhenzuges weiter, bis derselbe plötzlich mit steilen Hängen in bedeutende Tiefe abbricht. Unwillkürlich gebieten wir hier unserem flinken Wagen halt, denn nun endlich haben wir ein Naturbild erreicht, dem nicht nur die Alpen, sondern wohl auch alle übrigen Hochgebirge nichts Aehnliches an die Seite zu stellen

haben. Ein mit zahllosen Eisnadeln bespickter Gletscher zieht sich so dicht neben uns, daß wir ihn fast mit der Hand erreichen können, in einem riffigen Felsbette, einem plötzlich zu Eis erstarrten riesigen Wasserfalle ähnlich, zu Thal, um drunten schließlich seine kalten, bläulich schimmernden Massen fächerartig zu einem mächtigen Rund auszubreiten, aus dessen kühlem Schoße ein munteres, sprudelndes



Luzern mit dem Pilatus.

Gewässer bricht, das in raschen Sprüngen weiter thalabwärts hüpft. Ein stattliches Gasthaus, „zum Rhônegletscher" getauft, dicht bei der Geburtsstätte des jungen Stromes etablirt, grüßt gleichfalls freundlich von unten herauf.

Nur schwer entschließen wir uns, unseren unvergleichlichen Standort zu verlassen. Wir brauchen jedoch nicht zu fürchten, daß wir mit der Weiterfahrt nun auch gleich das großartige Gemälde verlieren werden. Im Gegentheil, in kühnen Zickzackanlagen steigt die herrliche Kunststraße über die jähen Felshänge dicht neben dem Eiskatarakt nieder und so bekommen wir den letzteren bei jeder Drehung wieder von Neuem zu Gesicht, wenn wir ihm auch eben erst den Rücken hatten wenden müssen.

Im weiteren Verlaufe dieser kühnen Weganlage durch das Rhône-Thal abwärts kommen wir freilich nicht, wie beim Stilfser

Joch, an die Grenze des Landes, „wo die Citronen blühn“, wohl aber machen wir schließlich Halt an dem köstlichen Genfer See, an dessen vor rauhen Winden geschütztem Nordgestade, obgleich die Hauptalpenmauer dort noch immer südlich liegt, dennoch schon ein fast nie unterbrochener Lenz zu blühen pflegt.

Aus der Heimath der Gottesgeißel

des XIX. Jahrhunderts.

Corsisches Landschafts-, Volks- und Geschichtsbild.

Kein Volk hat seit Jahrhunderten in solchem Grade die Aufmerksamkeit Deutschlands zu erregen verstanden, als das französische, wenngleich leider häufig genug nur in der Weise, wie selbst Diebe und Räuber das öffentliche Interesse in Anspruch zu nehmen pflegen. Noch stehen sie vor unseren Augen, die gewaltigen Trümmer des selbst als Ruine prachtvollen Heidelberger Schlosses, ein lautes Zeugniß von den Mordbrennereien, welche die gallischen Heersäulen schon vor zweihundert Jahren in unseren friedlichen Gauen ohne Ursache verübten. Noch leben einzelne der ehrwürdigen Veteranengestalten, welche mit eigenen Augen die Schrecknisse gesehen haben, mit denen von jenseits des Rheins aus die beiden ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts erfüllt wurden.

In dem letztgenannten Zeitabschnitt erreichte das Ueble, welches wir von jeher durch den unruhigen Nachbar im Westen erleiden mußten, bekanntlich seinen Höhepunkt. Denn nicht mehr gingen, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unter einem Ludwig XIII., nur einzelne Theile unseres Vaterlandes verloren, wurden nur, wie unter einem Ludwig XIV., einzelne wenn auch noch so blühende Gaue verwüstet, sondern unsere ganze angestammte Heimath sah sich für längere Zeit in die Fesseln der Fremdherrschaft geschlagen. Und das

Alles durch einen einzigen Mann, der zu gleicher Zeit noch halb Europa mit seinem eisernen Fuße zertrat und Ströme von Blut und Thränen fließen machte.

In ihm, dem vielgenannten Kaiser Napoleon, erscheint die Erbfeindschaft Frankreichs gegen das Deutschthum gewissermaßen concentrirt und potencirt und wird derselbe darum auch in der Galerie der Verbrecher an Deutschland, die drüben an der Seine erstanden, immer den ersten Platz behaupten, das größte Interesse beanspruchen.

Wir wollen indeß heute nicht von dem Leben dieser modernen Gottesgeißel reden, das ja zu den bekanntesten Partien der Weltgeschichte zählt, sondern vielmehr einen Blick auf die merkwürdiger Weise immer noch zu wenig bekannte Stätte seiner Geburt, die Insel Corsika, werfen, zumal dieselbe zu den bemerkenswerthesten Erdstellen auch noch aus mancherlei anderen Gründen zählen dürfte.

Man kann nach dem kleinen Eilande, das mit seinen rund 150 Quadrat-Meilen nur erst ungefähr den 60. Theil des gesammten französischen Areals in Europa ausmacht, von Frankreich, d. h. von Marseille oder Nizza, wie auch von Italien, von Livorno aus gelangen. Der mittlere Weg, der von dem eben genannten weltberühmten Winter-Curort aus, ist der genußreichste und dabei doch nur wenig länger als der zuletzt angegebene. Man besteigt am Abend das zwar nicht allzu große, aber ganz comfortable französische Dampfboot, um schon mit Tagesanbruch das Ziel dicht vor sich zu sehen. Hochinteressant gestaltet sich der erste Theil der Fahrt. Noch einmal präsentirt sich der stolze Curort mit seinen, wahre Kaiserschlösser darstellenden Riesen-Hotels und seinen eleganten, lang am brandenden Meere hinlaufenden Promenaden, auf denen unter hochragenden Palmen bei electrischem Licht und schmetternder Concertmusik ein bleiches, krankes Publicum aus aller Herren Länder zu einer Jahreszeit im lauen Abendwind lustwandelt, wo bei uns im kalten Norden nur die glitzernden Eisblumen an den Fenstern blühen. Indeß nur kurze Zeit läßt uns die rasche Schiffsschraube solche Herrlichkeit überblicken, dann zerfließt das Ganze in dunstiger Ferne wie ein Traumgebilde. Dafür tritt in dem Maße, wie das niedrigere Küstenland unter den Horizont sinkt, ein anderes allerdings ungleich ernsteres

Bild zu Tage. Hoch oben am Himmel erscheinen die riesigen Schneehäupter der Alpen, nicht selten von der sinkenden südlichen Sonne noch mit düsterer Gluth übergossen. Doch die rasch einbrechende Nacht deckt alsbald auch über dieses ergreifende Panorama ihre Schleier und nun dehnt sich nur noch der unermeßliche Ocean vor uns aus, dessen gleichmäßiges Rauschen zu stillem Nachdenken einladet.

Und letzteres erscheint doch auch so angezeigt. Wir müssen die seltsame Geschichte des corsischen Ländchens noch einmal an unserem Geiste vorüberziehen lassen, ehe wir den classischen Boden betreten, soll anders unsere Wanderung dortselbst eine genußreiche, von Verständniß für das eigenartige Volksleben der Insel begleitete sein.

Die früheste Geschichte Corsika's verliert sich, wie bei so vielen Ländern, in grauem Nebel. Wir wissen nur so viel, daß die gewaltige, einsam aus weitem Meere aufsteigende Felsenburg, welche dasselbe bildet, bereits wohl tausend Jahre und mehr vor unserer Zeitrechnung von einem wilden Stamme bewohnt wurde, der mit der Urbevölkerung des nahen italienischen Festlandes, den sogenannten Ligurern, stammverwandt gewesen zu sein scheint, so daß also in den Adern des nachmaligen großen Franzosenkaisers gewiß kein Blut floß, welches irgendwie mit dem des französischen Volkes Berührung gehabt hätte. Die gedachte Ureinwohnerschaft wird von den alten Schriftstellern als besonders unbändig geschildert. Einer sagt: „Sie sind Bergvölker, leben vom Raub und zeigen sich unzähmbarer als die wilden Thiere. Werden welche von ihnen nach hartnäckigen Kämpfen als Sclaven fortgeführt, so nehmen sich diese entweder das Leben oder sie ermüden ihre Herren durch Trotz und Stumpfheit, so daß das Kaufgeld reut, auch wenn man sie um einen Spottpreis erworben hat.“ Es tritt sonach schon aus den ältesten Schilderungen die Freiheitsliebe der Insulaner hervor, welche in späterer Zeit eine so große Rolle spielen sollte. Sehr characteristisch ist es auch, was wir über die Lebensweise derselben hören. Sie nährten sich außer von der Milch und dem Fleische der von ihnen zahlreich gezüchteten Schafe wesentlich noch mit von Honig, den wilde Bienen in den Bergen erzeugten. Schafzucht ist auch heute noch eine Hauptbeschäftigung auf Corsika, wie denn das Schaf von jeher dort sogar wild vorkommt, und was den

Honig anbelangt, so finden Bienen wohl nirgends ein dankbareres Feld als hier, wo weite Hänge ein einziges Dickicht von fast das ganze Jahr hindurch mit aromatischen Blüthen bedeckten Sträuchern und Büschen, Myrthen, Lorbeeren, Oliven, Rosmarin, Geranien, Baumerika u. a., bilden, so daß der alte Napoleon, als er später auf der nackten Klippe von St. Helena als Gefangener weilte, wehmüthig seufzen konnte: „Und wenn ich meine Augen geschlossen hielte, ich würde am duftigen Geruche schon mein Vaterland wieder erkennen.“

Nicht vergessen darf werden, daß außer der erwähnten, im Grunde ja nur lobenswerthen Eigenschaft der Freiheitsliebe von den alten Corsen auch noch andere weniger gute Dinge gemeldet werden. So sagt der berümte römische Philosoph Seneka, welcher freilich durch eine achtjährige Verbannung, die er auf der Insel aushalten mußte, etwas verbittert sein mochte: „Ihr erstes Gebot heißt Rache, Raub ihr zweites, Lüge das dritte und Gottesleugnung das letzte.“ Wie dem nun aber auch sei, Niemand kann verkennen, daß in dem Lebensbilde des großen, blutigen und perfiden Imperators manche von diesen Zügen wieder zum Vorschein kommen.

So abgelegen auch das felsige Eiland erscheint, so hatte es, da es doch immerhin noch in den Bereich des im hohen Alterthum schon so belebten Mittelmeeres, des „Völkerteiches“ nach Plato, fiel, gleichwohl schon bald fremde Besucher, mit deren Ankunft leider nur auch sofort die große Leidensgeschichte des bis dahin glücklichen Hirtenvölkchens beginnt, welche, reich an Blut und Greuel, aber auch an den großartigsten und ergreifendsten Zügen, bis nahe an die Gegenwart heranreicht. Diesen fremden Eindringlingen gegenüber zogen sich die Eingeborenen frühzeitig schon in die wilde Bergwelt des Inneren zurück, so daß nur die flache, Italien zugekehrte Ostküste der Insel eine bescheidene culturelle Entwicklung finden konnte, während das Hochland sich fast bis auf den heutigen Tag eine gewisse rauhe Ursprünglichkeit bewahrt hat.

Sämmtliche Völker, die im Alterthume einen bedeutenderen Namen besaßen, bewarben sich nacheinander um das kleine Inselland. Griechen aus Kleinasien, die, weiterziehend, dann das heutige Marseille an der französischen Südküste gründeten, benützten es als will-

kommene Etappe auf ihrer Reise und legten eine noch heute vorhandene Hafenstadt an. Auch die Phönizier, diese Engländer der alten Zeit, suchten festen Fuß zu fassen und es ist sogar wahrscheinlich, daß sie der Insel den Namen gaben, der etwa so viel wie Vorgebirge — nach dem so weit vorspringenden Nordcap derselben — bedeuten dürfte. Selbstverständlich blieben die ländergierigen Römer ebenfalls nicht aus, doch so kriegsgeübt sie auch waren, es erforderte gleichwohl einen mehr als hundertjährigen harten Kampf, ehe sie das winzige Stückchen Erde nothdürftig in ihre Gewalt brachten. Einmal wurde einer ihrer Generäle sogar zur Capitulation unter Bedingungen gezwungen, welche für die Corsen sehr günstig waren. Aber die gewissenlosen Herren an der Tiber erkannten den Vertrag nicht an und lieferten nach ihrer treulosen Art den unglücklichen Soldaten an die Insulaner aus. Diese waren jedoch edelmüthig genug, denselben unbehelligt in die Heimath zurückkehren zu lassen, wo er indeß von dem über die erlittene Niederlage erbitterten Volke erwürgt wurde. Nach einem späteren Siege ließen sich die Römer u. a. auch 200 000 Pfund Wachs bezahlen, was gewiß wieder von der Masse der Bienen zeugt, welche das Ländchen damals beherbergte.

Die Stürme der Völkerwanderung, welche einige Jahrhunderte später die alte Welt durchbrausten, erreichten selbst noch das entlegene Inselchen. Es fanden sich damals auch germanische Stämme, Vandalen, Gothen und Longobarden ein. Unter der Herrschaft Ostroms, das sich ebenfalls vorübergehend hier einnistete, mußten die armen Inselbewohner derartige Abgaben sich auferlegen lassen, daß sie, um dieselben zu bestreiten, sogar gezwungen waren, ihre Kinder zu verkaufen. Daß es ihnen unter den darauf einbrechenden Sarazenen nicht viel besser erging, bedarf kaum noch der Bestätigung. Damals kam Corsika sogar mit Deutschland insofern in Berührung, als Kaiser Karl der Große zur Vertheidigung der Insel gegen den Halbmond eine Flotte aussandte, deren Landungsheer auch die Ungläubigen schlug. Leider nur kam im Gefolge derartiger Kreuzzüge ein anderes Uebel ins Land, eine Masse von armen und abenteuernden Adeligen aus aller Herren Länder, die bald ein wahres Raubritterthum ausbildeten und das arme Hirtenvölkchen nicht wenig knechteten, so daß dasselbe

dazu getrieben wurde, in einer großen Volksversammlung eine Art Bundesstaat mit einem aus freier Wahl hervorgegangenen Oberhaupte zu begründen. Von da ab beginnt die lange Reihe von Volkshelden, welche den gefeiertsten Heroen der gesammten Weltgeschichte nur darin nachstehen, daß sie nicht so bekannt geworden sind als diese.

Nicht vergessen darf bei dieser Gelegenheit werden, daß die Vorfahren Napoleons unter diesen leuchtenden Erscheinungen nicht angetroffen werden, daß die Familie der Bonaparte vielmehr jenem schlimmen Raubritterthum angehört zu haben scheint und wahrscheinlich ein adeliges Geschlecht vom nahen italienischen Festlande, aus der Gegend von Florenz war. Es wird sogar vermuthet, daß die Bonaparte ursprünglich longobardischer, also germanischer Herkunft waren und von Haus aus Bonipert hießen, sodaß wir Deutsche also mit dem großen Corsen selbst blutsverwandt wären. Niedrige Schmeichelei hat dann später, als der einfache Insulaner zum Herrn einer halben Welt geworden war, seinen Stammbaum noch weiter, bis in den Orient hinein zurückführen wollen, indeß der stolze Mann hatte darauf nur das markige Wort: „Ich datire meinen Adel von Millesimo und Montenotte", bekanntlich zwei seiner berühmtesten Siege.

So schlimm gewiß der oben erwähnte langwierige Bürgerkrieg in den Reihen der Corsen selbst, zwischen Volk und Edelleuten, war, so wurde er leider doch noch überboten von äußerer Befehdung, die bald wieder auftrat, um Jahrhunderte lang anzuhalten. Es war die kaufmännische Republik Genua, welche ihre Hand nach der Insel ausstreckte und dabei mit der empörendsten Rücksichtslosigkeit verfuhr. Das langwierige erbitterte Ringen zwischen dem habsüchtigen Freistaat und den je länger je mehr von der glühendsten Vaterlandsliebe erfüllten armen Schafhirten dürfte zu den blutigsten Schauspielen der Geschichte zählen. Damals erstanden auf dem Eilande wahre alttestamentliche Richterfiguren von schauerlicher Größe.

Einer der bedeutendsten derselben war Sampiero, der seine eigene junge, heißgeliebte Frau niederstach, weil sie, während er an den Höfen des Sultans und selbst des Seeräuberherrschers von Algier um

Hilfe gegen Genua bat, sich hatte bewegen lassen, nach dem letzteren überzusiedeln. Nach dieser schrecklichen That leitete er den Buschkrieg gegen die übermächtige Republik mit solchem Glücke, daß die letztere sich schließlich herbeiließ, ihn durch gedungene Mörder aus dem Wege zu räumen. Ein berühmter Feldherr des 16. Jahrhunderts urtheilte von ihm, daß er in der Schlacht 10000 Mann aufwiege.

Zwei Jahrhunderte später fochten in diesem wilden Kampfe sogar 8000 deutsche Söldner mit, welche das feige Genua sich von Kaiser Karl VI. gegen eine Entschädigung von 30000 Gulden monatlich und 100 Gulden für jeden Gefallenen schicken ließ. Mit Rücksicht auf dieses Blutgeld riefen damals die Corsen, so oft ein Deutscher in der Schlacht fiel: „Genua, 100 Gulden!" Leider fanden bei dieser Gelegenheit nicht weniger als 3000 unserer wackeren Landsleute auf der fernen Felseninsel ihr Grab. Durch die endlose Schlächterei waren die armen Corsen schließlich in einen solchen Grad von Verzweiflung hineingetrieben worden, daß sie alle in der Fremde weilenden Landsleute herzuriefen, sich durch Volksbeschluß unter den Schirm der heiligen Jungfrau stellten, Jesus Christus zu ihrem Fahnenträger ernannten und gemeinsam den Tod in einem letzten Kampfe zu suchen beschlossen, „um ihre Leiden wie ihre Ketten in Blut zu ertränken".

Neben solchem staunenswerthen Heroismus gingen freilich auch Züge innerer Zersetzung einher. So bildete sich eine rasch wachsende Secte, welche nach Art unserer Socialdemokraten den Privatbesitz sowie die Ehe aufhob und alles gemeinsam haben wollte.

Eine nicht viel weniger wunderliche Erscheinung, welche der furchtbare Zwist zeitigte, war der König, den das arme gehetzte Völkchen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ganz unvermuthet wie ein Weihnachtsgeschenk erhielt. Die Episode ist für uns Deutsche besonders interessant. Es landete nämlich eines Tages, im April 1763, mit ansehnlichem Gefolge, phantastisch in rothe Seide gekleidet und ein Scepter in der Hand tragend, ein westphälischer Edelmann Baron Theodor von Neuhoff, der sich lange an den verschiedensten Höfen umhergetrieben hatte, auf der Insel, um den Messias des kleinen Völkchens zu bilden, das durch seinen Helden-

muth längst die, wenngleich unthätige, Bewunderung ganz Europa's erregt hatte. Der Abenteurer brachte Kanonen, Gewehre, Lebensmittel und selbst Geld mit und wurde von einer bald darauf zusammenberufenen Volksversammlung auch feierlichst zum König von Corsika unter dem Namen Theodor I. erwählt.

Anfangs ging auch Alles gut, der junge Regent trieb die Genuesen, die schließlich selbst Galeerensträflinge zum Kampf verwandten, zurück und suchte das Ländchen auch innerlich zu heben. Aber auf die Dauer vermochte er sich doch nicht zu halten. Schon nach einem halben Jahre entfernte er sich, nicht ohne sein Wiederkommen in Aussicht zu stellen. In der That war er schon ein Jahr später von Neuem zur Stelle, obwohl Genua einen Preis von 2000 Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt und seine vielen Gläubiger in Holland ihn in den Schuldthurm hatten werfen lassen. Er brachte jetzt gar drei Kriegsschiffe mit fast 200 Kanonen u. a. m. mit. Indeß die Stimmung der Insulaner hatte sich während seiner Abwesenheit gegen ihn gewandt. Die Genuesen hatten ein französisches Hilfsheer ins Land gebracht. Mit diesem wollten die Corsen jetzt unterhandeln. Voll Grimm zog König Theodor wieder ab, jedoch nur um nach einigen Jahren sein Glück durch eine dritte Landung zu versuchen. Er hatte diesmal englische Kriegsfahrzeuge und wiederum reiche Mittel. Doch das Volk wollte nichts mehr von ihm wissen. Er starb später in England in bitterem Elend. Der Vernichtungskampf wüthete unterdessen weiter auf der unglücklichen Insel und schuf auch jetzt noch manche staunenswerthe Züge. So belagerten die Corsen einst eine genuesische Zwingburg. Der Commandant ließ in seiner Noth den gefangen gehaltenen Sohn ihres Anführers an die Mauer binden, um sie an der Fortsetzung der Kanonade zu hindern. Richtig legten auch alle Corsen alsbald die glimmenden Lunten weg. Aber ihr General commandirte unentwegt wieder: „Feuer". Die Festung wurde erobert, der Knabe aber war wie durch ein Wunder unversehrt geblieben.

Endlich schien doch der Bogen des Friedens wieder über dem so schwer heimgesuchten Fleck Erde schimmern zu wollen. Es stand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Bismarck Corsika's,

Pasquale Paoli, einer der genialsten Staatsmänner aller Zeiten, auf. Mittelst kühner Kreuzer wußte er den Handel des reichen Genua lahm zu legen und durch Hebung der Finanzen, Pflege der Landwirthschaft und sogar Anlage von Fabriken auch nach innen zu wirken. Ebenso gab er eine noch heute angestaunte Verfassung und vervollkommnete das Justizwesen beispielsweise in der Hinsicht, daß er eine Art Geschworenengerichte einführte. Sogar eine Universität wurde ins Leben gerufen und endlich selbst die allgemeine Wehrpflicht beschlossen.

Das Alles erschreckte das elende Genua, zumal man in Corsika sogar schon davon sprach, aus der Vertheidigung zum Angriff überzugehen und den Erbfeind drüben auf dem Festlande selbst zu überfallen, derartig, daß es 1768 seine Ansprüche auf die Insel an Frankreich abtrat, welches sofort die endliche völlige Niederwerfung des bedauernswerthen Volkes in die Hand nahm. Noch einmal boten nunmehr die armen Corsen Alles auf, selbst Weiber fochten in Manneskleidern mit, aber die Entscheidungsschlacht im Frühjahr 1769 brach den Widerstand für immer. Paoli zog sich nach England zurück, wo er hochbetagt starb.

Im selben Jahre wurde jedoch zugleich jener Corse geboren, der einige Jahrzehnte später nicht nur das erbärmliche Genua zertrat, sondern auch die Krone Frankreichs, des Unterjochers seiner Heimath, an sich riß und wie zur Rache für das viele vergossene Corsenblut das Blut zahlloser Franzosen fließen machte. Selten hat es sich im Verlaufe der Völkerschicksale wieder so unverkennbar gezeigt, daß es noch eine höhere Gerechtigkeit gibt und daß auf jedes Vergehen eine Sühne folgt.

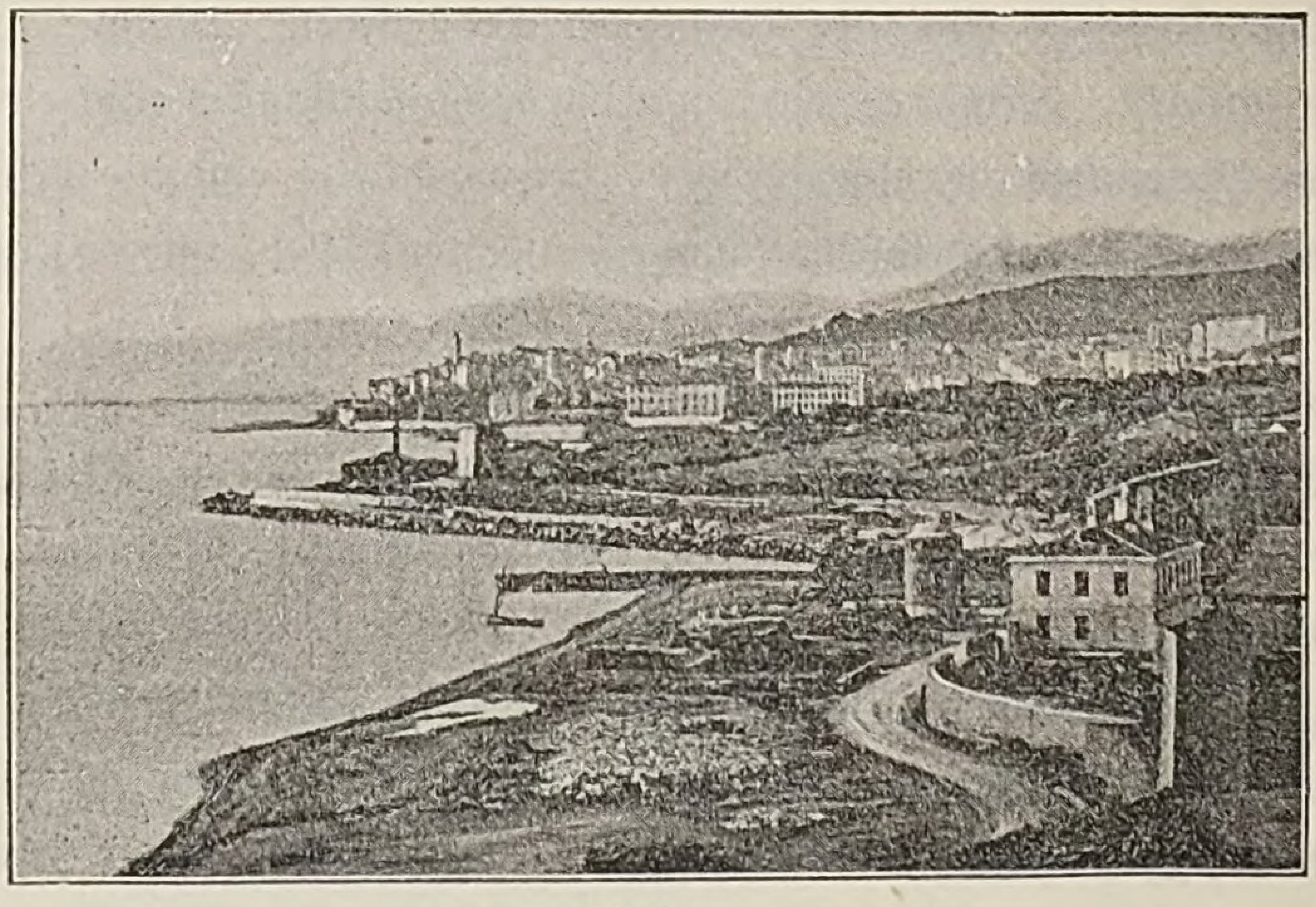
Doch lassen wir nunmehr die gewiß denkwürdige Geschichte der Insel bei Seite, denn das Schiff, das wir bestiegen haben, ist unterdeß bereits seinem Ziele ganz nahe gekommen. Die fast absolute Ruhe, mit der es auf einmal nach eben noch recht lebhaften Schaukelbewegungen dahingleitet, verräth es uns. Wir befinden uns schon im stillen Uferwasser. Wir eilen auf Deck, im fahlen Dämmerschein des anbrechenden Tages liegt das Land vor uns, eine ungeheure, dunkle Wand, lang hingezogen. Das ist das schon erwähnte, so weit

vorspringende, schmale Nordcap der Insel, Cap Corso genannt. Es mißt zehn Stunden an Länge bei einer Breite von nur 2—3 Stunden, während es jedoch rund 5000 Fuß hoch ansteigt, also einen richtigen Gebirgsrücken bildet. Wie der ausgestreckte Zeigefinger an einer zusammengeballten Hand ragt es vom Massiv der Insel in der Richtung des europäischen Festlandes ins Meer hinaus, gleichsam eine stumme Mahnung daran, daß die dortigen großen Nationen, welche dem Vernichtungskampfe auf dem kleinen Eilande jahrhundertelang unthätig zuschauten, nur eine gerechte Vergeltung erfuhren, als darnach von derselben Insel ihr schlimmster Peiniger ausging.

Cap Corso ist eins der reizendsten Erdfleckchen. Wenn jetzt die Sonne aufgeht, vermögen wir auch die mannigfaltigsten Einzelheiten an dem Riesenwall zu unterscheiden, der vorher so eintönig erschien. Von dem hohen, rauhfelsigen Kamme laufen eine Menge tiefe, schluchtartige Querspalten aus. Dort kleben helle, schmucke Dörfchen wie Schwalbennester an jähen Wänden, an denen sonst kaum noch stachlige Cactusbüsche oder steife Agaven fortkommen, die Thalsohlen drunten aber füllen ganze Wälder dunkelblättriger Orangen oder silbernschimmernder Oliven. Hier gibts noch lauschige, weltverlorene Asyle, in die, wie man glauben sollte, das Getöse der großen Welt niemals hineindringt. Und doch fanden die erwähnten wilden Kämpfe, welche die Insel erleben mußte, wiederholt ihren Weg selbst dorthin. Ein recht hübscher Zug wird uns gerade von da gemeldet. Ein alter Veteran hielt dort im Jahre 1768 mit einer Handvoll Freischärler einen Thurm lange gegen die andringenden französischen Heeresmassen und sprach schließlich gar davon, sich im äußersten Fall mit dem ganzen Gemäuer in die Luft zu sprengen. Darob entsetzt, entliefen seine Mannen, der alte Haudegen jedoch kämpfte unbeirrt weiter, lud die Gewehre, vertheilte sie auf die verschiedenen Schießscharten und unterhielt in solcher Weise lange Zeit hindurch ein mörderisches Feuer auf die stürmenden Feinde. Diese glaubten den Thurm stark besetzt und boten darum ehrenvollen Abzug an, wenn man capituliren werde. Wie erstaunten sie, als dann nur der alte Graubart stolz herausschritt.

Wenn die lange Mauer des Cap Corso hinter dem eilenden Dampfer verschwindet, kommt — ein wahrhaft majestätischer

Anblick — der eigentliche Rumpf der Insel in Gestalt himmelragender, vielzackiger, von weißen Schneebändern überzogener Bergriesen zum Vorschein. Steile Lehnen mit grünen Almen oder schwarzen Wäldern ziehen sich von da zum tiefblauen Meere nieder. Auf einer derselben wird, in Terrassen von der Fluth emporsteigend, eine ausgedehnte, weiße Häusermasse mit Thürmen und Kuppeln sichtbar. Das ist Bastia, die belebteste und mit ihren 20000 Einwohnern auch volkreichste Stadt der ganzen Insel. Die verhältnißmäßige Nähe des italienischen Festlandes, namentlich des großen



Bastia.

Emporiums Livorno, bedingt ja hier auch eine viel größere Blüthe des Handelsverkehrs als bei dem einsam und abgeschieden auf der Westseite des Insellandes gelegenen, die politische Hauptstadt bildenden Ajaccio.

Sobald wir ans Land steigen, umgibt uns, wie überall im Süden, ein wildes Getümmel. Gestalten von dem bedenklichsten Aeußeren zerren uns hin und her, man zankt, ja balgt sich um uns und unser Gepäck, und der Neuling könnte wähnen, daß es ohne Dolch und Blut kaum noch abgehen werde. In Wahrheit sind diese Andringlinge indeß harmlose Gesellen und wenn wir unsere nordische Ruhe nicht verlieren und gelassen, aber bestimmt einen der

Kerle zu unserem Führer und Träger erküren, verläuft sich der Schwarm bald. Nur eins wird uns auffallen, diese Leute sind noch ungleich zerlumpter und schmutziger, als irgendwo in den Gebieten, wo die Citronen blühen. Der Corse hält noch weniger, wie die stammverwandten Italiener, auf eine salonfähige Kleidung und ebenso erscheint ihm Seife als ein ganz ungerechtfertigter Luxus. Ich sah wiederholt Leute, deren Gewand im Grunde nur aus nothdürftig von einander getrennten Löchern bestand und deren Hände und selbst Gesichter mit wahren Krusten von Schmutz bedeckt waren, obwohl man sie mir ausdrücklich als Haus- oder Gutsbesitzer bezeichnete.

Im Gegensatz zu dieser Liederlichkeit der Bevölkerung erscheint das Herbergswesen in den Städten, ja vielfach selbst auf dem Lande, ganz befriedigend. Die „Hotels" sind zwar zumeist trotz ihrer prunkenden Titel nur rauchige Spelunken, aber die Verpflegung hat doch schon etwas von französischer Art angenommen, die unerreicht dasteht. Freilich der fruchtbare Boden liefert auch genug des Köstlichsten für den Gaumen. Besonders delicat sind die schmackhaften Seefische sowie die überaus zarten Radieschen, welche das Voressen, und die saftigen, großen Orangen, die Mandeln, Feigen, Melonen und Trauben, welche den Nachtisch bilden. Dazu gibt es Landwein, der, so spottbillig er auch ist, doch an edlem Feuer dem besten Tropfen des Südens nicht nachsteht. Es finden also Feinschmecker auf dem interessanten Inselchen noch ebenso ihre Rechnung wie die Freunde der Geschichte oder einer wahrhaft erhabenen Natur, und das Alles unter auffallend bescheidenen Ansprüchen an den Geldbeutel. Die Leute sind in dieser Beziehung hier sogar noch so wenig von der Cultur beleckt, daß Wirthe und Kellner ihren Gast mit dem Uebereifer von bäuerlichen Kindtaufsvätern zum Zulangen nöthigen, dieses oder jenes Gericht ihm anpreisen, wo nicht gar ihm die besten Bissen aussuchen.

In Bastia braucht sich der Reisende nicht lange aufzuhalten. Es gibt daselbst außer dem allerdings ziemlich bunten Straßenleben, welches uns die ungleichartigsten Elemente, Pariser Stutzer und wilde Hirtengestalten aus dem Gebirge in zottigen Schaffellen, italienische Händler und frische Bauerndirnen vom Cap Corso in malerischer

Nationaltracht, Körbe mit goldgelben Apfelsinen auf dem Kopfe, vor Augen führt, nicht viel zu sehen. Denn selbst das dortige Denkmal Napoleons interessirt eigentlich nur durch seine tragische Geschichte. Dasselbe wurde ursprünglich für eine große Stadt auf dem Festlande hergestellt. Als aber der mächtige Kaiser gestürzt war, schämten sich die Auftraggeber ihrer Bestellung und übernahmen die Statue nicht, die nun von den treuen Corsen zu einem herabgesetzten Preis erworben wurde — das ist der Lauf der Welt. Erwähnt sei hierbei gleich, daß die Insulaner diese rührende Anhänglichkeit an den größten Sohn ihres Ländchens durch alle Stürme, auch die der Revolution von 1830 und 1848, bewahrt haben, notabene, obwohl sie damit seiner Zeit nicht auf Gegenseitigkeit stießen. Denn als einmal eine Deputation vor dem Allgewaltigen in Paris erschien, fragte er nur malitiös: „Was machen die Corsen, schießen sie sich noch immer gegenseitig todt?" womit er auf die später noch zu schildernde Blutrache zielte. Erst auf der traurigen Klippe von Helena, als alle Herrlichkeit der Welt wieder von ihm abgefallen war, erinnerte er sich von Neuem des bescheidenen Heimathländchens und sprach mit ergreifender Sehnsucht von ihm, wie es denn auch ein Corse, der Priester Vignale, war, der dem sterbenden Imperator die letzte Oelung spendete.

So wild auch das Innere der Insel ist, so ist eine Reise da hinein, wie wir sie unverweilt antreten wollen, doch weder bedenklich noch unbequem. Die Franzosen, deren gewiß sehr praktischer colonialer Hauptgrundsatz die Anlage von Straßen durch neu erworbenes Terrain ist und die in solcher Weise beispielshalber Algerien bis weit in die ferne Sahara hinunter zugänglich gemacht haben, thaten in dieser Hinsicht auch in Corsika viel. Während es die weltbeherrschenden Römer dortselbst kaum zu einer kurzen Straße entlang der flachen Ostküste brachten, bauten sie einen prächtigen Weg quer durch das ganze Land von der Osthauptstadt Bastia bist zur westlichen Metropole Ajaccio in einer Länge von 154 Kilometer oder fast 40 Stunden. Und zwar war das eine um so anerkennenswerthere Leistung, weil die Insel in ihrer ganzen Länge von einer mächtigen, fast 9000 Fuß hohen Gebirgskette wie von einem Rückgrat durchzogen wird, die es

zu übersteigen galt. In wenig Stunden gelangt man hier aus der milden Region eines ewigen Frühlings, aus der Zone der immergrünen Laubhölzer, der Lorbeeren und Myrthen, bis hinauf zur verwetterten, moosbehangenen nordischen Tanne, ja bis nahe an die Grenze des ewigen Schnees. Wenige Touren in Europa dürften in so rascher Folge ähnlich wechselvolle Bilder am staunenden Auge vorüberführen. Und dabei sitzt man im bequemen Postwagen und hat auch für seine persönliche Sicherheit nicht das Geringste zu fürchten.

Der Weg durchschneidet zuerst die schon öfters erwähnte einzige Ebene der Insel an deren Ostküste. Hier treten allerdings im gluthheißen Sommer auch die lästigen Fieber auf, daneben aber zeigt sich eine wahrhaft erstaunliche Fruchtbarkeit. In ganzen Wäldern stehen hier, unseren Pflaumenbäumen ähnlich, Mandeln, welche bereits im ersten Frühjahre massenhafte Früchte ergeben.

Von da biegt die trefflich gehaltene Straße bald in eins der aus dem Inneren kommenden Thäler ein und unvermittelt befinden wir uns in einer ganz neuen Welt. Mit dem Ungestüm eines Gießbaches der Alpen schießt der Fluß neben uns im tiefeingefressenen Bette über Felsblöcke dahin, denn bei der Höhe, aus der diese corsischen Gewässer kommen, und der geringen Entfernung von ihrem Ursprung bis zur Quelle müssen sie ja ein sehr bedeutendes Gefälle haben. Rechts und links steigen die jähen Gehänge hinan, von der früher schon erwähnten blüthenübersäeten, aromatischen Buschwelt derartig dicht bedeckt, daß sie nicht selten wie angemalt, hier gelb, dort roth, dort wieder blau erscheinen. Ortschaften passiren wir keine, denn auch hier hängen dieselben hoch über uns an den Abhängen, vielfach noch von den schützenden Ringmauern umgeben. War doch, wie wir sahen, in Corsika so zu sagen der Belagerungszustand seit Jahrhunderten in Permanenz erklärt und daher Alles auf Kampf und Vertheidigung zugeschnitten, selbst die einzelnen Häuser, denn dieselben sind meist schmal und hoch, mehr thurmartig, und den Zugang vermittelt nur eine leicht wegzunehmende Freitreppe, die von außen gleich in das erste Stockwerk führt.

Erst nahezu auf der Hälfte des ganzen Weges erreichen wir einen Ort, die Binnenhauptstadt Corte, deren 4—5000 Einwohner um eine alte, trotzig auf steiler Felszacke aufragende Burg herum wohnen.

Die Gegend ist arm, denn bereits sind wir dem Hochgebirge, der rauhen Wirbelsäule des Ländchens nahe gerückt. Gleichwohl sieht man die einzige Straße des Städtchens ununterbrochen von Spaziergängern erfüllt, gleich als ob hier das Jahr nur aus Feiertagen bestünde. Das Räthsel löst sich leicht. Wie mehr oder minder alle Naturvölker, hält auch das corsische die Arbeit für eines freien Mannes nicht würdig, nur der Kampf kommt einem solchen zu. Der Corse ist faul nicht aus Neigung, sondern aus Grundsatz. So kommt es, daß kaum $^{3}/_{10}$ des gesammten Grund und Bodens, trotzdem daß derselbe vielfach ein wahres Gartenland darstellt; bebaut sind und daß selbst für die landwirthschaftlichen Arbeiten auf diesem kleinen Theile mehrere Tausend ländliche Arbeiter vom Festlande Italiens herbeigezogen werden müssen.

Hinter dem kleinen Orte wird die prächtige Heerstraße sofort wahre Alpenstraße. Stundenlang geht es in kühnen Windungen auf und ab. Bald erblickt man in Vogelperspective unter sich die früher passirten üppigeren Gelände bis gegen das Meer hin, bald wieder klimmt das Auge messend an senkrecht abgeschnittenen, himmelhohen Wänden empor. Hier hängt einer der höchsten Gipfel des Landes mit seinen nackten Schrofen und Zacken dräuend über uns, dort wieder gähnt unvermittelt in dämmeriger Tiefe eine spaltartige Schlucht. Jetzt blickt uns nur eine trostlose Felswüste entgegen und dann wieder nimmt uns Wald von ungeahnter Schönheit auf. Der häufigste Baum ist da droben die Lärche, die unter diesen Breiten nicht mehr einen so dürftigen, mageren Gesellen darstellt wie bei uns, sondern nicht selten eine Höhe von 120 Fuß bei einem Umfang von 20 Fuß erreicht.

Unter solch großartigen Gebirgsbildern eilen wir vorwärts, bis der Hauptpaß des Landes, das fast 4000 Fuß hohe Joch von Vizzavona erreicht ist, eine thorartige Einsattlung zwischen zwei der mächtigsten, über 8000 Fuß hohen Gipfeln der Hauptkette, die dicht

neben unserer Straße wie riesige, graue Pyramiden in erschreckender Majestät zum ewig blauen Südhimmel aufragen.

Hier machen die schnaufenden Pferde ein wenig Halt und wir gewinnen so Zeit, uns das in vielfacher Hinsicht hochinteressante corsische Centralgebirge noch etwas genauer anzusehen.

Dasselbe ist die Heimath und der Tummelplatz eines schon erwähnten merkwürdigen Thieres, des Mufflons, eines Wildschafes, welches zur Zeit nur noch in Corsika und dem benachbarten Sardinien vorkommt, nach neueren Untersuchungen aber unstreitbar den Stammvater unseres europäischen Zuchtschafes vorstellt. Dasselbe trägt stattliche, spiralförmig gewundene Hörner, ist von schwarzbrauner Farbe, seidenhaarig und kräftig gebaut. Es ist, wie die Gemse der Alpen, ein Freund der eisigen Region und klimmt im Sommer um so höher empor, je mehr der Schnee vor der Sonne zurückweicht. Es schläft auf dem Schnee und gebiert daselbst sogar seine Jungen.

Eine weitere Eigenthümlichkeit dieser Hochregion bilden die Sennhütten, die wir hier auf grünen Almen ebenso antreffen, wie im Bereich unserer heimathlichen Alpen, nur mit dem Unterschiede, daß die corsischen Senner noch ungleich weniger von der modernen Cultur berührt worden sind, wie die unsrigen, daß sie vielmehr noch lebhaft den rauhen, aber gutmüthigen Gestalten der Ziegenhirten des alten Dichters Homer ähneln.

Das allerinteressanteste der wilden corsischen Hochgebirge sind jedoch die „Banditen". Die Uneingeweihten denken bei diesem Worte gewiß an Räuber und Wegelagerer gewöhnlicher Sorte. Das ist indeß ein Irrthum. Die corsischen Banditen bilden ein Unicum, ein Gewächs ganz eigener Art, es sind Leute, die durch eine Blutthat vogelfrei geworden, der hier wie unter zahlreichen anderen Naturvölkern üblichen Blutrache verfallen sind und darum ihrer Sicherheit wegen die unzugänglichsten Gebirgsgebiete aufgesucht haben. Dem Fremden werden diese Flüchtlinge niemals gefährlich; langt es nicht zu, was ihnen Freunde und Verwandte Nachts zutragen oder die Hirten ihnen gutwillig gewähren, so pflegen sie da und dort einsame Höfe zu brandschatzen. Doch wir müssen etwas weiter ausholen, um die seltsame Erscheinung zu verstehen.

Die Blutrache, die vendetta, wie man auf corsisch sagt, entspringt einer entschieden edlen Wurzel, dem Gefühle, daß die durch Bande des Blutes von Natur mit einander Verbundenen, die Verwandten, für einander eintreten müssen. Freilich die Bethätigung dieser Pflicht wird bei südlich heißem Blute und dem Mangel geordneter gesetzlicher Zustände leicht eine verheerende, wie dies eben Corsika zeigt. Denn nicht genug, daß die armen Insulaner von auswärtigen Feinden und von tyrannischen Rittern, den Signori, den Herren, decimirt wurden, sie haben sich auch, wie Napoleon sagte, noch unter einander selbst abgeschlachtet. So kamen in der kurzen Zeit von 1683—1715 nicht weniger als 28000 Morde infolge der Blutrache auf der Insel vor und das bei einer Bevölkerung von damals kaum 120000 Seelen.

Es bewährt sich eben hier das Dichterwort: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Irgendwo fällt ein vielleicht nicht einmal so schlimm gemeintes beleidigendes Wort. Der Beleidigte ergreift das Gewehr, das ehedem wenigstens kein Corse von seiner Seite ließ, der Schuß fällt, der Gegner liegt verendend am Boden, der Thäter springt in den „Busch", wie man dort zu Lande sagt. Besitzt der Getödtete waffenfähige Verwandte oder Freunde, so setzen diese dem Mörder nach und es beginnt nun eine wilde, erbitterte Hetzjagd, die erst ihr Ende findet mit der Erlegung des Verfolgten, und wenn darüber Monate und Jahre vergingen.

Mit den freiwilligen Rächern steigen meist zu gleicher Zeit auch die Diener des Gesetzes empor, Häscher, die kaum weniger verwegen und blutgierig sind, als jene. Des Gehetzten wartet darauf ein elendes Loos, bis ihn endlich die erlösende Kugel trifft. Wohl schließt er droben in der Felswildniß mit etwaigen Leidensgefährten oft ein Schutz- und Trutzbündniß, aber ebenso häufig wird er auch von diesen, wenn sie zufällig Verwandte des Getödteten waren, mitgejagt.

Während dieser grausigen Vorgänge droben im Bereich von Eis und Schnee entwickelt sich die Fehde auch drunten im betreffenden Orte. Der Todte wird aufgebahrt und nun kommen die Klageweiber

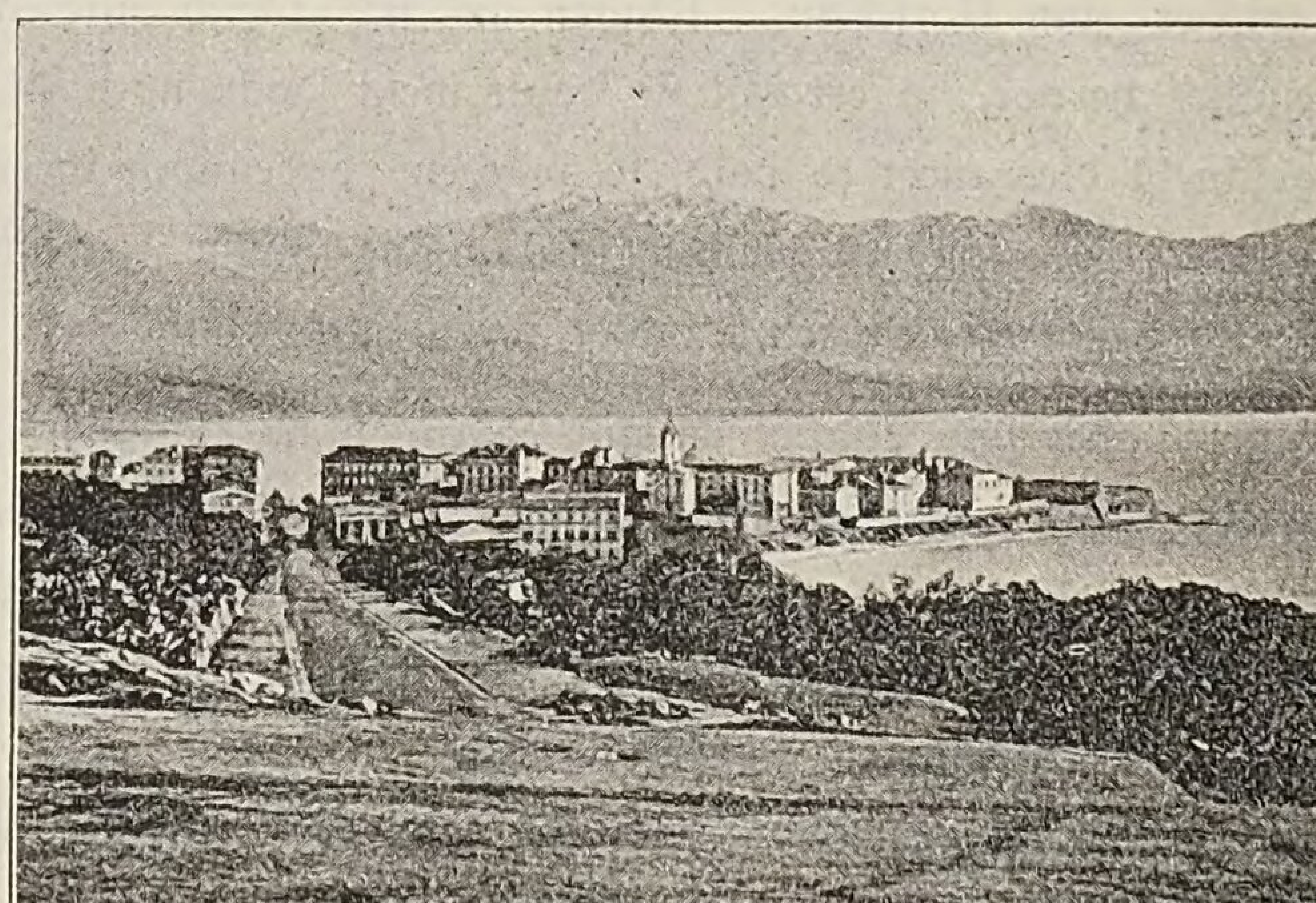
und improvisiren die wildesten, aufreizendsten Todtenklagen. Gattin oder Schwester des Ermordeten führen auch den etwa noch unmündigen Sohn oder Bruder desselben herbei und heften ihm wohl selbst ein Stück von dessen blutigem Hemd ans Gewand, damit er nie der Rachepflicht vergesse. Familie erhebt sich gegen Familie, Sippe gegen Sippe. Die Angehörigen des Mörders verschanzen sich in ihren Häusern, verstopfen Thüren und Fenster und kommen oft jahrelang nicht wieder zum Vorschein. Wagen sie sich bleich und abgezehrt aber endlich hervor, so erreicht sie dann meist doch noch die Kugel. Und geschieht dies nicht so bald, so werden sie dennoch ihres Lebens nicht wieder froh, sondern bleiben bis an die Zähne gewaffnet und schreiten so beispielsweise selbst hinter ihrem Ackerpfluge her.

Haben aber die Rächer endlich auch ihrer Rachgier gefröhnt und wieder Blut vergossen, so ist die Sache noch keineswegs aus. Nun stehen wieder die Verwandten und Freunde des neuen Opfers auf und so ist es oft zu wahren Vernichtungskriegen ganzer Geschlechter gegen einander gekommen, ähnlich wie es in Shakespeare's „Romeo und Julie" zwischen den Montecchi und Capuleti herging. Ja, ganze Ortschaften starben schon in solcher Weise aus.

Und doch war die Ursache des Streites nicht selten ein wahres Senfkorn, ein geringfügiger, unter Umständen selbst lächerlicher Anlaß. So unternahm einmal ein Dorf eine Wallfahrt und fand einen todten Esel auf dem Weg. Darob allgemeinste Entrüstung. Der Cadaver wird beseitigt, aber, o Mißgeschick, dabei unversehens in das Weichbild des Nachbardorfes gebracht. Das letztere transportirt ihn entrüstet wieder in das Gebiet des ersteren Ortes und nun wandert das corpus delicti eine lange Zeit unter Flintenschüssen und Metzeleien herüber und hinüber und wird zuletzt von der einen Partei zur Nachtzeit selbst auf den Kirchthurm der Gegner aufgespießt, bis endlich die Obrigkeit einschreitet und das bereits in bedenklichem Zustande befindliche Aas einscharren läßt.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man sagt, daß solche blutige, erbarmungslose Rachgier auch in dem Charakterbilde des großen Kaisers wieder zur Erscheinung kommt.

Gleichzeitig aber darf nicht vergessen werden, daß bei der ursprünglich so edlen Anlage des corsischen Naturells frühzeitig auch schon versöhnlichere Regungen hervortreten. So erscheinen öfters sogenannte Parolanti, Mittelspersonen, und in einem Gebirgsdorfe, wo ein wackerer Priester auf den Leichenstein eines Ermordeten die Bibelworte schrieb: „Verflucht sei, wer seinen Bruder schlägt, und



Ajaccio.

alles Volk sage: Amen" — kam von da ab kein einziger blutiger Racheact mehr vor. Ebenso schritt die französische Regierung erfolgreich gegen die barbarische Unsitte ein, indem sie namentlich die allgemeine Entwaffnung streng durchführte, so daß der Verfasser bei seiner Reise im Jahre 1879 statt der tödtlichen Rohre in den meisten Händen der trotzigen Gebirgler nur noch harmlose Regenschirme antraf. Man muß aber in solche Greuel hineinblicken, um zu sehen, was Großes es war um das Heilandswort: „liebet eure Feinde!"

Doch nun fort mit den blutigen Bildern. Unsere Rosse ziehen wieder an, rasch rollen wir jenseits des Passes abwärts. Verhinderten uns droben Wald und Felsen an der Umschau, so genießen wir nunmehr schon bald eines wirklich wundervollen Panoramas. Ueber meilenweit ausgedehnte, üppig bebuschte Abhänge gleitet das Auge hinweg bis hinab zum unermeßlichen Ocean, der wie eine glänzende

Spiegelfläche daliegt. Unbelebt, wie der letztere, ist auch jetzt das Land um uns her, entsprechend der schon betonten ganz anderen Culturentwicklung, welche die Westhälfte der Insel der Ostseite gegenüber gefunden hat. Selten erblicken wir Spuren von menschlicher Thätigkeit. Nur eine Brücke, über die wir hinwegrollen, erregt unsere Aufmerksamkeit. Am Bau derselben war einst auch der bekannte Bernadotte, nachmaliger König von Schweden, betheiligt. Derselbe, ein geborener Corse, diente seiner Zeit als gemeiner französischer Soldat auf der Insel und warb damals um die Hand einer einheimischen Bauerstochter. Die Eltern wiesen den mittellosen Bewerber ab. Hätten sie ihr Jawort gegeben, wäre ihr Kind Kronenträgerin geworden.

Die merkwürdige Insel ist überhaupt so recht ein Geburtsland von Emporkömmlingen gewesen. Sie gab ebenso einem Papste das Leben, wie Einem, der sich unter den Seeräubern Algiers zum Dey aufschwang. Sogar das weibliche Element machte Carrière. Unter Anderem wurde eine Corsin Kaiserin von Marokko. Ein moderner Geschichtsschreiber macht daher die launige Bemerkung, daß in Corsika die Königskronen wachsen wie anderswo die Aepfel auf den Bäumen. Gewiß aber war der erste Napoleon ein Parvenü durch und durch, nach seiner Geschichte wie nach seiner ganzen Art.

Doch während solcher Betrachtungen ist unsere Reise quer durch das Eiland auch schon ihrem Ende nahe gekommen. Wir bewegen uns an dem Rand einer Bucht hin, die so weit ist, daß sie alle Flotten der Welt aufnehmen könnte und daher schon einst von dem großen Kaiser wie noch neuerdings wieder von der französischen Republick als Central-Kriegshafen ausersehen wurde. Uns gerade gegenüber aber thront auf einer ins Meer vortretenden Halbinsel inmitten von Gärten und Hainen mit Apfelsinen und Zitronen, die ihren Blüthenduft über das Wasser herüber bis zu uns entsenden, eine stattliche weiße Häusermasse von ganz modernem Aussehen. Es ist Ajaccio, die Capitale der ganzen Insel, der Heimathsort des großen Napoleon.

Binnen Kurzem befinden wir uns in ihrer Mitte. Wir sind angenehm überrascht, hier neben italienisch und französisch, die beide

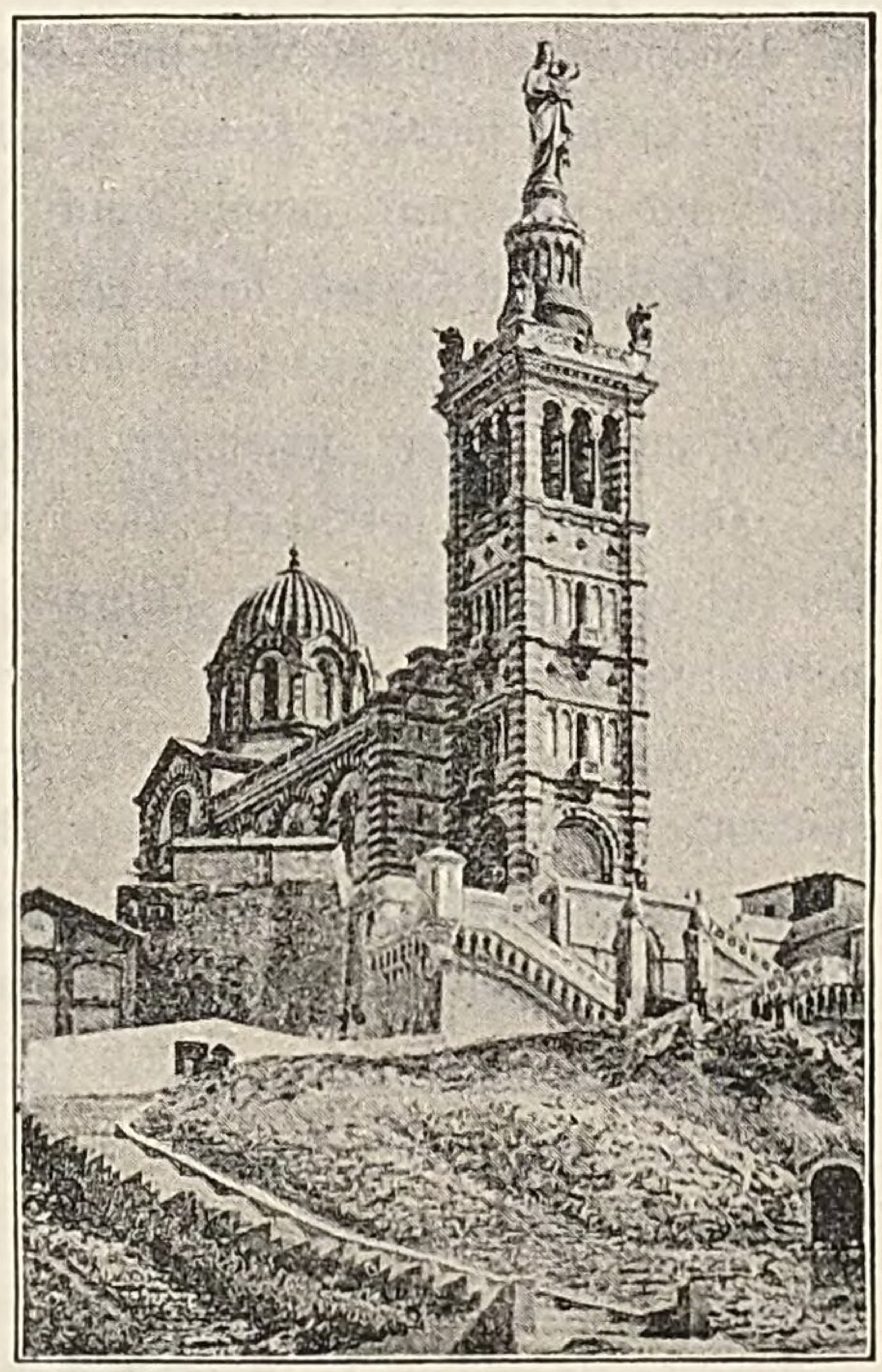
auf dem kleinen Eilande gesprochen werden, auch die trauten Laute unserer Muttersprache zu hören und sogar saubere Hotels mit deutscher Küche und deutscher Bedienung anzutreffen. Das Räthsel löst sich leicht. Ajaccio ist Winter-Curort geworden, wozu es durch sein Klima, das noch um vieles wärmer ist als das der Riviera, vorzüglich geeignet erscheint. Selten sinkt die Quecksilbersäule daselbst unter 6° Wärme, niemals unter 3°. Auch Regen und Wind sind selten, die hohen Schneeberge aber, die wie ein erhabenes Amphitheater die Stadt im Rücken einschließen, und der ewig blaue Ocean, der ihren Fuß bespült, ergeben ein Landschaftsbild, wie es schöner in Europa nicht gefunden werden kann.

Indeß nicht die Natur ist es, die hier in erster Linie uns fesselt, sondern die geschichtliche Erinnerung. Darum sind wir schon nach kurzer Rast unter freundlichen Landsleuten wieder auf den Beinen.

Vorüber an einem umfangreichen Denkmal, welches den mächtigen Zwingherrn inmitten seiner vier Brüder in Lebensgröße darstellt, gelangen wir durch ein enges, finsteres Gäßchen auf einen kleinen, auffällig stillen Platz, der nach Lätitia, der berühmten Mutter des großen Corsen, benannt ist, denn wie alle großen Männer, hatte auch dieser letztere eine große Mutter.

Eine einfache Tafel kennzeichnet hier das Geburtshaus Napoleons. Es ist ein stattliches, dreistöckiges, im Uebrigen aber schmuckloses Bürgerhaus. Zur Zeit steht dasselbe völlig leer, „in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grausen". Ein altes Weib kommt herbeigehumpelt, uns zu öffnen. Knarrend dreht sich der Schlüssel in dem verrostetem Schlosse. Wir treten ein. Es weht uns wie Grabesluft entgegen. Mit leisem Schauer steigen wir über die ächzende Treppe empor zum ersten Stock, wo die Eltern des gewaltigen Cäsaren ihre Wohnung hatten. Die verschiedenen Räume, die pietätvoll in dem Zustand belassen wurden, in welchem ihre Insassen sie einst verließen, athmen durch ihre nicht glänzende, aber geschmackvolle Einrichtung noch jetzt den Geist der einstigen, beiläufig bemerkt auch durch körperliche Reize hervorragenden Hausfrau, die bei ihrer Verheirathung kaum fünfzehn Jahre zählte.

Still, gleich als gälte es, die Geister der Verstorbenen nicht wieder heraufzubeschwören, gleiten wir an den Gegenständen hin, die unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Da eine Weihnachtskrippe mit reizenden Elfenbeinfiguren, vor der der junge Leu wohl einst in Andacht stand, ehe er nur noch den einen Götzen anbetete, der er selbst war. Dort das Clavier, ein altes Spinett, auf dem die zarten Händchen spielten, ehe sie Hunderttausende unschuldige Menschen zum blutigen Todesreigen riefen. Da auch ein Bildniß von dem Gewaltigen aus früher Jugend, ein feines, blasses Lockenköpfchen, an welchem nur die unheimlich großen nachtdunklen Augen zu Propheten seiner Zukunft werden. Im eigentlichen Geburtszimmer ein alter, verschossener Teppich mit Schlachtenscenen aus den wilden Kämpfen um Troja, wie sie ein Homer besungen. Darnach hat so zu sagen der wilde Genius des Krieges schon an seiner Wiege gestanden, wie denn charakteristischer Weise auch über seine Taufe berichtet wird, daß er sich mit einem bei einem Säuglinge ungewöhnlichen Ungestüm gegen das geweihte Wasser sträubte, welches ihm der Priester aufs Haupt sprengen wollte, ein Sinnbild des Hasses, den er späterhin allem kirchlichen Wesen gegenüber an den Tag legte bis dahin, wo er als müder, gebrochener, geächteter Mann auf dem kahlen Felsen von Helena sterbend erkennen mußte, daß es doch noch einen mächtigeren Willen gab als den seinigen. —



Kirche Notre-Dame de la garde am Hafen von Marseille.

In ernstem Sinnen treten wir wieder aus dem weltgeschichtlichen Hause und davon kommen wir gewiß selbst dann noch nicht los, nachdem wir auf einem nach Frankreich hinüberfahrenden Dampfer von dem Eilande Abschied genommen haben. Zeigt sich dasselbe doch noch lange Stunden nach unserer Abfahrt dem rückwärts gewandten Auge. Das Bündel spitzer, drohender Nadeln, das seine gebirgige Masse alsdann mitten in der großen Wasserwüste des Oceans darstellt, gemahnt ja noch einmal lebhaft an all die Schrecken, die von da aus wie ein Gewitter über eine halbe Welt zogen, und wenn jetzt die sinkende Sonne die alten Felsen mit düstrem Roth färbt und roth auf einmal auch die weite Meeresfluth umher erscheint, dann ist es uns wohl gar, als ob auch all die Ströme von Blut, welche Corsika vormals von den Völkern Europas forderte, wieder zum Vorschein gekommen wären.

Fast erschreckt ziehen wir uns in unsere Cabine zurück und athmen erst wieder auf, wenn am Morgen das düstre Eiland hinter uns verschwunden ist und mitten aus dem Häusermeer Marseille's von stolzer, weißer Kreideklippe herab uns die im jungen Sonnenschein funkelnde goldene Riesenstatue der Mutter Gottes mit dem Kinde grüßt, die dort als Sinnbild des Ewigen und Unvergänglichen trostreich hinausschaut auf die wechselvollen Wogen des Oceans.

Schatzgräbers Leid und Freud im dunklen Erdtheil.

Ochsenwagenreisen in Deutsch-Südwest-Afrika.

Sie sind ausgestorben die wunderlichen Männer, die einst um mitternächtige Stunde beim düsteren Licht der Laterne und unter allerhand Zaubersprüchen in altem Gemäuer nach Schätzen zu graben pflegten. Und doch nein, sie leben noch, nur in anderer, mehr moderner Gestalt, als Goldgräber und Erzsucher, die statt auf Aberglauben, auf Wissenschaft fußen, statt der Wünschelruthe den Steinhammer, statt der Beschwörungsformeln die Dynamitpatrone verwenden. Wie könnte es auch anders sein, nachdem dem menschlichen Geschlecht die Sucht nach dem „rothen“ Metall förmlich angeboren erscheint und die Bethätigung derselben sich wie ein rother Faden durch die ganze Weltgeschichte hindurch zieht, von den Argonauten, die das goldene Vlies zu holen ausrückten, bis herab auf den grimmen Hagen, der um des Nibelungenhortes willen sein Leben lassen mußte.

In unserer Zeit ist dieser Zug fast stärker noch, als je zuvor. Man erinnere sich nur an das staunenswerthe, in mancher Hinsicht

freilich haarsträubende Leben und Treiben, welches sich vor Jahren in Californien, das damals noch eine Einöde war, über Nacht entwickelte. Heutzutage geht der Strom der Golddurstigen nach Australien und neuesten Datums auch nach Südafrika. In Transvaal, dem friedlichen Bauernstaate, auf dessen weiten, baumlosen Hochebenen bis vor Kurzem nur Herden von Springböcken oder langhalsigen Giraffen und da oder dort ein einsames Farmerhaus sichtbar wurden, herrschen mehrfach bereits amerikanische Verhältnisse. Zu Fuß, zu Pferd, in Postkutschen und auf Leiterwagen kommen sie an in täglich wachsenden Schaaren, die Abenteurer aus aller Herren Länder, verwetterte und verwegene Kerle, denen man es ansieht, daß ihnen Cognacflasche und Revolver gleich geläufig sind. In fieberhafter Thätigkeit wird die jungfräuliche Erde durchwühlt, schwindelnd rasch werden aus Bettlern Millionäre. Im gleichen Tempo steigen freilich auch die Preise in den wie Pilze aus der Erde emporgeschossenen Städten und — die oft an Wahnsinn grenzende Verschwendungssucht. 5, 8, 10, ja 20 Mark für eine Flasche Bier zu fordern tragen häufig die Händler ebenso wenig Bedenken wie die Gäste zu zahlen. In Kapstadt, wohin diejenigen, denen das Glück hold war, vielfach zur Erholung gehen, treibt der Uebermuth voller Taschen oft genug die ergötzlichsten Blüthen. So hausten in einem dortigen Hotel vor einiger Zeit zwei Individuen, die, als sie selbst unfähig waren, noch mehr Champagner zu trinken, solchen in Wassereimer gossen und sich gegenseitig über die Köpfe schütteten.

Neuerdings beginnt das Goldfieber sich auch nach der jungen Besitzung Deutschlands im Westen von Südafrika fortzupflanzen. Vor wenigen Jahren fanden daselbst australische Diggers — dies die überall, wo die englische Zunge herrscht, übliche Bezeichnung der Metallsucher — in Malachit, dem bekannten grünen, auch als Halbedelstein verwendeten, in jener deutschen Colonie ungemein häufig auftretenden Kupfererze, einige recht hoffnungsreiche Goldspuren und wenig später waren auch schon mehrere von schnell gegründeten Gesellschaften entsandte Expeditionen unterwegs. Bei den ganz eigenartigen Verhältnissen in Lüderitzland müssen aber die Erfahrungen, die auf diesen Reisen gemacht worden sind, auch von dem gewöhn-

lichen Goldgräberleben nicht wenig abweichen und deshalb dürfte eine Schilderung derselben Interesse genug gewähren.

„Schatzgräbers Leiden im dunklen Erdtheile" beginnen schon in der Heimath, denn da das Ziel der Reise mehr oder minder eine fast menschenleere Wüste ist, so gilt es, bei der Ausrüstung die verschiedenartigsten Dinge zu beschaffen, vom Medecinkasten, dem transportablen Küchenherd und der Feldschmiede, auf der die Gesteinsbohrer geschärft werden, bis zum Sohlenleder für Stiefelreparaturen und der Haarscheermaschine herab. Dabei ergeht es aber leicht, wie so oft im Leben, daß man sich mit vielem Unnützen belastet und das gerade vergißt, was man dann drinnen in der Abgeschiedenheit der Wildniß am nöthigsten hätte und mit Schmerzen entbehrt.

Ist endlich der ganze schwerfällige Reiseapparat zusammengestellt, so zeigen sich neue Schwierigkeiten. Deutschland hat da drunten in Südafrika wohl eine Colonie, aber leider keine directe Dampferverbindung dahin, ähnlich wie ein Bauer, dem ein Feld zufällt, ohne daß er auch eine Zufahrt erhält. Man muß über Kapstadt reisen, was einen Umweg von rund 700 englischen Meilen darstellt. Nun ist zwar die Seefahrt bis zur Tafelbai hinab mittelst der schönen, großen englischen „Cape-Steamer" eine recht angenehme, nach all dem Laufen und Besorgen und Ueberdenken von vorher die beste Erholung, dafür steht es indeß mit dem Weiterkommen von Kapstadt aus um so mißlicher. Für dieses hat sich in unserem Dampfzeitalter noch die sonst fast auf den Aussterbeetat gesetzte Segelschifffahrt erhalten. Alle zwei Monate geht ein Fahrzeug nach Walfischbai, dem Haupthafen an der neudeutschen Küste. Dasselbe ist indeß kein stolzer Dreimaster, sondern kaum größer als einer der bekannten Berliner „Aeppelkähne", welche die Spree befahren, zudem, wie man behauptet, auch so altersschwach, daß er von keiner Schiffsversicherung mehr angenommen wird.

Eine Besichtigung, die wir vornehmen, ehe wir das Sündengeld von 200 Mark für die Passage auf dem unscheinbaren Kasten erlegen, vermag uns natürlich das Herz nicht besonders leicht zu machen, obwohl uns die schlauen Rheder an Bord mit Sect tractiren lassen.

Der „Salon", zu dem eine halsbrecherische Stiege wie in ein Bergwerk hinunter führt, ist so eng, daß man sich kaum drinnen umdrehen kann. Licht- und luftlose Schränke in den Holzwänden, in denen man genau wie in einem Sarge liegt, bilden die Schlafräume. Unter der Diele befindet sich das immer gut gefüllte Pulver- und Dynamitmagazin, so daß man, falls ein Blitz einschlägt oder ein Brand ausbricht, wenigstens Aussicht hat, rasch ins Jenseits befördert zu werden.

Doch was hilft alles Sträuben, wir müssen uns dem traurigen Vehikel anvertrauen, wollen wir unseren Bestimmungsort erreichen. Da — neues Mißgeschick! Der Südwind, mit dem wir allein vorwärts kommen können, will sich nicht zeigen. Wir sind gezwungen, von einer Woche zur andern zu warten, und verzehren uns in Ungeduld. Endlich springt der hartnäckige Nord um und schon eine Stunde nach diesem mit Jubel begrüßten Ereigniß wird unsere Nußschale von einem pustenden Schnelldampfer aus der Tafelbai hinaus auf die hohe See gezogen. Wie lange wir dort draußen weilen werden, wer will das sagen? 5 Tage oder ebenso viele Wochen? Denn zwischen solchen Extremen pflegt sich unser Segler zu bewegen. Da heißt es, sich mit der Resignation eines Brahminen wappnen und ebenso mit Todesverachtung die elende Kost hinunterwürgen, die auf derartigen unzeitgemäßen Fortbewegungs-Instituten Mode ist, das grobe, in seiner scharfen Beize fast versteinerte amerikanische Salzfleisch, die zu dickem Brei eingekochten Bohnen, den übelriechenden gebratenen Fisch u. a. Zum Glück gibt es mitten in diesen unvermeidlichen Uebeln doch wenigstens einen Lichtblick; das ist der Kapwein, den der Capitän schon mit Rücksicht auf seinen eigenen echt seemännischen Durst in vortrefflicher Qualität mit sich führt.

Ein derartiger Trostspender ist uns schon nöthig wegen der wahrhaft tödtlichen Langweile auf solcher Segelfahrt, die, mit dem bekannten Münchner Bilderbogen zu reden, in der That „ein Vergnügen eigener Art" vorstellt. Fällt doch der Wind, der Anfangs, nachdem unser Schlepper uns verlassen, mit so vollen Backen in die von flinken Theerjacken rasch auch auf den obersten Raaen entfaltete Leinwand hineinblies, vielleicht schon nach wenig Stunden ab und

nun sehen wir leicht noch nach 3 und mehr Tagen den alten Tafelberg und selbst die weiße Stadt an seinem Fuße unweit hinter uns. Träge, wie im Schlafe nickend, balancirt unsere Arche von der einen Seite auf die andere und die Meeresfluth, die tiefschwarz und doch bis in große Tiefe durchsichtig erscheint, singt schlingernd und gurgelnd das Wiegenlied dazu. Um nicht auch dieser allgemeinen Lethargie zu verfallen, greifen wir zur Angel und ziehen bald einen der hier massenhaft vorkommenden, hechtartigen Snoeks (spr. Snucks) um den anderen empor. Schreiber dieser Zeilen hatte bei solcher Beschäftigung eines Tages sogar das Glück, einen jungen, etwa 80 cm. langen Menschenhai zu fangen. Der Bursche zappelte nicht wenig, während er heraufgewunden wurde und schlug selbst noch auf Deck liegend wüthend um sich. Er war von geradezu entzückender stahlblauer Färbung. Leider stürzten die abergläubischen Matrosen wie der Blitz herzu und zerstampften das Prachtexemplar, ehe es ein Glas mit Spiritus aufnehmen konnte. Im Magen des gefräßigen Thieres fand sich nichts als etwas Wasser, Sand und ein winziges Fischlein. Der bittere Hunger mochte es also ins Verderben geführt haben.

So rasch, wie die eben beschriebene Windstille eintritt, so rasch ist sie in manchen Fällen auch wieder verschwunden. Die eben noch so schlaff hängenden Segeltücher blähen sich von Neuem auf, das Fahrzeug reckt und streckt sich wie ein erwachender Renner und gleitet bald leicht wie ein Schwan über die jetzt gleichfalls lebendig gewordenen, rauschenden und schäumenden Fluthen. Nun sind wir freilich für allen Aerger entschädigt, denn dieses sanfte Dahinschweben ist ohne Zweifel die schönste Fortbewegung, die sich denken läßt. Sie erzeugt ein wahres Lustgefühl, wie die flotteste Schlittenfahrt nicht. Der Segler ist in diesem Punkte dem Dampfer eben doch über.

Allerdings jubelt man dann manchmal zu früh. Die Brise wird gern zum Sturme, der den kleinen Schooner nur zu rasch in die größte Bedrängniß bringen kann. Auch dies erlebte der Verfasser bei seiner Reise. Als er eines Nachts mit dem von seinem Abendtrunke noch nicht recht nüchternen Capitän, den man geweckt hatte, weil das Schiff zu viel Segel trage, auf Deck eilte, stiegen rechts und

links hohe Wogen mit blinkenden Gischtköpfen auf. Bald warfen sich auch furchtbare Sturzseen über Bord und ergossen sich einem Wasserfall ähnlich mit Getöse in den Salon hinunter. Bei Anbruch des Tages, der den entsetzten Blicken nach allen Seiten hin ein furchtbar aufgeregtes, wild gährendes Meer zeigte, wurde die Sache wirklich prekär. Eine mächtige Springfluth riß das außer Bord hängende Rettungsboot los, daß es im Wasser schleifte und sich alsbald das ganze Schiff völlig auf die Seite legte. Die auf Deck zusammengedrängten wenigen Passagiere vermochten sich trotz ihrer Todesangst kaum noch an irgend einem Gegenstande anzuhalten, um nicht in die wüthende See hinausgespült zu werden. Sie standen bis an den Leib im Wasser. Dazu eine offene Meuterei unter der Mannschaft, deren Einer den abermals völlig betrunkenen Capitän sogar am Halse würgte. Es war ein allgemeines Schreien und Fluchen, das kaum vom Brüllen des Oceans übertönt wurde. Zum Glück gelang es einem todesmuthigen Matrosen schließlich noch, das verhängnißvolle Boot völlig loszuschlagen, so daß das Schiffchen sich wieder emporrichten und den Kampf mit der See von Neuem aufnehmen konnte.

Was es unter derartigen Verhältnissen heißen will, wenn endlich, endlich das ersehnte Land auftaucht, läßt sich denken. Das Glück ist groß, auch wenn sich das, was sich nun dem Auge zeigt, in Wahrheit noch ungleich trostloser darstellt, als man sich gedacht. Gewiß, die Erde, oder doch der ganze schwarze Continent hat kein öderes Stück, als das, was wir vor uns sehen. Die Mangrovesümpfe von Kamerun sind sicher nicht schön, aber sie bieten dem Blick doch mindestens noch etwas Grünes. Hier dagegen gleiten wir an einer zwar imposant hohen, jedoch absolut nackten, grell-gelbbraun schimmernden, wallartigen Erhebung, einer riesigen Dünenkette hin. Das ist der erste Eindruck, den wir von „Neudeutschland" empfangen. Er wirkt gewiß auch auf den eifrigsten Colonialenthusiasten wie ein kalter Wasserstrahl. Doch siehe, dort gibt es wenigstens eine kleine Unterbrechung der grausigen Monotonie dieser Uferlandschaft. Am Fuße eines der höchsten der erwähnten Sandberge stehen mehrere weißschimmernde Häuschen, von deren einem gar die schwarz-weiß-rothe Flagge weht.

Das ist die Export-Schlächterei der „deutsch-westafrikanischen Compagnie", eines Actienunternehmens, welches vor einigen Jahren zu dem Behufe gegründet wurde, den sehr bedeutenden Viehreichthum dieses Theiles von Afrika nach südamerikanischem Vorgang auszubeuten. Die Anlage des Etablissements ist völlig fachmännisch durchgeführt. Es fehlt beispielsweise nicht an einem Räucherthurm, einem Küfer-, einem Eishaus, einer kleinen Dampfmaschine u. s. w. Tüchtige Metzger, mit der Herstellung von Rauch- und Pöckelfleisch wohl vertraut, wurden in Hamburg engagirt. Wenn trotzdem lange Zeit die Sache nicht recht einschlagen wollte, so lag dies wohl mehr an der geringen Erfahrung, die wir deutschen Stubenhocker bisher noch in colonialen Dingen hatten. Neuerdings sollen die Aussichten der Gesellschaft günstiger sein.

Wenn schon der Anblick der eben erwähnten Niederlassung unseren Muth wieder etwas hob, so thut dies noch mehr ein eigenartiges Bild, das nur wenige Stunden später erscheint. Auf einer ausgedehnten, von bleichen Strandseen, an denen unbeweglich, wie Statuen, zahllose prächtig weißrothe Flamingos stehen, durchsetzten Sandfläche erhebt sich unweit vom Meer ein halbes Dutzend kleiner Holzhäuschen mit einem Kirchlein davor. Das Ganze ist unansehnlich genug und macht in der großen Oede und Weltverlassenheit, die uns an dieser traurigen Küste überall ins Gesicht starrt, doch einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Wir sind vor Walfischbai, der „Hauptstadt" der kleinen Enclave angekommen, welche England da draußen mitten im deutschen Besitzthum noch behauptet.

Natürlich verfehlt auch unser Erscheinen nicht, dort, wo man so selten ein Lebenszeichen aus der großen Welt erhält, freudiges Aufsehen zu erregen. Kähne schwimmen heran, wir fühlen uns umarmt und gedrückt und schließlich im Triumph ans Land geführt. Was die Miniaturresidenz zu bieten vermag, wird uns geopfert. Viel ist das freilich nicht. Wir müssen vielleicht in Ermanglung anderer verfügbarer Räume unser Quartier gar in dem kleinen Gotteshause aufschlagen. Aber ein guter Trunk wird uns überall aus den kleinen Wohnungen entgegengebracht und zwar mit deutschen Grüßen, denn außer dem englischen Gouverneur, der für seine Person seltsamer

Weise den Namen „Magistrat" führt, ähnlich etwa, wie man in Berlin „Herr Gerichtshof" sagt — finden wir in der Regel in Walfischbai nur Landsleute, meist Händler, welche europäische Waaren gegen Landesprodukte bis weit ins Innere hinein umsetzen.

Freilich alle diese Liebenswürdigkeit vermag uns nicht der schweren Sorgen zu entheben, die uns bezüglich unserer Weiterreise drücken. Denn daß diese letztere keine leichte sein werde, läßt sich bereits nach dem ersten Eindruck, den wir vom Lande empfangen, ahnen. Und in der That, kaum irgendwo auf der Erde dürfte das Reisen erschwerter sein, als hier, wo zu dem Mangel an menschlichen Wohnungen, an Wegen, an Wasser noch ein zwischen großen Extremen sich bewegendes Klima u. a. sich gesellt.

An Fußwanderung ist natürlich nicht zu denken. Aber auch Reiten geht nicht wohl an, trotzdem im Lande ein billiges, zwar wenig ansehnliches, indeß unglaublich ausdauerndes Pferd gezogen wird. Es bleibt nur der Ochsenwagen, der so zu sagen das Schiff der südafrikanischen Wüste vorstellt. Derselbe ist eine Erfindung der vor etwa 200 Jahren nach der untersten Partie von Afrika gekommenen, im Colonisiren überaus praktischen holländischen Boeren (spr. Buren). Obwohl, flüchtig betrachtet, dem ehemals bei uns üblichen Frachtwagen täuschend ähnlich, namentlich ebenfalls wie dieser mit einem mächtigen leinenen Plandach versehen, weicht er doch bereits nach seiner Herstellungsweise von demselben ab. Bei der ungemein trocknen Luft jener Gebiete, in welcher beispielsweise Eisen gar nicht rostet und den Menschen die Lippen aufspringen sowie die Nasenschleimhäute derart eintrocknen, daß man das Gefühl bekommt, als sei das edle Riechorgan in eine ausgebrannte Esse verwandelt, wo der Durst zur Wasserflasche greifen läßt, wenn man eben erst getrunken, würde ein gewöhnlicher Leiterwagen kaum Tage lang aushalten. Das Holz muß im Lande gewachsen sein — zumeist stammt es von den dortigen überaus zähen Akazienarten — und außerdem noch mindestens 10 bis 15 Jahre gelagert haben. Einen guten Ochsenwagen zu bauen, ist eine wahre Kunst und genießen in dieser Hinsicht manche Stellmacher in der Kapcolonie einen Ruf etwa wie bei uns berühmte Klavierfabrikanten, wenngleich sie es

bis dahin, daß sie sich Ochsenwagenhoflieferanten tituliren könnten, zur Zeit noch nicht gebracht haben. Nach diesen Angaben wird man sich nicht wundern, daß ein solches Vehikel auch sehr kostspielig ist. Preise von 1500 und selbst 2000 Mk. sind nichts Ungewöhnliches.

Dafür ist der afrikanische Ochsenwagen aber auch ein wahres wandelndes Haus, eine Hotel-Ambulanz. In seinem geräumigen Innern finden nicht nur alle die vielen Tauschwaaren, die man für eine längere Tour braucht, sowie der nöthige Proviant, Kaffee, Reis, Kartoffel u. dergl. Platz — der Schnapsfäßchen und Kisten mit Flaschenbier nicht zu gedenken — sondern eine über diesem Waarenlager angebrachte matratzenartige Vorrichtung, die man gewünschten Falls selbst mit Kissen und Betten belegen kann, gewährt dem Reisenden sogar ein wirkliches Lager, neben welchem in Taschen oder Oesen auch seine nöthigsten Utensilien, als Revolver und Gewehr, Feldstecher, Karten u. s. w. untergebracht sind. Es wird eben aller verfügbarer Raum ausgenützt, denn unter dem Wagen zwischen den massigen Achsen, hängen noch Kochgeschirre, die allgemein üblichen, dreifüßigen eisernen Kessel, Wassereimer und dergl., während hinten über dem Schleifzeug die beiden Tonnen stehen, welche das Unentbehrlichste, das Wasser, enthalten. Wehe, wenn man sie vergäße oder verlöre, die ganze Expedition könnte zu Grunde gehen! Das wohlthätige Naß findet sich übrigens auch noch in großen, breiten Taschen aus wasserdichter Leinwand, die durch ein oben angebrachtes Mundstück in primitive Trinkflaschen verwandelt werden. Diese sonderbaren Apparate hängen an den Wagenbäumen, um immer gleich zur Hand zu sein.

Nicht weniger Beachtung, als das Fahrzeug selbst, verdienen die Zugthiere, mittelst deren man dasselbe fortzubewegen pflegt. Es sind Ochsen, aber was für welche! Denn — was man gemeinhin nicht zu beachten pflegt — es ist auch zwischen Ochsen und Ochsen ein großer Unterschied. Die neudeutschen oder sagen wir — um nicht etwa falsch verstanden zu werden — südwestafrikanischen Ochsen bilden so zu sagen die Crême der gesammten gehörnten Race, die Elite, den Adel unter allem, was da wiederkäut in weiter Welt. Es ist ja freilich nicht zu leugnen, daß die Ochsen auch anderwärts von

jeher eine große Rolle gespielt haben. Erachtete es doch einst selbst der allgebietende Zeus nicht unter seiner Würde, im Interesse seiner verliebten Abenteuer einen Ochsen zu spielen, was seitdem bei Liebenden genug Nachahmung gefunden. Der Sonnengott hielt sich sogar geheiligte Rinder, welche bekanntlich Gefährten des Odysseus zu ihrem Verderben ganz wie simples Rindfleisch verzehrten. Im alten Aegypten wohnte ein Stier als Apis in einem Tempel. Die Kinder Israels umtanzten ein goldenes Kalb. Was aber die Neuzeit betrifft, nun so wären die Engländer vielleicht nicht die, die sie sind ohne die Ochsen, d. h. ohne die kraftvollen Beefsteaks, die jene liefern, und die Spanier kämen ohne die Thiere, welchen sie ihre Stierkämpfe verdanken, um ihr einziges Vergnügen. Das Alles reicht indessen nicht entfernt an die Bedeutung, welche der Ochse dort unten in Südafrika erlangt hat. Er ist für dieses Gebiet das, was die Locomotive für Europa, das Kameel für das Morgenland, der Zughund für die arktischen Regionen. Er hat sich selbst um die Wissenschaft der Erdkunde große Verdienste erworben, denn ohne ihn wären alle die Reisen, denen wir die Kenntniß jener riesigen Steppen verdanken, unmöglich gewesen.

Der südwestafrikanische Ochse ist aber auch ein Prachtthier, schon durch seine ungeheuren, etwa 1 m hohen, nadelscharfen Hörner, wie sie keinem andern Rinde in der Welt geworden. Unter dieser mächtigen Krone tritt der zierliche Bau des schmalen, fast an eine Antilope erinnernden Kopfes nur um so auffälliger hervor. Ganz besonders bedeutsam müssen jedoch die breiten, stahlharten Hufe heißen, die allein im Stande sind, dem scharfen Steingrus, mit dem ein großer Theil des Landes bedeckt ist, Stand zu halten.

Dies das Aeußere des Thieres. Was nun seinen Charakter anlangt, so stimmt derselbe damit völlig überein. Er ist wild, hart und störrisch. Wie könnte es auch anders sein, da der südwestafrikanische Ochse nicht im friedlichen Stalle geboren wird und heranwächst, sondern draußen auf der rauhen Steppe, die bei Tag einer versengenden Glut, Nachts aber einer durchdringenden Kälte ausgesetzt ist. Hier lebt der junge Stier ohne alle Pflege, ja fast ohne Hüter, bis eines Tages der Mensch kommt, ihn sich dienstbar zu machen.

Da gibt es dann einen heftigen Kampf. Das durch seine grenzenlose Freiheit verwöhnte Ungethüm rast und tobt, bis es sich endlich doch dem unentrinnbaren Lasso unterwirft. Indeß wenn es auch schließlich gelernt hat, das verhaßte Joch zu tragen und den schweren Wagen zu ziehen, etwas von der ursprünglichen Art haftet ihm gleichwohl fürs ganze Leben an. Nur widerwillig folgt es, wenn es von der Weide oder der Tränkstelle weg der Deichsel entgegengetrieben wird. Sein Ingrimm macht sich dabei oft in einem Gebrüll Luft, das mehr an einen Löwen denn einen zahmen Wiederkäuer gemahnt. Mitunter bricht auch einer aus der mühsam gesammelten Schaar aus und setzt mit tollen Sprüngen eine steile Höhe hinan, so daß das von den Eingeborenen unter betäubendem Geschrei in Scene gesetzte Wiedereinfangen oft stundenlang währt. Ja, manchmal sucht in einem unbewachten Augenblicke sogar die ganze dickköpfige Gesellschaft das Weite, was eine Unterbrechung der Reise von mehreren Tagen verursachen kann, so daß der holländische Colonist, wenn er davon redet, daß er um die oder die Zeit eine Reise unternehmen will, nie vergißt hinzusetzen: „so die Herre will un die Osse kumm" (so Gott will und die Ochsen kommen).

Leider nur geht die Sache selbst, wenn endlich alle Zugthiere — man spannt immer 18—24 Stück vor einen einzigen Wagen — an das lange, von der starken Deichsel auslaufende lederne Zugseil befestigt sind, nicht immer glatt weiter. Die tückischen Bestien schlagen mit dem schweren dicken Schwanz oder den furchtbaren Hufen nach ihren Leitern, ja versuchen, indem sie mit dem bösartig funkelnden Auge den rechten Augenblick erspähen, mitunter selbst die Kraft der spitzen Hörner, mittelst welcher sie in vielen Fällen schon den König der Thiere, den Löwen, bewältigt haben sollen. Pferden, die sich ihnen arglos nähern, pflegen sie mit Vorliebe Stöße zu versetzen, daß die Eingeweide aus dem Leibe quellen.

Abgesehen von diesen Unarten muß man jedoch den Thieren das höchste Lob zollen. Sie sind fast unverwüstlich. Halbe Tage lang schleppen sie das plumpe Gefährte über Stock und Stein und so unmäßig sie fressen, wenn Futter genug vorhanden, ebenso verstehen sie im Nothfalle ein und selbst zwei Tage lang zu hungern

und zu dürsten. Unzählige von ihnen sind auf dem unheilvollen Boden in treuer Pflichterfüllung untergegangen, wie die weißen Gebeine bezeugen, die vielfach herumliegen.

Dafür haben sie aber auch die Genugthuung, daß die Menschen ihnen eine wahrhaft zärtliche Fürsorge angedeihen lassen, wohlverstanden nicht etwa während des Dienstes. In dieser Zeit stehen sich eben beide Parteien feindselig gegenüber, bezahlen sich gegenseitig mit gleicher Münze. Während der Ochse brüllt, stößt und ausschlägt, wird er von seinen Herren mit Füßen in die Seite gestoßen, mit Steinen geworfen, mittelst der ungeheuer langen scharfen Giraffenhautpeitsche geschlagen, daß das Blut ausspritzt, am Schwanz gezerrt und im höchsten Affect selbst — in den Schwanz gebissen, wozu allerdings nicht nur der Appetit, sondern auch das unvergleichliche Gebiß eines Wilden gehört. Von diesen kleinen Intermezzos abgesehen, kann es Niemand besser haben als ein solcher Ochse. Läßt er Zeichen von Müdigkeit erkennen, wird die Reise alsbald unterbrochen, und wenn sonst etwas auf dem Spiele stände. Kommt man zu einem Wasser, so ist die erste Sorge, daß **er** zu trinken hat. Und wer sich eines tüchtigen Gespannes rühmen kann, der wird bald selbst im ganzen Lande berühmt, etwa wie bei uns der Besitzer edler Racepferde.

Man kennt jetzt etwas das in Lüderitzland allein verwendbare Fuhrwerk. Wir können also die Reise, die wir im Geiste unternehmen, antreten. Die Peitschen knallen, die halbwilden Hunde, die wir für den Wachdienst unterwegs mitgenommen haben, bellen und tanzen vor Thatendrang, der Neger, der dem vordersten Ochsenpaare als sogenannter „Leiter" voranzuschreiten pflegt, stellt sich auf seinen Posten, der „Treiber", meist ein Hottentott, springt auf den Kutschersitz und fort geht's, in das öde, unbekannte Land hinaus. Von weitem sieht sich der merkwürdige Zug freilich nicht besonders schön an. Er erinnert etwa an einen Heerwurm, der im Schneckengang über das weite Feld schleicht. Das hindert nicht, daß wir uns, falls wir nicht etwa vorziehen, zu Pferde neben dem Wagen her zu sprengen, im Innern des letzteren recht wohl befinden. Vor unseren Augen tanzen die vielen Hörner der langen Ochsenreihe durch einander und schlagen

klappernd zusammen, der Lenker aber amüsirt uns durch das fast nie aussetzende Zwiegespräch, das er mit den Thieren führt, indem er bald dieses wegen seines Fleißes lobt, bald jenem ein ganzes Sündenregister vorhält. Dabei hat er für jedes einen besonderen, möglichst hochtrabenden Namen. Das eine heißt „Schwarzkerl" (swartboy), das andere „großer Teufel", „Gladstone" u. s. w. Die guten Menschen glauben, den berühmtesten Zeitgenossen eine Ehre zu erweisen, wenn sie ihre hochgeschätzten Zugthiere nach ihnen taufen.

Die ganze Reiseart gefällt uns. Wo ist in unserem überhastenden Dampfzeitalter noch eine so urgemächliche Fortbewegung möglich! Fehlt doch derselben auch eine gewisse Romantik nicht. In der Regel wird alle 4—5 Stunden einmal ausgespannt. Die „Beesters" — so titulirt man mit den Holländern allgemein die Ochsen — galoppiren dann unter übermüthigem Gebrüll auf die Weide, um den Wagen her aber entfaltet sich ein reges Treiben. Die farbige Bedienung schleppt eilfertig trockenes Holz oder, wo das nicht zu haben ist, den überall umherliegenden, durch die dünne Luft zu Stein erhärteten Ochsendünger herzu. Bald lodert ein lustiges Feuer, das dazu dienen muß, das Wasser in den rußigen Kochkesseln zum Wallen zu bringen. Wenig später ist der Kaffee fertig, der sofort von allen Anwesenden mit größtem Behagen geschlürft wird. Bildet er doch das Nationalgetränk dort zu Land, das manchen Stämmen, namentlich den Hottentotten, selbst den Schnaps zu ersetzen vermag. Man genießt den braunen Trunk aber auch nicht etwa in der homöopathischen Lösung des berüchtigten sächsischen „Bliemchen"-Caffees, sondern so stark, daß selbst eine Art Trunkenheit, eine hochgradige nervöse Erregung hervorgerufen werden kann. Beispielsweise consumirte vor Kurzem eine Abtheilung Hottentotten, welche einen von ihrem Stamme angekauften Sack Kaffee von der Küste nach dem nur acht Tage entfernten Lagerplatz bringen sollte, das bescheidene Quantum gleich auf dem Heimritt.

Vielfach gibt es zu dem duftenden Mokka auch frisches Brot, welches Einer rasch auf dem mitgeführten Backrost bereitet. Ist noch stärkerer Appetit vorhanden, so wird selbst ein Diner bald fertiggestellt. Ein Schuß tödtet ein Stück von dem Schlachtvieh, das

hinter dem Ochsenwagen drein getrieben wird. Während dessen ist Reis in den Topf gekommen, um mit dem Fleische zusammengekocht zu werden. Das Letztere pflegt dann freilich beim Genuß meist noch recht zäh zu sein, aber Hunger treibt ja, wie man sagt, selbst Bratwürste hinein. Die Kinder des Landes haben überhaupt Zähne, um selbst Knochen mit Leichtigkeit zermalmen zu können. Ist unterdeß etwa die Nacht hereingebrochen, so gibt es bei dieser Gelegenheit ein recht malerisches Bild, die Gruppen von schmausenden und bei diesem Geschäft vor lauter Vergnügen grinsenden Eingeborenen, beleuchtet vom hellen Feuerscheine, daneben der ungeschlachte Wagen mit seinem hohen Plandache und den Rädern dick und schwer wie die einer Locomotive, ringsum aber, näher oder ferner, die Gestalten der noch grasenden oder bereits träg am Boden lagernden Stiere — wahrlich, das schönste Zigeunerquartier hat nicht mehr Poesie. Schließlich wickelt man sich wohl in die großen Ochsen- oder Wildfelle, die man im Lande trefflich zu gerben versteht, und erwartet den Schlaf. Die Temperatur ist vielleicht von 30° Wärme am Tage auf mehrere Grad unter Null gesunken, indeß die so trockne Atmosphäre läßt diese bedeutende Abkühlung nur wenig empfinden. Wir fühlen uns im Gegentheil ganz behaglich. Ueber uns glänzt der reiche Sternenhimmel der südlichen Hemisphäre, zur Seite schnarchen die Eingeborenen, das Wachtfeuer bäumt nur noch manchmal empor. Ringsum aber breitet sich mit majestätischem Schweigen die unermeßliche afrikanische Steppe. Kaum daß ab und zu der halbverwehte melancholische Schrei eines Schakals oder der gellende Ruf einer Hyäne unser Ohr trifft oder eine Schlange im nahen Busche raschelt. — Nur wenn eingeborene Hirten in der Umgegend sind, tönt wohl auch im zartesten Piano eine langgezogene Choralmelodie, wie sie den musikalisch hochbegabten Menschen von deutschen Missionären beigebracht wurden, einer Aeolsharfe ähnlich durch die stille Nacht:

„Das Haupt, die Füß' und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sei.
Herz, freu dich! Du sollst werden

Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frei."

Dann verläßt uns vollends alles Grauen, wir fühlen uns fast wie zu Hause und verfallen in den süßesten Schlummer, bis nach kürzerer oder längerer Frist der rauhe Ruf des „Treibers" erschallt: „inspann, Bas, inspann" (einspannen, Onkel — so wird man von den Untergebenen titulirt — einspannen). Jetzt springt alles auf die Beine, die Ochsen werden herbeigeholt und bald bezeichnen nur noch die glühenden Kohlen des Lagerfeuers die Stelle, wo wir gerastet, während der Wagen sich knarrend und ächzend in der Finsterniß verliert, denn man pflegt allgemein ohne Berücksichtigung der Tageszeiten zu reisen, da bei dem bewunderungswerthen Instinct der Eingeborenen an ein Verirren nicht zu denken ist, trotzdem, daß der Weg nur durch alte, mitunter völlig verwischte Wagenspuren angedeutet wird.

Fällt die Ruhepause in die Tagesstunden, so huldigt man nach eingenommener Atzung, zum Zeitvertreib oder um die Speisekammer zu füllen, wohl auch dem edlen Waidwerk, das in einem solchen Lande ein ganz anderes Vergnügen gewährt wie bei uns zu Hause. Denn nicht nur, daß man keine Jagdkarte benöthigt, nein, man braucht auch nicht zu befürchten, daß man tagelang umherläuft, ohne auch nur etwas Lebendiges zu sehen. Im Gegentheil ist der Wildreichthum da drunten in Neudeutschland erstaunlich. Löwen, Elefanten, Giraffen, Strauße, die sich dort ehemals gleichfalls in Menge fanden, sind allerdings fast ganz verschwunden, aber die ungezählten Massen von Antilopen vermochten selbst die modernen Hinterlader noch nicht wahrnehmbar zu lichten. So sieht man oft von dem etwa rehgroßen, überaus schmackhaften Springbock, der seinen Namen daher hat, daß er sich beim Laufen mittelst seiner langen dünnen Beine wie auf Federn fortwährend meterhoch in die Luft schnellt, Herden von 500, 1000 und selbst 10000 Stück. Was es für ein ganz unvergleichliches Schauspiel gibt, wenn mitten in eine so riesige Menge ruhig äsender Thiere plötzlich ein Schuß fällt und nun das Ganze wie rasend geworden davonstürmt, um im

nächsten Augenblick schon einem Traume gleich verschwunden zu sein, kann man sich denken.

Sehr dankbar ist auch die Jagd auf das gleichfalls in ungeheuren Schaaren vorkommende Vogelwild, namentlich Tauben von verschiedener Farbe und Größe, mehrere Arten von Feld- und Flughühnern sowie Perlhühner. Die letzteren, die bekanntlich einen ganz delicaten Braten liefern, zeichnen sich vor den bei uns künstlich gezüchteten durch einen großen hörnernen Sporn am Hinterkopf aus. Man überrascht ihrer oft einige Dutzend unter einem Akazienbaume, wo sie, dichtgedrängt, die abgefallenen reifen Schoten fressen. Leicht trifft man dann mit einem einzigen Schrotschusse ihrer ein halbes Dutzend und mehr. Auch die, welche sich auf die nächsten Bäume flüchten, holt man leicht herab, wenn man Hunde herbeischafft und diese zum Bellen bringt. Die überaus neugierigen Thiere strecken dann die Köpfe aus dem sie verbergenden Dickicht und werden so für das Rohr des Nimrods erreichbar.

Aus dem bisher Gesagten darf man jedoch keineswegs den Schluß ziehen, daß das Ochsenwagenreisen im Damaralande eine reine Vergnügungstour sei. Es fehlt an Schattenseiten nicht, die nun berührt werden sollen.

Zunächst ist das Terrain, obwohl vorwiegend Hochebene, doch nicht horizontal aufgebaut. Namentlich verursachen die meist schluchtartig in den Boden eingefressenen Flußrinnen große Schwierigkeiten. Eben noch rollen wir ganz bequem wie über ein Parkett dahin, da gähnt plötzlich ein enger Spalt vor unseren Füßen. Scharfe Felsnadeln säumen die senkrecht abgebrochenen Kanten rechts und links wie ein Pallissadenzaun. In der steilen Rinne eines Zuflusses bietet sich uns allein die Möglichkeit eines Niederstieges. Polternd und in allen Fugen krachend bewegt sich der meist schon unbeladen 25 Centner und mehr wiegende Wagen hinab. Furchtbares, grobes Steingeröll läßt ihn dabei wie ein Schiff schwanken, wenn nicht gar umfallen, ein Unfall, der uns inmitten der großen Wüste in ernste Verlegenheiten bringen würde. Oder die Ochsen werden auf dem scharfen Schotter wund. Vielleicht stürzen auch bei der Unordnung, in welche die lange Colonne auf dem steilen Hange nicht selten geräth,

einige nieder und werden von dem unaufhaltsamen Gefährte zermalmt.

Das Alles will indeß nichts bedeuten gegen die Beschwerden, welche die enorme Dürre des ganzen deutschen Schutzgebietes, das Deutschland an Ausdehnung mindestens um das Vierfache überragt, mit sich bringt. In dem unmittelbar an Walfischbai und die Küste sich anschließenden Stück, der gefürchteten Namib-Wüste, regnet es so gut wie nie, trotzdem daß man von der rasch ansteigenden Fläche überall auf das nahe Meer herunterblickt. Ein bis zwei Tage muß man dort fahren, ehe man ein Wasser findet. Nicht selten verliert man dabei seine sämmtlichen Zugthiere und kann dann auch selbst in Lebensgefahr kommen. Zum Ueberfluß wird die ungeheure Fläche auch durch das bekannte Symptom der Fata morgana, der Luftspiegelung, als echte Wüste gekennzeichnet. Man gewahrt da oder dort blaue Seeflächen, so täuschend, daß man seinen Irrthum erst einsieht, wenn man ganz nahe gekommen.

Weiter drinnen im Lande ändern sich die Verhältnisse insofern zum Bessern, als dort eine regelmäßige jährliche Regenzeit, während unseres Winters, eintritt. Dann überzieht sich das Erdreich mit einem allerdings dünnhalmigen und nur in einzelnen Büscheln wachsenden, jedoch bis zu einem Meter und mehr Höhe aufschießenden, ungemein fruchtbaren Grase, welches den Hunderttausenden von Rindern, die im Lande gezüchtet werden, das ganze Jahr hindurch Futter gewährt. Die Niederschläge selbst verdunsten indes rasch oder eilen in Form wilder Gießbäche, die so jäh auftreten, daß oft selbst arglose Karawanen durch sie gefährdet werden, in den tiefen Thalmulden wieder dem Meere zu. Nur verhältnißmäßig wenig davon sickert in den tiefen Sand ein, der das ganze übrige Jahr hindurch allein das Bett eines Flusses markirt, und bildet dort gegen die Tropensonne gehütete Reservoirs, die an manchen Stellen schon vor Jahrzehnten durch den Spürsinn der Eingeborenen erschlossen wurden und nun allgemein als Tränkplätze und Karawanenetappen dienen. Anderwärts freilich muß man in eigener Person im Boden nach ihnen graben, wie dies der Verfasser mit fieberhaft zitternder Hand und wahnsinnig vor Durst öfters gethan. Unter solchen Verhält-

nissen wird es natürlich höchst bedenklich erscheinen, sich von dem Ochsenwagen und den kundigen Eingeborenen zu entfernen. Schreiber dieses, der das einst in hitziger Verfolgung eines Rebhühnervolkes gethan, hätte dabei nahezu das Leben verloren. Nach längerem fruchtlosem Umherirren in der pfadlosen, unendlichen Steppe lag er bereits halb verschmachtet am Boden, als ihn ein treuer schwarzer Diener noch aufspürte und zum rettenden Wagen zurückbrachte.

Der Charakter der Wasserarmuth verleiht natürlich, wie gleich hier erwähnt sein mag, dem Gebiete auch sein eigenartiges landschaftliches Gepräge. Wohl steigen im Innern allenthalben schön geformte Berge inselartig aus den weiten Hochflächen beiläufig bis über 8000 Fuß empor, aber sie sind in der Nähe besehen nur kahle Schutthaufen aus Gesteinstrümmern. Nichts als vereinzelte Aloën und cactusähnliche, stachlige, stark giftige Euphorbien thronen auf ihnen. Einzig und allein in den Thalmulden zeigt sich ein mitunter allerdings urwaldartiger Bestand von Bäumen und Büschen, meist dichtbelaubten, aber scharfstachligen Akazien.

Viel weniger feindselig, als die Natur, zeigen sich in Damaraland die Menschen, vorzugsweise Neger und gelbfarbige Hottentotten, die zwar unter sich einen erbitterten Racenkampf führen, jedoch dem Fremden nicht so leicht zu nahe treten. Sie sind durchweg treffliche Viehzüchter, die mit oft unübersehbaren Heerden nomadisirend von einem Weide- und Wasserplatz zum andern ziehen und nach Bedürfniß sich Reisighütten erbauen, die sie höchstens zum Schutz gegen Sonne und Kälte von außen mit frischem Rinderdünger beschmieren. Feste Wohnplätze sind selten, doch findet man oft bei diesen mitten in den Flußbetten prächtige grüne Getreidefelder und üppige Gemüsegärten, die durch das unterirdische Wasser befruchtet werden, wohl die einzige Art, wie sich in dem weiten Lande auch agriculturell einiger Erfolg erzielen lassen könnte.

Nur in ganz vereinzelten Fällen, namentlich im Bereiche der sogenannten Rundloopers, streifender, nach Landesart wohlberittener und mit Hinterladern bewaffneter Hottentottenbanden, werden passirende Ochsenwagen wohl auch angehalten und „abgeladen", d. h. ausge-

plündert, wobei man im Falle versuchten Widerstandes mitunter selbst die begleitenden Europäer niederschießt. In raffinirter Grausamkeit ladet man dann die Unglücklichen zu gemeinsamem Kaffeetrinken ein und stellt sie darauf vor ein schnell bereitetes Grab, in das sie hineinsinken, wenn die nie fehlende Kugel getroffen.

Das ist in allgemeinen Umrissen das Leben eines Goldsuchers in Deutsch-Südwestafrika. Wohl ihm, wenn es ihm nach monatelangem Umherziehen in dem öden Gebiete und nach manchen abgefeuerten Dynamitpatronen, deren Explosionen die große Stille der Steppe seltsam unterbrechen, glückt, in dem wilden Felsenchaos, das, der einzige Vorzug dieses Landes, in der That reich an allerlei edlen Metallen ist, eine funkelnde Goldader bloßzulegen. Er kann dann vollberechtigt mit dem Dichter singen:

Lacht nach bangen Kummertagen
Mir ein freundliches Geschick,
Darf die Brust mit Jubel sagen:
Sei willkommen, Silberblick.

Auf Zone.

Kreuz- und Querzüge durch die Länder der Stefanskrone.

Wenn man bisher „auf Wort", „auf Ehre" und — in dem Verkehrsgebiete schneidiger Gardeleutnants sogar „auf Taille" zu schwören pflegte, so dürfte es neuerdings am Platze sein, dafür „auf Zone" zu sagen, denn in der That, die halbe Welt schwört bereits auf die Zone. Das ursprünglich griechische Wort, noch vor Kurzem nur von hochgelehrten Professoren der Erdkunde oder der Naturwissenschaft angewandt, ist jetzt im Munde der Handwerksburschen. Einer Seuche ähnlich ist die Zone in Europa eingebrochen. Unaufhaltsam schreitet sie vorwärts, hinweg über die Dämme, welche Generaldirectoren und Finanzminister ihr entgegenwerfen. Wie alles Große in der Weltgeschichte, hat sie ihren Ausgangspunkt im Osten, von wo die Sonne aufsteigt, genommen, hat mit dieser den „Zug nach Westen" angetreten, die große Siegesbahn, welche die ganze menschliche Cultur gegangen. Ihr gehört die Zukunft. Wie man heutzutage nur schwer begreifen kann, daß unsere Altvordern ohne Kartoffel, ohne elektrische Beleuchtung und — ohne Normalwollkleider System Jäger auch Menschen waren, so werden unsere Nachkommen sich keine Erde mehr ohne Zone zu denken vermögen.

Allerdings die Zone ist eigentlich keineswegs eine funkelnagelneue Erfindung, etwa wie das rauchfreie Pulver oder die Pfarrer-Kneipp'sche Kaltwasser-Baarfußkur. Sie spukte schon lange, der Minerva vergleichbar, da oder dort in den Köpfen, wenn dieselben auch nicht alle Jupiterschädel waren, bis der kühne Schwertstreich eines unternehmenden Staatsmannes ihr das Leben gab. Verschiedene Pläne, eine billigere Beförderung von Menschenmaterial zu erwirken, waren aufgestellt worden. Unter Anderem wollte Einer die Passagiere gar nach ihrem Leibesgewicht bezahlen lassen, eine Idee, bei der die ehrbare Schneiderzunft entschieden das beste Geschäft gemacht hätte, während Bierbrauer und andere gewichtige Persönlichkeiten ebenso benachtheiligt worden wären. Wirklich in Fluß gekommen ist die Angelegenheit jedoch erst mit der Zone, einem System, dessen Vorzüge und Mängel weiter unten noch eingehender beleuchtet werden sollen.

Das Wunderbarste an der ganzen Bewegung bleibt aber entschieden doch dies, daß die österreichisch-ungarische Monarchie den Anfang gemacht hat, so daß man hinfort nicht mehr wird singen dürfen: „nur immer langsam voran, nur immer langsam voran, daß die östreich'sche Landwehr nachkommen kann". Und im Speciellen war es gar Ungarn, das den ersten Hieb auf den gordischen Knoten der bisherigen ängstlich sparsamen Eisenbahnpolitik führte, Ungarn, das Land, das für manche dünkelhafte Westeuropäer noch ein „Halbasien" ist oder von dem Andere kaum etwas Weiteres wissen, als daß dort Goulasch und Paprika zu Hause sind. Ungarn hat sich in der That mit diesem kühnen Schritte — denn ein solcher war jener entschiedene Bruch mit dem Alten auf alle Fälle — an die Spitze der Civilisation, wenigstens soweit diese mit Dampf betrieben wird, gestellt. Sonst der fortschreitenden Zeit nachhinkend, ist es derselben diesmal vorausgeeilt. Unausbleiblich wird sein Beispiel allenthalben zur Nachfolge führen. In einigen Ländern ist dies jetzt schon geschehen und zwar theilweise aus reiner Noth. So hat sich Rumänien zur Zone entschließen müssen, weil plötzlich nach der Einführung derselben in Ungarn seine theuren Schienenstränge verödet lagen. Die Reisenden dahin hielten sich möglichst lange auf

magyarischem Boden und betraten das anstoßende Gebiet erst, wenn dies gar nicht mehr anders ging. Beispielsweise kam der bereits halb vergessene Weg von Budapest durch Siebenbürgen nach Bukarest auf Kosten der neueren Orientstraße Budapest-Orsova-Bukarest wieder rasch zur Blüthe.

Indeß Ungarn hat mit seinem entschlossenen Vorgehen nicht nur der ganzen großen Welt, sondern im höchsten Grade doch sich selbst genützt, materiell wie ideell. Seine reichen, aber noch immer nicht genug ausgebeuteten Schätze werden durch das nunmehr so erleichterte Reisen besser bekannt und gewürdigt werden. Getreide-, Wein- und Viehhändler dürften bald in ganz anderer Menge sich einstellen als bisher. Und was den moralischen Gewinn angeht, so weiß man ja, wie sehr sich die ungarische Regierung Hand in Hand mit der nationalen Partei müht, das ganze, von so heterogenen Elementen, Deutschen, Slovaken, Serben, Rumänen u. s. w. bewohnte Gebiet zu magyarisiren. Was könnte aber solchem Zwecke förderlicher sein, als das neue Verkehrssystem, das in dem so ausgedehnten Lande eine leichte Untereinandermengung der einzelnen Stämme ermöglicht, während vordem die abgelegenen Theile, wie die Marmaros, Siebenbürgen, Syrmien u. s. w. den Meisten im Lande ganz unbekannte Welten waren!

Nun, wir gönnen den Herren Magyaren gern den Fortschritt, den darnach das Nationalitätenprinzip bei ihnen in den nächsten Jahren machen wird. Nur wollen wir nicht verschweigen, daß sich gegen die Zone auch manches einwenden läßt, wohlverstanden nicht gegen die Verkehrserleichterung an sich, diese wird der Volkswohlfahrt immer nützlich sein, sondern gegen die Art, wie dieselbe eben im Ungarnlande zum Ausdruck gekommen. Man hat nämlich 14 Zonen geschaffen, von denen 13 eine Entfernung nur bis zu 225 Kilomet. umfassen. Die Abstände der einzelnen Zonen von einander sind deshalb innerhalb dieser Reihe gering, sie betragen durchschnittlich nur 15 Kilom. So reicht die 6. Zone nicht weiter als bis 100, die 10. nur erst bis 160 Kilom. Die Preise steigen dagegen um je 25 kr., so daß beispielsweise die bis 55 Kilom. reichende 3. Zone — wir nehmen hier immer die 3. Classe des Personenzugs als Norm an —

75 kr., die 7., nur bis 115 Kilom. laufende Zone schon 1 fl. 75 kr., die 13. Zone, die 225 Kilom. umfaßt, 3 fl. 50 kr., kostet. Nun kommt aber die 14. Zone. Sie bildet den eigentlichen Kern der ganzen Aufstellung, denn sie reicht von 226 Kilom. bis in infinitum, d. h. bis an die äußerste Grenze des ungarischen Gebietes. Schade, daß das letztere nicht ganz Europa umfaßt, sonst würde man mit einem Billete jener Zone auch dieses letztere so billig durchsausen können. So aber mißt das Land der Stefanskrone in seiner größten Längenausdehnung nur etwa 1400 Kilom. Es dürfte das eine Linie sein, die von Predeal im südöstlichsten Winkel von Siebenbürgen über Großwardein nach Fiume am adriatischen Meer führt. Der Fahrpreis für diese immerhin beträchtliche Entfernung, die etwa dem Weg von Berlin über Wien nach Triest gleichkommt, beträgt nicht mehr als 4 fl. (beiläufig in 2. Classe 5.80, Schnellzug 2. Classe 7 fl.) — Vierzehn Hundert Kilom., das sind 200 Meilen oder fast 300 Gehstunden, für 4 fl. oder 7 Mark, mehr kann man doch wahrlich nicht verlangen, zumal auch für die Beförderung des Reisegepäcks (Freigepäck gibts auf Zone nicht) ein sehr billiger Ansatz insofern besteht, als für jedes nicht mehr als 50 Kilogr. wiegende Stück bis 100 Kilom. 50 kr., über 100 Kilom. bis in infinit. wieder nur 1 fl. zu bezahlen sind. Ein Centner Passagiergepäck von Fiume bis Predeal, der ungarisch-rumänischen Grenzstation, nur noch rund 150 Kilom. von Bukarest entfernt, für 1 fl., das ist doch gewiß auch eine Leistung.

Der Nationalökonom wird freilich über eine derartige Preisnormirung den Kopf schütteln. Der Fernverkehr ist auf Kosten des Local- und Kleinverkehrs, d. h. doch wohl der Großhandel auf Kosten des Kleingewerbes bevorzugt worden. Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man vermuthet, daß bei diesen Aufstellungen die großen Wein-, Vieh- und Getreideexporteure ihre Hand im Spiele gehabt haben. Sicher ist wenigstens, daß das von Oesterreich acceptirte und seit 15. Juni 1890 zur Durchführung gebrachte System des Kilometertarifs, nach welchem ohne Rücksicht auf die Entfernung der Kilometer Fahrt (3. Classe) einfach einen Kreuzer kostet, dem kleinen Mann mehr zu Gute kommt. Beispielsweise würde darnach die schon

erwähnte 13. ungarische Zone, die mit 3 fl. 50 kr. angesetzt ist, nur eine Ausgabe von 2 fl. 25 kr. (225 Kilom.) erfordern, während man freilich für eine Fahrt von Fiume nach Predeal statt, wie jetzt, 4 fl., nicht weniger als 14 fl. erlegen müßte.

Nun wir wollen die Entscheidung, ob Zone, ob Kilometertarif, den Herren Volkswirthen überlassen und uns als Naturfreunde der Thatsache freuen, daß man jetzt für ein solches Spottgeld das Ungarnland bis in die fernsten Fernen kennen lernen kann. Die große Touristenwelt hat unbestreitbar enorm gewonnen durch die Zone und sie wird gewiß auch das Land der Stefanskrone noch ganz anders als bisher auf ihr Programm neben Schweiz, Norwegen, Italien u. s. w. setzen. Verdient dies doch auch Ungarn sehr wohl. Denn nicht nur, daß einer Reise dorthin noch der Reiz der Neuheit in hohem Grade eignet, daß der Westeuropäer, der Culturmensch, dort auf Schritt und Tritt einer bereits von der seinen so verschiedenen Welt begegnet, daß ihm bunte Völkertypen entgegentreten, wie sie bei uns längst nicht mehr anzutreffen sind, nein, auch die Natur ist daselbst voll ungeahnter eigenartiger Schönheit. Von den unermeßlichen Tiefebenen, den Pußten, die durch ihr originelles Hirtenleben längst zu Objekten der Dichtung geworden sind, wo die bald leidenschaftlich wilden, bald schwermüthig sanften Weisen der Zigeunermusik noch in alter Ursprünglichkeit tönen, steigt das Land an zu dem ungeheuren Karpathenringwall, der es umschließt, wo in düstern Urwäldern noch Meister Petz, der Bär, haust und über einsamen, weltverlorenen, gießbachdurchrauschten Thalschluchten schneeglitzernde Bergriesen emporragen, die nur selten ein Fuß betritt.

Wohlan denn, auf Zone nach Ungarn! Freilich ehe wir hier unsere Reise im Geiste antreten, wird uns vielleicht ein Bedenken kommen. „Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist", und was nützt mir ein Billet über 1400 Kilom., wenn ich nicht unterwegs entsprechende Pausen machen kann? Nun gestattet allerdings die ungarische Staatsbahnverwaltung auf ein Zonenbillet nur eine einmalige, einen Tag umfassende Unterbrechung, so daß eine Fahrt von Fiume nach Predeal immer noch eine große Strapaze bleiben würde. Indeß es kommt uns hier Hilfe von einer Seite,

von wo wir es nicht erwarten, von der Bahn selbst. Auf vielen der untergeordneteren Linien, und dazu gehört theilweise wenigstens auch die Linie Fiume-Predeal, verkehren durchgehende Züge entweder gar nicht oder höchstens einmal am Tage. Dafür laufen solche, die in gewissen Intervallen liegen bleiben, um erst am nächsten Tage weiter zu gehen, desto zahlreicher. Man kann also selbst die längsten Zonentouren mit Gemächlichkeit ausführen. Uebrigens haben auch die combinirbaren Rundreisebillete, auf die man bekanntlich beliebig oft und lang die Fahrt unterbrechen kann, bereits die Preisermäßigung der Zone aufgenommen. Nebenbei bemerkt, gewähren die letzteren auch insofern noch einen Profit, als sie keine Schnellzugserhöhung kennen, so daß man beispielsweise für die 761 Kilom. lange Strecke Budapest—Predeal in der 2. Classe des Schnellzugs nur 5 fl. 80 kr. statt 7 fl. bezahlt. Für diese lächerlich geringe Summe durchquert man demnach fast ganz Ungarn und das schöne Siebenbürgen bis an seine äußerste Grenze und zwar in der bequemsten und raschesten Weise.

Wir gehen für die Routen durch das Magyarenland, die wir nun kurz skizziren wollen, von der Hauptstadt Budapest aus, denn das ist auch wieder eine Besonderheit der Zone, daß sie immer von der Hauptstadt ausstrahlt, beziehungsweise dahin zurückführt. Wo man auch seine Zonenfahrt beginnt, in Budapest hat dieselbe stets ein Ende. Immer muß man von da aus zur Weiterfahrt ein neues Billet lösen. Daß dieser Anordnung jedenfalls ein centralisirendes Motiv untergelegen hat, daß dadurch die Hauptstadt noch mehr als bisher schon der Brennpunkt des ganzen Landes werden wird, das möge nur nebenbei angedeutet werden. Richtig ist nun allerdings, daß man Budapest ja nicht zu berühren braucht, um die erwähnte höchste 14. Zone auch bis zur Grenze der Möglichkeit auszudehnen, wie das z. B. der Fall sein würde, wenn man von Fiume in der angegebenen Weise, über Agram, Brod, Dalja, Szegedin, Großwardein nach Predeal oder etwa von letzterer Station über Szolnok und Hatvan direct nach Ruttka an der Oderberger Linie fahren würde. Indeß bei der im Allgemeinen sehr radialen, die Hauptstadt bereits von Haus aus zum Brennpunkt machenden Anlage der

ungarischen Staatsbahnen ist ein solches Traversiren wenigstens für den eiligen Reisenden nicht immer leicht. So wird man denn in den allermeisten Fällen eine Bereisung Ungarns mit einem Besuch von Budapest beginnen, was übrigens für den, welcher zum ersten Mal dahin kommt, kein Schaden ist, denn Budapest gehört unstreitig zu den sehenswerthesten Städten Europa's.

Schon seine Lage ist reizvoll und eigenartig. In der Mitte der mächtige Donaustrom; auf seinem rechten Ufer ein hochansteigendes, formenreiches Hügelland, das die von der königlichen Residenz gekrönte Stadt Ofen schmückt. Ueppige Weingelände, den berühmten Adelsberger erzeugend, umschließen die Häusermasse, um weiter oben in Wälder überzugehen. Ueberschreitet man aber von dieser Westhälfte der ungarischen Residenz aus auf einer der vorhandenen Brücken, z. B. auf der fast 400 Meter langen imposanten Kettenbrücke, den majestätischen Strom, der unausgesetzt von Passagier- und Schleppdampfern, Frachtkähnen und flinken Propellern belebt ist, so tritt man jenseits unvermittelt in die ungarische Ebene, die an dieser Stelle das ausgedehnte Häusermeer des eigentlichen Pest trägt. Nach einem noch etwas kleinstädtisch angehauchten Ort, wie Ofen drüben ist, befindet man sich hier vollständig in der Großstadt. Ein überaus reges Treiben erfüllt die beiden Straßen, Droschken und Pferdebahnen rollen dahin; stolze Paläste erheben sich rechts und links. Das letztere gilt besonders von dem Donau-Quai, an welchem in schier endloser Reihe Prachtbauten sich aneinander schließen, wie Wien und Paris sie nicht schöner haben. Von Ofen aus gesehen macht diese „Donauzeile" mit ihren zahllosen erleuchteten Fenstern am Abend einen unvergleichlichen Eindruck.

Wenn wir nun von dieser Metropole magyarischer Herrlichkeit einige der charakteristischsten Touren durch's Land unternehmen wollen, so würde sich als erste derselben, namentlich wenn wir etwa schon im Frühjahr unsere Reise antreten, eine Fahrt nach Fiume, dem einzigen Seehafen Ungarns, empfehlen. Dieselbe, für die man mit Schnellzug 16 Stunden benöthigt, ist schon deswegen interessant, weil sie ein Beispiel liefert zu dem Kampf zwischen altem und neuem System, den die Zone heraufbeschworen hat. Es giebt nämlich zwei

Schienenstränge von Budapest nach der gedachten Stadt an der Adria, einen, der über Stuhlweißenburg, Pragerhof, Laibach und St. Peter, und einen, der über Dombovar, Zakany, Agram und Ogulin führt. Der erstere ist der kürzere und landschaftlich unbedingt auch lohnendere. Er läuft unter Anderem längs des ganzen Plattensees, des größten Binnensees von Südeuropa, der beiläufig die doppelte Ausdehnung des Fürstenthums Reuß ä. L. besitzt, hin. Ohne Mühe läßt sich eine Besichtigung desselben mit der Fahrt verbinden. Von der Station Sio Fok fährt ein Dampfboot hinüber nach dem Badeort Balaton Füred, der mit seinen stattlichen Gebäuden am Fuße jener kuppenreichen Hügelkette liegt, welche den berühmten feurigen Schomlauer Wein erzeugt. Noch weiter rückwärts schließt sich der bekannte Bakonyer Wald an, dessen einst ebenso zahlreiche wie räuberische Schweinehirten sich neuerdings glücklicher Weise in demselben Grade gelichtet haben, wie seine berühmten Eichenbestände. Eine weitere Sehenswürdigkeit der Gegend ist die alte Abtei Tihany, die sich mit ihren zwei Thürmen auf einem steilen, weit in den See hineinragenden Vorgebirge erhebt. Den Nordländer werden aber am meisten die wahrhaft zahllosen Nachtigallen entzücken, die hier im ersten Lenz schon alle Büsche und Sträucher erfüllen und durch ihr Schmettern die Menschen fast im Schlafe stören. Ist es verwunderlich, daß inmitten solch zauberischer Staffage auch die Herzen der eleganten Budapester Herren und Damen, welche die Gänge und Plätze des vornehmen Curortes beleben, höher schlagen?

Die Route mündet weiterhin in die große Semmeringlinie, deren Reize bekanntlich auch auf jener ihrer letzten Strecke noch nicht ganz verschwunden sind. Trotz Alledem steht neuerdings dieser direkte Weg von der ungarischen Hauptstadt nach der Adria verlassen und zwar aus einem recht begreiflichen Grunde. Während nämlich die Tour auf ihm gegen 18 fl. kostet, zahlt man auf der andern Linie, auf der man außerdem auch durchgehende Wagen hat, nur eben die bekannten 4 fl., denn man muß wissen, daß „die Zone“ sich zur Zeit nur erst die ungarische Staatsbahn erobert hat, während die Privatbahnen mit Ausnahme einiger weniger, die sich gleichfalls schon gefügt haben, noch die alten hohen Tarife aufrecht zu halten

suchen. Zu diesen gehört aber auch die mächtige „Südbahn", die Besitzerin der Semmeringbahn sowie der eben geschilderten nördlicheren Linie nach Fiume. Selten ist der Kampf zwischen Privatindustrie und Staatsindustrie erbitterter geführt worden, als es gegenwärtig hier geschieht. Indeß so reich auch die Mittel der „Südbahn" sein mögen, daß der endliche Sieg ihr nicht gehören wird, dürfte doch wohl außer Zweifel stehen.

Was nun die Staatsbahnlinie nach Fiume anlangt, so durchzieht dieselbe allerdings während einer langen Zeit interesseloses Acker- und Weideland mit wenigen und dazu ganz belanglosen Ortschaften. Von der Hauptstadt Kroatiens ab gewinnt aber auch sie bedeutsame Reize. Namentlich ist der Abstieg von dem ca. 800 Meter hohen, waldreichen Karstplateau, das sie überquert, zur See hinunter so überraschend, wie nur wenige Bahnfahrten in Europa. Mächtige Kurven wechseln mit finsteren Tunnels, hier fällt der Blick in grausige Schluchten hinab, in denen nach Karstart ansehnliche Gewässer direkt aus den Felsen hervorspringen oder ebenso geheimnißvoll zwischen denselben verschwinden, dann wieder thut sich die Aussicht auf das tief zu Füßen liegende blaue Meer auf, das sich mit seinen zahlreichen Inseln wie eine aufgerollte Landkarte ausnimmt. Noch einmal umfängt uns jetzt ein langer Tunnel. Wenn wir aus ihm herausdampfen, befinden wir uns am Ziel, in Fiume.

Der in raschem Aufblühen begriffene Ort macht, von dem nun einmal unvermeidlichen italienischen Schmutz abgesehen, vielfach, namentlich am Hafen, bereits einen ganz modernen Eindruck. Der Naturfreund wird sich aber trotzdem nicht lange zwischen den Mauern aufhalten, sondern auf mehreren hundert Stufen die Wallfahrtskirche hinter der Stadt ersteigen, von wo sich eine wahrhaft einzigartige Rundsicht erschließt. Im Rücken und zur Seite hat man hier die wilden, meist nackten, steil abstürzenden Karstgebirge mit der ganz nahen, mächtigen Fiumara-Schlucht, — vor sich aber das Meer, das durch eine wahre Kette von Inseln derartig abgeschlossen wird, daß es täuschend einem großen, von sanften Höhen umrandeten Binnensee ähnelt. Verfasser weilte einst bei Sonnenuntergang dort oben. Von der geräuschvollen Stadt herauf klangen die Ave-Maria-

Glocken, über dem Meer lag ein rosiger Schimmer, ein rauchender Dampfer zog über die stille Fluth, wahrlich ein Bild voll seltener Weihe!

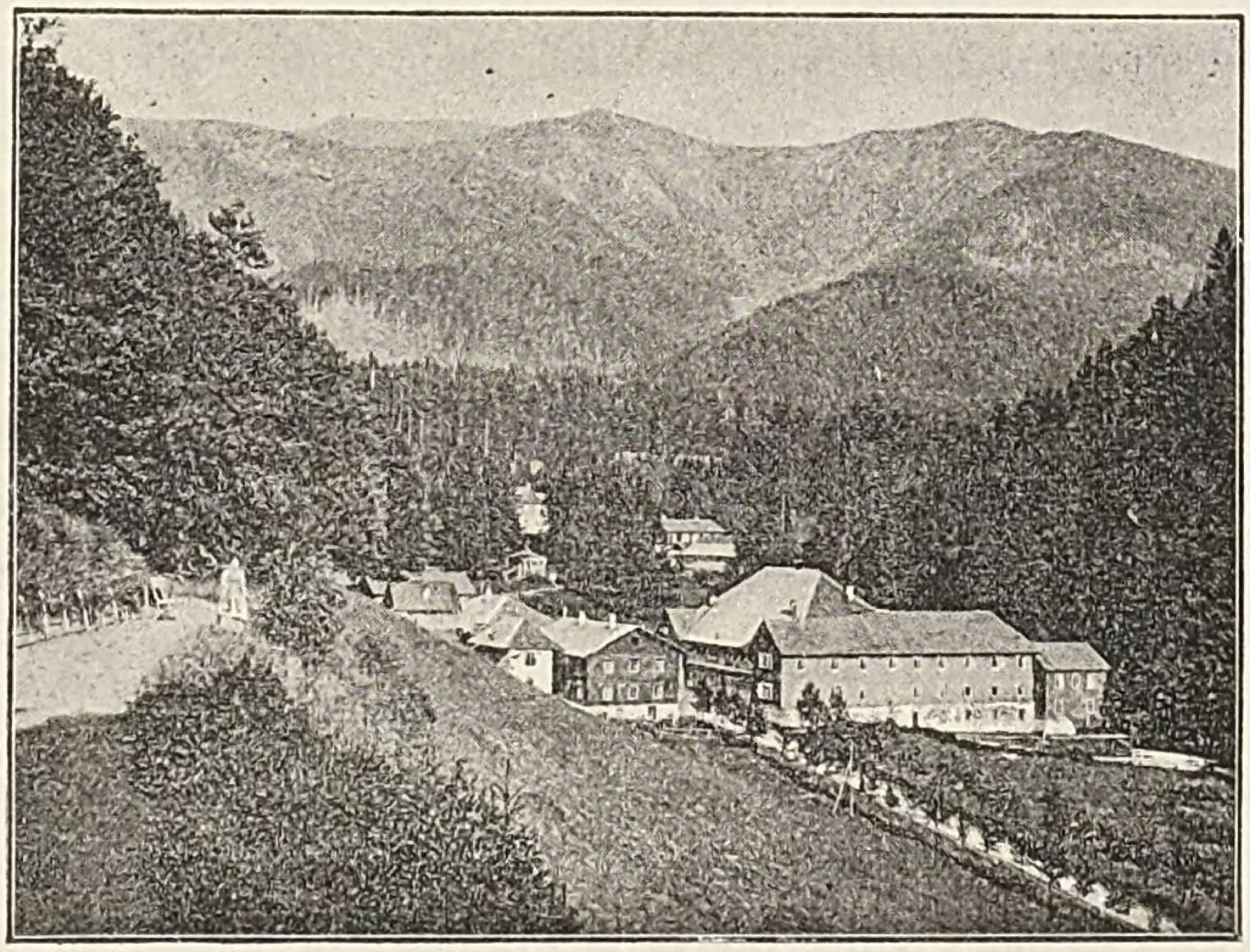
Die ungarische Seestadt besitzt überhaupt reichlichen südlichen Zauber. In manchen tiefen Buchten der vielgestaltigen Küste grünt Myrte und Lorbeer, ja selbst vereinzelte Orangen und Palmen fehlen nicht. Wir haben hier eine Riviera im Kleinen, der es seit einigen Jahren auch an einem Nizza nicht mangelt. Nur wenige Kilometer von Fiume erheben sich die stattlichen Gebäude des Wintercurortes Abbazia, wo unter exotischen Gewächsen die vornehme Welt des österreichischen Kaiserstaates in der Zeit lustwandelt, in welcher uns Eis und Schnee hinter den Ofen bannen.

Wenn uns der eben geschilderte Ausflug Ungarn von Seite südlicher Herrlichkeit kennen lernen ließ, so wollen wir nun auch einen solchen unternehmen, der, ganz im Gegensatz dazu, uns das Land von Seite der ihm in viel ausgedehnterem Maße eigenen Rauheit und Wildheit vor Augen führt. Gelegenheit bieten dazu genugsam die Karpathen, welche in der ungeheuren Ausdehnung von 1200 Kilometern das Land gegen seine Nachbarstaaten abschließen. Am schnellsten kommen wir in deren Bereich, wenn wir von der Hauptstadt nordwärts fahren, auf der verhältnißmäßig noch jungen Linie Berlin-Budapest, die als die directe Verbindung zwischen Ostdeutschland und der großen Orientbahn eine bedeutende Zukunft haben dürfte. Auf alle Fälle stellt aber die Fahrt wenigstens bis Ruttka an der Kaschau-Oderberger Bahn einen der interessantesten Gebirgsübergänge dar, welche man im Eisenbahnwagen machen kann.

Schon von Hatvan ab wird der Blick auf die weite, in dieser Gegend von den üppigsten Weizen- und Maisfeldern eingenommene ungarische Tiefebene mehr und mehr durch rechts und links heranrückende, malerisch geformte und dicht bewaldete Bergkuppen beschränkt. Hinter Altsohl kommen wir ganz in's Gebirge hinein, indeß noch sind die jähen Hänge auf beiden Seiten nur mit Laubholz bedeckt, wenn auch schon da und dort höhere, alpenartige Gipfel über die Vorberge hereinschauen. Doch jetzt beginnt die Locomotive an dem rechten Gelände in die Höhe zu steigen, um die Wasserscheide zwischen Gran

und Waag zu überwinden, und nun wird die Scenerie mit jeder Viertelstunde wilder, hochgebirgsartiger. Links rauscht in schwindelnder Tiefe das Gran-Flüßchen, im Vorblick erscheinen auf steilen Halden und stolzen Spitzen die stachelbewehrten Kinder des Nordens, die ersten Nadelhölzer, mehr und mehr ganze ausgedehnte Forste bildend. Schrill tönt jetzt der Pfiff des keuchenden Dampfrosses durch die einsame Waldlandschaft, um von den starren Felswänden wiederzuhallen, wir brausen hinein in die Nacht eines Tunnels. Wenn wir heraustreten, ist der Abgrund neben uns noch furchtbarer, die Bergwelt über uns noch majestätischer geworden. Noch ein halbes dutzendmal müssen wir unsere Bahn durch das unheimliche Innere der Felsen nehmen, die Karpathenwildniß hat ihren Höhepunkt erreicht, — da — als wir wieder einmal aus einem solchen finstern Grabe auftauchen, gefolgt von einer schwarzen Rauchwolke, die hinter uns drein aus dem eben verlassenen Schlunde hervorbricht, grüßt uns aus dem Abgrund neben uns ein liebliches Idyll, eine weißglänzende Stadt mit Thürmen und spitzen Dächern, eingebettet in einen tiefen Kessel, den rings düstre Wälder und jähe Hänge umschließen, eine rechte Oase mitten in weltverlorener Einsamkeit. Wir haben die alte Bergstadt Kremnitz vor uns, gar Manchem bekannt durch die schönen Dukaten, die einst daselbst aus dem in der Umgegend gewonnenen Golde geprägt wurden. Dieses goldene Zeitalter des Ortes ist nun zwar längst vorüber, die reichen Gänge sind erschöpft, aber Manches hat sich doch noch von dorther erhalten, vor Allem die ansehnliche deutsche Bevölkerung, die vordem hier zuwanderte und mit deutschem Fleiße und deutscher Beharrlichkeit diesen öden Erdenwinkel in einer Weise cultivirte, wie es ohne diese starke germanische Einwanderung nicht so leicht möglich gewesen sein würde. Freilich auch hier wird dieses deutsche Element bald nur der Völkerdünger gewesen sein, der auf fremdes Volksthum befruchtend einwirkt, um dann aber selbst spurlos von demselben aufgesogen zu werden. Als Verfasser dieses vor einiger Zeit die Gegend passirte, erklärte ihm ein mit im Wagen sitzender Ungar, daß die Alten unter den Einwanderern wohl noch der deutschen Sprache als Umgangssprache sich bedienten, daß aber die junge Generation bereits an dessen

Stelle das Magyarische acceptirt habe und daß in noch 30 bis 50 Jahren wohl Niemand mehr Deutsch verstehen werde. Nun, der Mann mag vielleicht etwas zu sehr Optimist gewesen sein, in der Hauptsache, darin, daß auch in diesem Theile Ungarns das Deutsche rapid abnimmt, hat er ohne Zweifel Recht gehabt.



Bad Korytnica.

Die Bahn umzieht die anmuthige Bergstadt in großen Curven, gleich als könne sie sich ebenfalls nicht von dem prächtigen Bilde trennen, das sich in dieser Weise immer wieder dem Auge zeigt. Weiterhin klimmen wir den Janos begy („Johannsberg") hinan und erreichen die Wasserscheide, ein von einem wahren Waldmeer erfülltes Plateau. Wenig später biegen wir in das breite Thal der wasserreichen Waag ein und gelangen in die Station Ruttka (deutsch Ruttek).

Als Schreiber dieses vor 15 Jahren zum ersten Male diesen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt berührte, empfing ihn, der über den nahen Jablunkapaß in's Land gekommen war, alsbald echt ungarisches Leben. Alle Welt stürzte aus den heißen Waggons, stürmte in den engen Wartesaal und drehte sich dort in tollem Reigen zu den Klängen eines Cymbals und einer Geige, bis der alte bärtige Portier

hereinrief: „Nach Kaschau, einsteigen, allerhöchste Zeit!“ Halb oder ganz nackte Zigeunerkinder benützten dann noch die kurze Frist, um sich durch die Hecke der Bahn zu winden und die Reisenden anzubetteln. Von solch origineller Harmlosigkeit findet man heutzutage in Ruttek keine Spur mehr. Befrackte Kellner gähnen in den eleganten Speiseräumen. Die Poesie hat eben auch in Ungarn vielfach der Mode weichen müssen. Man darf dortselbst schon recht weit reisen, um sie noch zu finden. Gepriesen sei die heilige Zone, die auch in dieser Hinsicht von Segen ist!

Mit Ruttka hätte sie allerdings eigentlich die Grenze ihrer Machtsphäre erreicht, denn hier endet die königlich ungarische Staatsbahn. Indeß die Kaschau-Oderberger Linie, auf die wir daselbst stoßen, war klüger als die protzige „Südbahn“. Sie sah ein, daß sie ungeheure Ausfälle in ihren Einnahmen haben würde, wenn sie nicht gute Miene zum bösen Spiele machte, und schloß daher eine Convention mit der Staatsbahn, durch welche auch ihre Billetpreise zonenhaft ermäßigt worden sind. Auf diese Weise wird es uns möglich, auf unseren Kreuz- und Querfahrten durchs Ungarland auch noch das eigentliche Allerheiligste der Karpathen kennen zu lernen, zu welchem eine Weiterfahrt ostwärts von Ruttka führt.

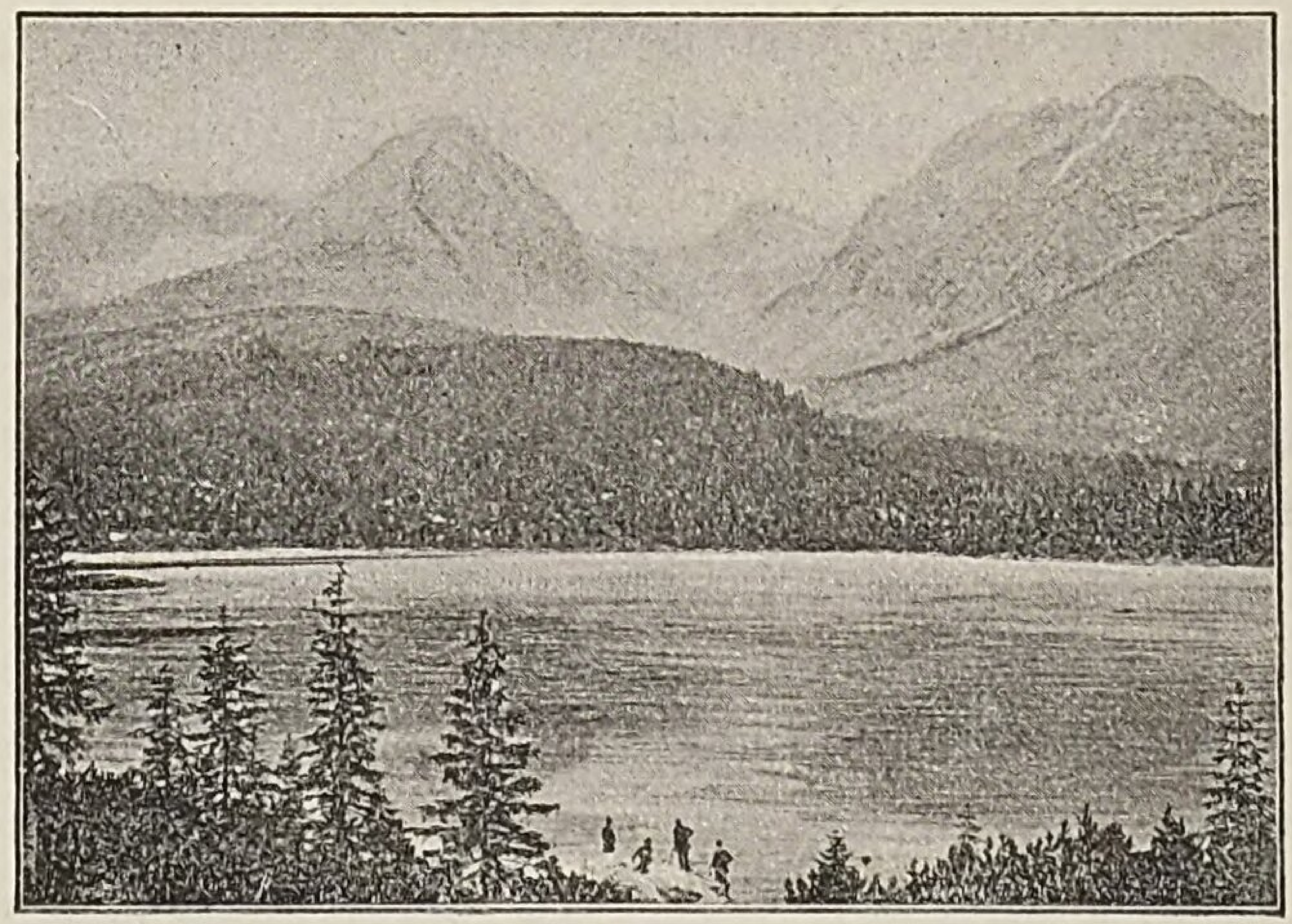
Die Effecte steigern sich hier in rascher Folge. Immer mächtiger thürmen sich die das breite, fruchtbare Wiesenthal zu beiden Seiten einrahmenden Bergriesen empor. Der Unkundige glaubt mehrmals schon die Tatra selbst zu sehen, indeß immer wieder heißt es: „noch nicht“, wie einst bei Desiderius, dem König der Longobarden, der von einem hohen Thurme aus den Anmarsch Karls des Großen beobachtete und bereits die Vorhut und dann die Leibwache für die Hauptarmee ansah. Daneben fesseln freundliche Städtchen mit alten Schlössern oder ansehnlichen Klöstern unsere Aufmerksamkeit. Wollten wir aber erst da und dort in die Seitenthäler hineingehen, so würden wir noch auf manche ganz besondere, nach Lage der Sache freilich kaum gekannte landwirthschaftliche Perle stoßen. In erster Linie möchte das herrliche Bad Korytnica zu nennen sein, das 3 Stunden südlich von der Station Rosenberg (ungar. Liptó-Rózsahegy) tief im Gebirge drin liegt. Rings von wilden Bergriesen umgeben, die

unten dicht bewaldet sind, mit ihren höchsten Zacken und Schroffen aber bereits über die Baumgrenze hinausragen, bildet es mit seinen stattlichen Badehäusern, seinen saftigen Almen und seinen klaren, rauschenden Gießbächen eine Waldidylle ersten Ranges, der nur eine etwas centralere Lage in Europa fehlt, um ein Favoritpunkt erster Ordnung für die fashionable Welt zu sein. Nebenbei bemerkt, führt von da auch ein leichter, aber sehr genußreicher Uebergang über die mächtige Djumbir-Kette südwärts in das Gran-Thal nach Neusohl und Altsohl an der vorerwähnten Bahn Budapest-Ruttka, den Verfasser vor einigen Jahren unter Führung einer rüstigen Slovakin in weniger als einem halben Tag ausführte.

Kehren wir zur Hauptroute zurück, so wird es uns etwa 50 Kilometer weiter nochmals ergehen wie weiland dem Desiderius. Als plötzlich eine wahre Wolke Geharnischter auftauchte, leuchtender wie die Sonne, da fragte er nicht mehr: „Ist das Karl", sondern sprach: „Lasset uns hinabsteigen und uns in der Erde verbergen!" In gleicher Weise werden wir auch mit einem Male ausrufen: „Das ist sie, die ersehnte Tatra!" Denn siehe, alle die stolzen Mittelgebirge, die sich unseren Augen bisher präsentirten, weit in Schatten stellend, steigt dort am Horizonte eine himmelhohe, wild zersägte, finstre Wand auf. Gipfel hinter Gipfel tritt hervor, immer deutlicher zeigen sich die glitzernden Schneestreifen, die über die furchtbar steilen Riesenmauern niederwallen. Das ist eine Welt für sich, ein titanisches Gebilde, das von allen anderen irdischen Erhebungen umher losgelöst zu sein und schon mehr dem Luftreiche anzugehören scheint. So kann nur der berühmte Centralstock der Karpathen, die Tatra, eines der majestätischsten Hochgebirge unseres Erdtheiles, aussehen.

Lange Zeit fahren wir an dem cyklopischen Walle hin, mitten durch ein den Hochalpenwiesen ähnliches, baumartiges Weideland, aus dem die ungeheure Kette ohne alle Vorberge sich emporthürmt. Immer klarer treten die Details heraus. Da das krumme Horn des Krivan (2495 m), dann die furchtbare Doppelnadel der 2555 m hohen Viszoka, des „Schreckhorns" dieses Gebirges, weiter die breite, aber mit schauerlich steilen Wänden abbrechende Gerlsdorfer Spitze, die mit 2659 m den Culminationspunkt der gesammten Karpathen

und die höchste Erhebung von Osteuropa überhaupt bildet, endlich als äußerste Flügelmänner gegen Osten die finstre Zacke der Eisthaler Spitze (2630 m) und der plumpe, nach Art seines Pisaer Gegenstückes etwas zur Seite geneigte Thurm der Lomnitzer Spitze (2635 m).



Der Csorbaer See.
(Nach einer Photographie von K. Divald in Eperies.)

So von Weitem gesehen, hat das merkwürdige Panorama entschieden mehr etwas schauerlich Erhabenes, denn Anmuthendes. Verlassen wir aber nun die Bahn und gehen dem mächtigen Naturbau mehr zu Leibe, so werden wir auch des Anziehenden genug finden. Schon unweit seines westlichen Endes birgt er ein reizvolles Schaustück. Wir durchschreiten den breiten Wiesengrund und erklimmen einen niedrigen waldigen Kamm. Plötzlich stehen wir am Rand eines weiten, blauen Seebeckens, des Csorbaer Sees, in dessen klaren Fluthen, den dichten Urwaldkranz ringsum überragend, die schwarzen Nadeln und weißen Schneefelder der Hochgipfel sich spiegeln. Daß man das unvergleichlich schöne Gebirgsbild beiläufig von einem modern comfortablen Hotel aus betrachten kann, ist gewiß kein Fehler.

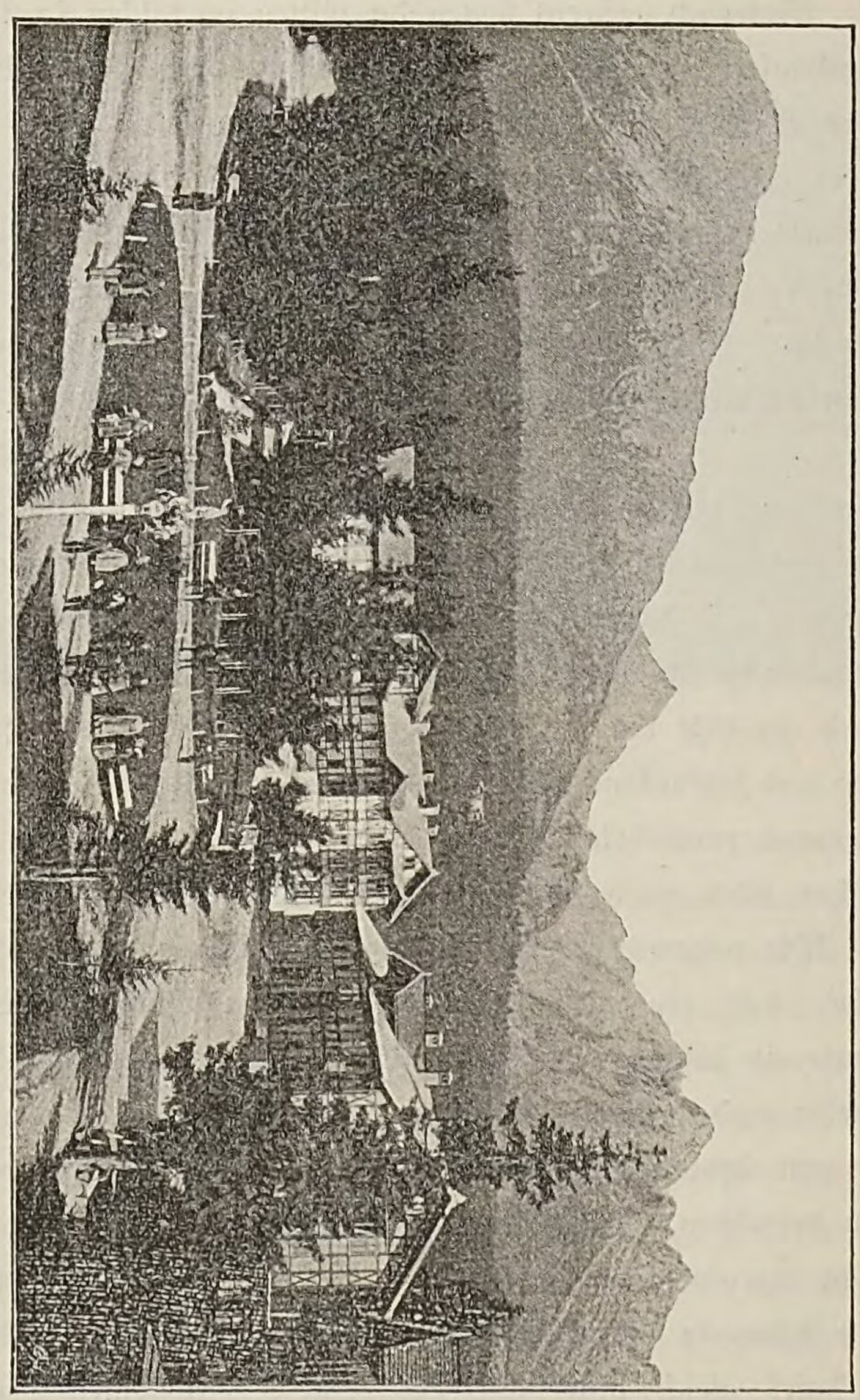
Eine ähnlich prächtige Waldidylle bildet das mehr im Centrum gelegene Bad Schmecks (ungar. Tátra Füred), rund 1000 m hoch.

Es grüßt mit seinen weißen Häusern aus dem Waldesdickicht heraus, in welchem es hoch oben am Fuße der Schlagendorfer Spitze seinen Platz gefunden hat, schon bis in die Eisenbahn herunter. Aber der dreistündige Marsch zu ihm empor, größtentheils über schattenlose Felder, ist sauer genug. Droben werden wir freilich reichlich entschädigt. Malerisch zerstreut liegen da mitten im kühlen Forste saubere Schweizerhäuser. Coulissenartig steigen hinter denselben überall die dräuenden Wände und Spitzen des Hauptkammes empor. Ist das Auge aber erschreckt von diesem starren Anblick, dann darf es sich nur südwärts kehren. Hier liegt die lachende Zipser-Ebene mit ihren friedlichen Dörfchen zu Füßen, jenseits wieder durch Berge, die aber ungleich sanfteren Charakters sind, abgeschlossen. Selten wieder wird man derartig schroffe Contraste in so engem Rahmen vereinigt finden.

Allerdings hat es lange gewährt, ehe dieser Glanzpunkt Nordungarns von der großen Welt entsprechend gewürdigt wurde. Als Verfasser vor 15 Jahren hier zum ersten Male einkehrte, trug das Ganze noch sehr ländlichen Anstrich. Damals verlief sich gelegentlich selbst noch ein Bär bis in die Nähe der stillen Waldhäuser, schmutzige Zigeuner und betrunkene Slovaken tummelten sich auf den Grasplätzen und Niemand verwehrte es dem Badegast, mit der Flinte im Arm zu pürschen oder nach den zahlreichen Forellen der Waldbäche zu angeln. Wie urgemüthlich es damals noch hier zuging, beweist die Thatsache, daß eines Tages in einem benachbarten katholischen Pfarrhause ein jüdischer Arzt aus Wien, ein protestantischer Prediger aus Berlin und mehrere Gelehrte aus Sachsen eingeladen waren, um die von dem hochwürdigen Hauswirth eigenhändig gefangenen Fische zu verzehren. Damals gab's freilich noch kein Nationalitätenprincip in gegenwärtiger Zuschärfung und noch keinen Antisemitismus. Heute ist Schmecks ein vornehmer Curort, namentlich seitdem Erzherzog Josef gleich unterhalb des Bades sich einen prunkvollen Sommersitz erbaut hat.

Daß der Punkt Gelegenheit zu den schönsten Hochgebirgstouren in Menge bietet, versteht sich von selbst. Es hat sich auch längst hier ein Alpensport à la Schweiz ausgebidet, an dem auch Damen

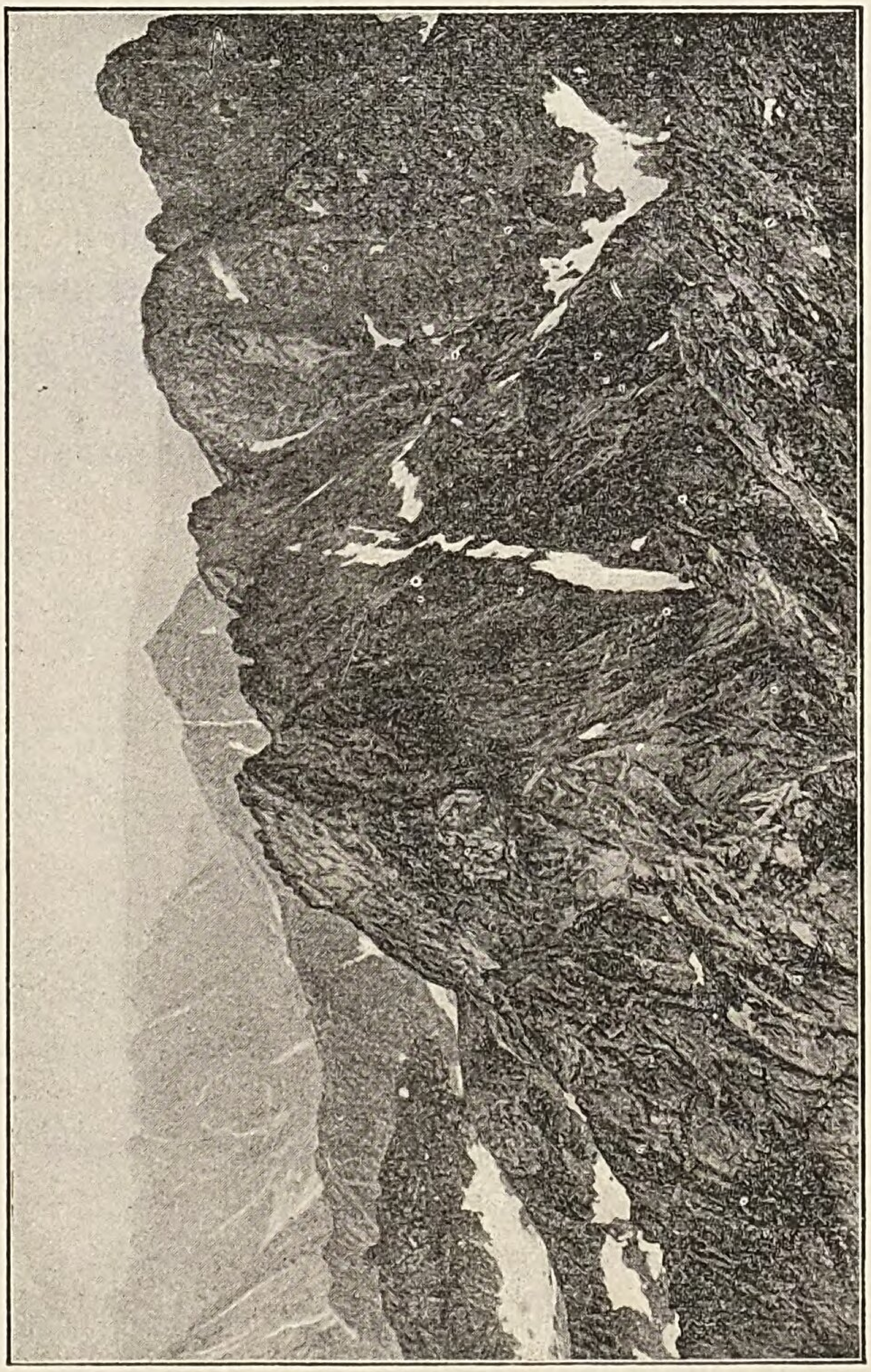
rühmlich Antheil nehmen. So erstieg vor einigen Jahren eine Lehrerin aus Zittau die Lomnitzer Spitze. Was das heißen will, beweise die Thatsache, daß man schon bald nach dem Anfang der Tour in einer Kluft an langer Kette auf eine Terrasse hinaufturnen



Bad Unterschmecks.
(Nach einer Photographie von K. Divald in Eperies.)

muß und auch weiter oben an eine Stelle kommt, die man ebenfalls nur mittelst solcher außerordentlicher Vorkehrungen überwinden kann. Dabei gähnt zu Füßen ein Abgrund von weit über 1000 Fuß Tiefe

Trotzdem setzte es ein kleiner, flinker Magyar vor einiger Zeit durch, den Verfasser in Schnürrock, hohen Stiefeln und Sporen bis auf die Spitze zu begleiten, wo er freilich halb todt ankam.



Aussicht von der Meeraugspitze.
(Nach einer Photographie von K. Divald in Eperies.)

Einen besonderen Reiz hat die Aussicht von einer derartigen Zinne der Tatra dadurch, daß man nicht allein in die ganz unglaublich wilde Zerklüftung dieses Gebirges, das im Grunde nur mehr eine unermeßliche Trümmermasse darstellt, einen Einblick gewinnt, sondern von da wie von einem hohen Wartthurm auch in zwei verschiedene

Länder, nach Galizien hinein bis zu den Thürmen von Krakau und über Ungarn hinweg bis zur Donau hin schauen kann. Daß die Bewohner dieser beiden Gebiete, Slaven und Magyaren, wie durch diese mächtige Mauer äußerlich, so auch innerlich durch die Scheidewand völlig verschiedener Eigenart von einander getrennt werden, ist bekannt genug. Und so dürfen wir denn wohl mit dem Riesenwalle der Tatra als dem charakteristischsten Grenzwalle Ungarns von dem schönen Ungarnlande überhaupt Abschied nehmen. Mögen die wilden Horden der Kosaken, die es einst, vor 40 Jahren, so verwüsteten, daß noch die Enkel davon erzählen, stets und überall, sei es nun, daß sie Oesterreich-Ungarn oder das mit ihm verbündete Deutschland bedrohen, ein so unüberwindliches Hinderniß finden, wie die noch von keiner Armee überschrittene, jungfräuliche Tatra!

Im Lande seines besten Freundes.

Montenegrinische Skizze.

„Ich trinke auf das Wohl meines besten und einzigen Freundes" — der Zar hat's gesprochen und die Welt hat's gehört. Doch nur einen Moment vermochten die inhaltsschweren Worte sie zu beunruhigen, dann ging ihr großes Uhrwerk seinen Gang weiter wie zuvor. Eine Wirkung hatte der seltsame kaiserliche Toast indeß, die etwas länger nachhielt, er lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf ein Land, das wegen seiner Abgelegenheit und geringen Ausdehnung sonst kaum beachtet wird, auf ein Land, auf dessen Namen höchstens einmal der Zeitungsleser stieß, wenn fern in der Türkei die Völker auf einander schlugen. Aber die so plötzlich erwachte Wißbegierde fand nur dürftige Befriedigung. Geographische Lehrbücher und Conversationslexika wußten wenig zu sagen über die „schwarzen Berge", die in dieser Hinsicht fast noch hinter dem „schwarzen Erdtheil" zurückstehen. Mindestens erhielt man kein anderes Bild als das einer armseligen Steinwüste, die ein tieferes Interesse gar nicht lohne. Und was die Bewohner anlangt, so wurde dem landläufigen Urtheil, nach welchem dieselben kaum etwas Besseres sind denn Hammeldiebe und Ohrenabschneider, Banditen und Wegelagerer mit etwas patriotisch-romantischem Firniß, nicht ernstlich wiedersprochen.

Ist das wirklich Montenegro und sein Volk? Läßt sich in Wahrheit nichts weiter über das eine wie das andere beibringen? Wir werden die Antwort hierauf finden, wenn wir uns mit eigenen Augen von den Verhältnissen der Cernagora überzeugen. Weg also mit den Büchern, den Wanderstab zur Hand genommen!

Wir eilen über die Alpen und fahren durch das adriatische Meer. Ein schmaler Kanal desselben führt uns schließlich in eine Bucht von wunderbarer Schönheit. Es ist die weltbekannte Bocche di Cattaro, die man nicht besser schildern kann, als wenn man sie mit dem Vierwaldstätter See der Schweiz in Parallele bringt. Geradeso wie bei letzterem, dehnen sich auch hier die blauen Gewässer bald bassinartig aus, bald wieder ziehen sie sich flußartig zusammen, an einer Stelle beispielsweise so, daß man dieselbe ehemals mittelst einer Kette zu schließen vermochte, weshalb sie noch jetzt den Namen: le catene führt. Dazu hier nicht weniger, wie dort, himmelhohe, kahle, an ihrem Fuße senkrecht in die tiefe Fluth abstürzende, grausige Felswände, das Haupt schneegekrönt, abwechselnd mit mildem, berastem Vorland, auf dem zierliche Ortschaften stehen, und dunklen, stillen Wäldern. Was diese herrliche Bai für uns jedoch besonders wichtig macht, ist dies, daß wir von ihr aus, auf dem Deck des sanft dahin gleitenden Dampfers stehend, zum ersten Male unser Ziel, Montenegro erblicken. Und zwar geschieht dies gleich in einer Weise, wie sich nicht so leicht ein anderes Gebiet dem Nahenden präsentirt. Ein Adlerhorst nur zeigt etwa eine so majestätische, verwegene Position.

Siehe dort am südöstlichen Ufer die breite, nackte Felsmasse, die wie eine Riesenmauer dem Wasser entsteigt! Bis rund 1000 Meter thürmt sie sich empor und so weit in die Höhe zeigt sie sich auch mit eigenthümlichen Zickzacklinien bedeckt, die sich auf dem altersgrauen Steine wie weiße Schnüre auf einem dunklen Attila ausnehmen. Diese Himmelsleiter ist der sogenannte alte Weg nach der montenegrinischen Hauptstadt, die eben auf keinem geringeren Platze als da oben auf dem Scheitel dieser jähen, in die Wolken ragenden Uferberge sich ihre Stätte gewählt hat. Ich denke, schon jetzt, angesichts

dieses originellen Entrées, wird uns das verachtete Ländchen ungleich mehr Respect einflößen denn zuvor.

Allerdings „durch diese hohle Gasse muß er kommen" — das gilt von dem originellen Aufstieg nicht mehr. Nachdem er Jahrhunderte lang in der That die einzige Pforte zu den „Schwarzen" Bergen gebildet, hat die Cultur, die ja alle Welt beleckt, auch hier eine bequemere Bahn geschaffen in Gestalt einer kunstgerechten Fahrstraße, welche gleichfalls in Serpentinen die ungeheure Gebirgsmauer überwindet. Indeß beschreibt sie dabei nicht allein einen sehr beträchtlichen Umweg, sondern sie büßt zugleich alle die interessanten Niederblicke ein, durch welche sich der alte Pfad auszeichnet. Bleiben wir daher bei letzterem, wenn wir ihn auch nicht im bequemen Kutschwagen, sondern nur mittelst eines Maulthieres oder auf eigenen Füßen und zwar nicht ohne große Anstrengung zurücklegen können. Denn die zahllosen Windungen dieses Weges, der in seiner kunstvollen Anlage sich wohl dem berühmten Wendeltreppensteig der Gemmi in der Schweiz an die Seite stellen darf, sind keineswegs auch so trefflich geebnet, wie die Tourniquets des letzteren, vielmehr mit einem geradezu entsetzlichen losen Kalkschotter bedeckt, der nicht nur unserem Modeschuhwerk sehr bald die schwersten Schäden beibringt, sondern öfters sogar unser Leben gefährdet. Springt doch mehr als einmal die nächst höhere der dem rauhen Fels abgerungenen Terrassen über die unmittelbar darunter liegende noch vor, so daß ein plötzliches Ausgleiten uns wenn auch nicht bis zum Meer hinunter, so doch in eine bedeutende Tiefe und zwar dort mitten in das unbarmherzigste Steintrümmer-Chaos hinein befördern würde.

Wahrlich, beneidenswerth ist auf solcher via dolorosa der, welcher seine Füße mit den landesüblichen Opanken, sandalenartigen Schuhen aus weichem, mit der behaarten Seite nach unten gekehrtem Kalbleder, bewaffnet hat! Er geht ohne zu stolpern und leichten Schrittes über das furchtbare Naturpflaster, das eine fatale Aehnlichkeit mit dem ausgetrockneten Bette eines Gebirgsbachs hat, und vermag dabei auch noch unbeirrt der wunderbaren Naturbilder sich zu erfreuen, die ohne Unterbrechung, ja in stetig wachsender Großartigkeit vor ihm aufgerollt werden.

Das erste derselben bildet die Stadt Cattaro, welche mit der Masse ihrer weißen Häuser, ihrer glatten Dächer, ihrer spitzen Thürme und breiten Kuppeln gar bald schon nach unserem Abmarsch unter unseren Füßen sich ausdehnt. So direct schweben wir über ihr, daß wir wähnen, mit Steinen in ihre Schornsteine treffen zu können. Nur das stolze Fort, das sie überragt, hält sich mit seinen gewaltigen Mauern und Zinnen noch eine Weile neben uns, um schließlich aber doch auch tief unter uns zurückzubleiben.

Nun fesselt die herrliche Bucht den Blick. Immer vollständiger, wie eine sich aufrollende Karte, entfaltet sie sich, eine ihrer Abtheilungen nach der andern erscheint, bis schließlich kein Winkel des weitverzweigten Wasserbeckens mehr fehlt. In der reinen Luft des Südens werden selbst die Schiffe sichtbar, die in großer Anzahl unausgesetzt den schönen Meerbusen befahren, aber bei der Höhe unseres Standortes scheinen sie nur winzige Nußschalen zu sein, die sich nicht vorwärts bewegen, sondern auf dem einer starren Eisfläche gleichenden Wasserspiegel wie angefroren haften.

Noch einige Dutzend Meter aufwärts auf unserer schwindligen Freitreppe, dann hebt sich der Vorhang noch weiter. Der circa 600 Meter hohe jenseitige, westliche Uferrand der Bai, dessen Scheitel ein starkes Kastell krönt, ist unter unseren Standort gesunken, eine unermeßliche blitzende Fläche, das offene Meer, kommt dahinter zum Vorschein. Wäre nicht die allzu große Entfernung sowie die Rundung der Erde, wir müßten selbst das jenseits gelegene italienische Festland wahrnehmen können.

Außer diesen Fernsichten finden wir auch um uns her Beachtenswerthes. Die Felswand ist zwar kahl, bietet nichts von der berühmten Pflanzenwelt der Mittelmeerzone, doch wimmelt es auf ihr vom Fuß bis zum Scheitel wie auf einem Ameisenhaufen von lebenden Wesen, Montenegrinern, die zu der österreichischen Grenzstadt niedersteigen oder von da heraufkommen. Wunderbar, wie die große Kluft, welche der Orient und namentlich der Islam zwischen dem stärkeren und dem schwächeren Geschlecht gezogen, schon hier, unter noch christlichem Volke, zu Tage tritt! Die Frauen, die übrigens meist auch kleinere, untersetzte Gestalten sind, schleppen schwere Lasten auf dem gekrümmten

Rücken, Ballen und Kisten mit allerhand Waaren, ohne die selbst ein so bedürfnißloses Land, wie die Cernagora, nicht existiren kann, Säcke mit Mehl und ganze Fässer voll Spirituosen; dabei handhabt die unermüdliche Hand nicht selten noch den Strickstrumpf. Die



Montenegriner auf dem Wege nach Cattaro.

Männer aber, fast durchweg hohe, muskelstarke Figuren mit namentlich unglaublich entwickelten Waden, schlendern, weniger aus angeborner Trägheit, als weil für den Krieger die Arbeit sich nicht ziemt, ledig

daneben her, der größeren Bequemlichkeit halber vielfach die lange Flinte oder das kaum weniger lange Pfeifenrohr hinter dem Kopf quer über den Nacken legend und die Enden rechts und links mit den Händen haltend. Ja, so weit geht hier der Stolz der Herren der Schöpfung, daß sie, wenn ihnen auf solcher Wanderung zufällig die Gattin begegnet, dieselbe weder begrüßen, noch ihr auch nur einen Blick schenken. Eine Offenbarung zärtlicher oder wenigstens weicherer Gefühle würde ihnen beiläufig auch in den Augen Dritter allen Respect nehmen. Gleichwohl wissen die montenegrinischen Ehetyrannen die Frauen wenigstens vom Gesichtspunkt des Praktischen aus, als Last- und Packträger, zu schätzen, indem sie, weniger galant als zutreffend, sagen, daß ihrer zwei ein Maulthier aufwiegen!

Merkwürdiger Weise bringen dieselben scheinbar so rauhen Recken uns, den Fremdlingen, eine fast familiäre Freundlichkeit entgegen. Immer tönt uns schon von Weitem der landesübliche Gruß: „Gott schütze Dich, wie geht es Dir?“ (Pomagai bog, kako ste?) in's Ohr, worauf man, so man anders Lebensart besitzt, zu antworten hat: „Gut, ich danke, wie geht es Dir?“ (Dobro, fala, kako vi?)

Man sieht, es fehlt uns an Unterhaltung nicht, bis wir endlich keuchend und schweißtriefend die Höhe des ungeheuren Absturzes, den Paß „Krstatsch“ erreicht haben. Hier ist das Panorama natürlich am ausgedehntesten. Wie aus einem Luftballon schauen wir nieder. In Vogelperspective sehen wir das Meer und die vielzackigen Uferränder, das ganze einer Reliefkarte täuschend ähnlich. Doch nun wenden wir dem, was hinter uns liegt, den Rücken, denn andere, völlig neue Bilder vor uns, im Binnenlande, beanspruchen unsere Aufmerksamkeit.

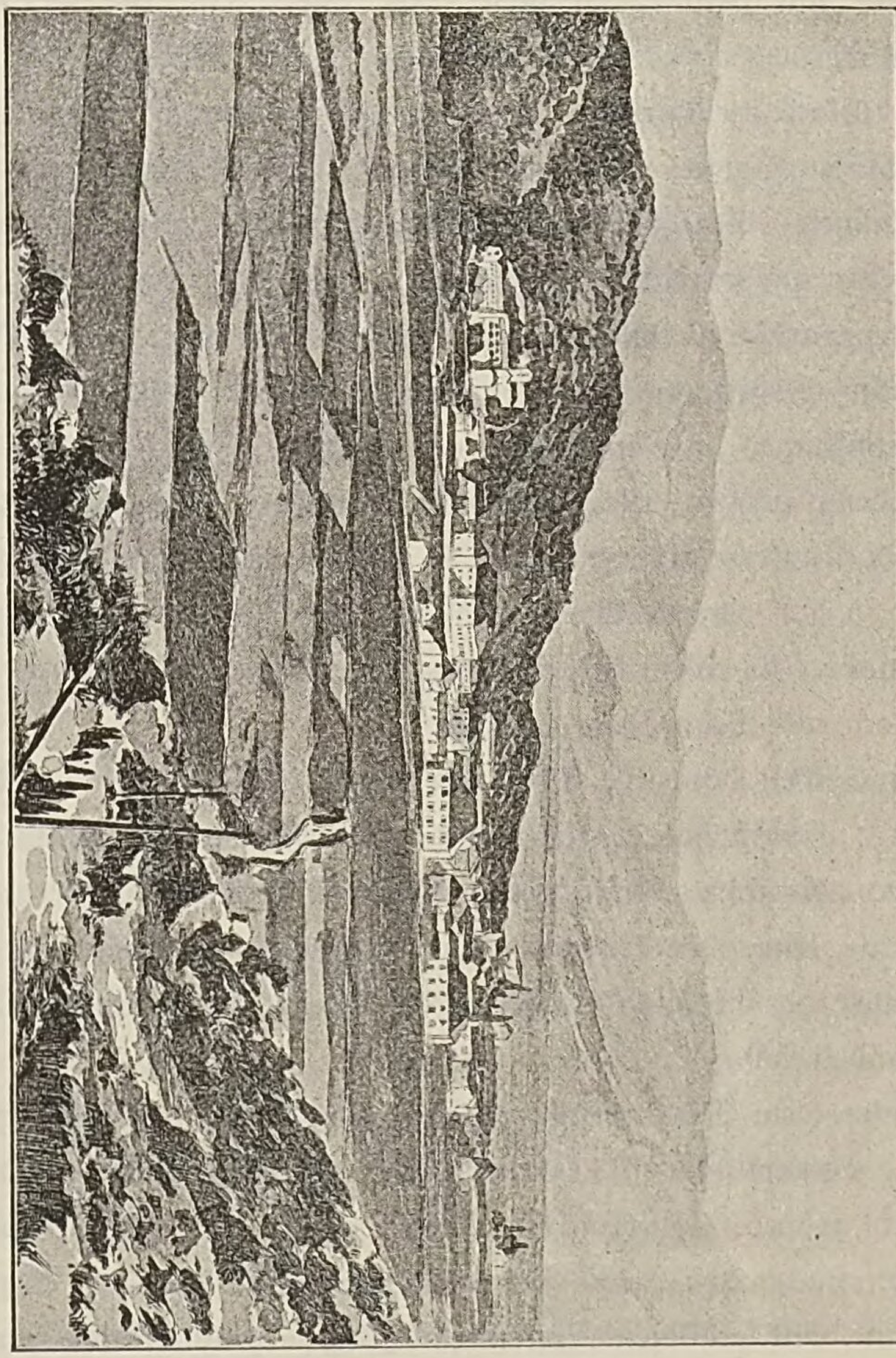
Nach kurzem Marsche schon über die Hochebene, die sich jetzt aufthut, stoßen wir auf Fruchtfelder, die augenscheinlich mit großer Mühe dem rauhen, steinigen Boden abgewonnen wurden. Sie sind, ähnlich wie die Aecker in unseren deutschen Gebirgsgegenden, durch Steinlagen in zahllose kleine Porcellen abgetheilt und recht sauber gehalten. In ihrem Schoße ein ansehnliches Dorf, das gleichfalls einen deutschen Eindruck macht, nicht nur wegen seines schlanken

Kirchthurmes, sondern namentlich wegen der nach nordischer Art hohen Dächer und spitzen Giebel seiner freundlichen Häuschen, von den Bier-, Wein- und Kaffeeschänken nicht zu reden, die in einer ebenfalls an unsere heimathlichen Verhältnisse erinnernden Ueberfülle hier auftreten. Auf alle Fälle contrastirt die idyllische Ansiedlung auffallend mit Cattaro drunten, das wir doch erst vor wenigen Stunden verließen und das mit seinem bunten Straßenleben, seinem ewigen Glockengebimmel, seinen unqualificirbaren Gerüchen und seinem Schmutz wie nicht weniger mit seinen Rosen, Orangen und selbst Palmen ein echt südliches Bild bot. Hier oben ist, mit Ausnahme der farbenreichen Gewänder, mit denen auch diese Dorfbewohner paradiren, alles anders, selbst das Klima und die Pflanzenwelt nicht ausgenommen. Denn nach der Sonnengluth unten am Meere umfangen uns nunmehr rauhe Winde, zwischen den Steinen des Bodens grüßen alte Bekannte, Veilchen, Anemonen, Primeln und and., untermischt mit der in diesen Gegenden sehr häufigen Salbei, ja an einem höheren Hange rechts können wir, wenigstens im Frühjahre, in einem kleinen Haine von Buchen, Eichen und Eschen sogar noch alte Schneereste entdecken.

Wir haben das erste Dorf Montenegro's, Njegusch mit Namen, vor uns. Gewiß hat dasselbe uns angenehm enttäuscht. Es genießt aber auch die Ehre, der Heimathsort der Dynastie des regierenden Fürsten zu sein, der deshalb seinen ursprünglichen Familiennamen Petrowitsch in die volltönendere Bezeichnung: Petrowitsch-Njegusch umgewandelt hat.

Hinter dem Dorfe müssen wir noch einmal, wenn auch unbedeutend, emporklimmen. So erreichen wir eine Anhöhe, die uns eine noch größere Ueberraschung bietet, als wir bisher erlebten. Vor uns liegt, nach allen Seiten bis zum Horizont ausgedehnt, eine nackte, weiß-graue, mit zahllosen Zacken und Kämmen übersäete, kreuz und quer von Furchen und Runsen durchzogene Fläche, die ungefähr den Eindruck macht, als sei ein von Winden aufgerührtes Schlammmeer plötzlich erstarrt. Richtig, so und nicht anders hatten wir uns Montenegro gedacht, so war es uns in unseren Büchern geschildert worden!

Gewiß, ein elendes Stück Land, eine wahre Wüste, aber, was wir nicht erwartet hatten, auch hier treten uns hohe landschaftliche Reize entgegen. Siehe doch, dort am Horizont in Südosten, ist das nicht Wasser, Wasser in dieser dürren Steppe? Immer schärfer



Cetinje.

erfaßt es der Blick, bis er einen ganzen, großen, duftig blauen See herausgefunden hat? Und was wir jenseits desselben Anfangs für bizarre Wolkenbildungen hielten, tritt es nicht immer mehr als ein Schneegebirge hervor. Jetzt sind wir endlich im Klaren, wir haben

den Skutari-See und die albanesischen Alpen vor uns, ein Panorama, das sich mit dem Bilde, welches etwa der Starenberger See oder der Bodensee mit ihrem Hochgebirgskranze von Weitem gesehen darstellen, zum mindesten sehr wohl messen kann.

Indeß selbst der so traurige Vordergrund hat dem Auge etwas zu bieten. Mitten aus der Steinwüste ist hier wie mit einem Instrumente ein mächtiges rundes Stück herausgeschnitten. Den Boden der so entstandenen Vertiefung, der eben und glatt ist wie eine Tenne, füllt der saftigste Wiesengrund, dessen Grün sich wunderbar von dem farblosen Grau des ringsum laufenden hohen Bergrandes abhebt. Das Merkwürdigste aber ist, daß mitten auf diesem Plane — eine Oase des Lebens im Schooße der furchtbarsten Oede und des Schweigens — ein Häufchen weißschimmernder, niedlicher Häuschen steht.

Das ist Cetinje, die vielgenannte Haupt- und Residenzstadt der „Schwarzen" Berge. Wer hätte sie sich wohl so gedacht! Und doch, das Asyl der wilden Cernagorzen, der Beduinen des Hochgebirgs, wie man sie nennen könnte, durfte nicht anders aussehen. Ob aber auch sein Inneres solcher ganz originellen Außenseite entspricht? Steigen wir nieder, um uns darüber Gewißheit zu verschaffen!

Was wir finden, ist im Grunde nur eine einzige, wenngleich lange und breite Straße. Die Häuser rechts und links an derselben sind meist unter Dach gebaut und zeigen auch selten mehr als zwei oder höchstens drei Fenster Front, doch erscheinen sie durchweg sauber und erhalten durch die nach südlicher Art sehr beliebten Jalousien vielfach selbst ein recht gefälliges, villenartiges Aussehen. Freilich, daß diese Miniaturhäuserchen sogar Palais, Residenzen hoher Würdenträger des Staates vorstellen, würden wir kaum ahnen, wenn nicht der Strom Neugieriger, der sich alsbald um die seltene Erscheinung Fremder angestaut hat und lawinenartig anwachsend neben uns her sich weiter wälzt, uns darauf aufmerksam machte, indem man uns zuruft: „Da wohnt Excellenz Pavlowitsch" oder „Excellenz Matanowitsch" und wie die Witsche, die es dort zu Lande bis zum Minister gebracht haben, sonst noch heißen mögen.

Für uns wird nach dem beschwerlichen sechsstündigen Marsch vom Meeresgestade bis herauf in diese Bergwildniß allerdings ein Gebäude am Ende des „Boulevards" ungleich mehr Anziehungskraft haben als diese Heimstätten der montenegrinischen Magnaten. Es ist dies das sogenannte Hotel, ein Gasthof, der sowohl nach seiner äußeren Erscheinung wie nach seiner inneren Einrichtung und Leistungsfähigkeit etwa den Vergleich mit der behaglichen Herberge eines unserer Landstädtchen aushält. Besonderes Lob verdient außer dem Umstand, daß die freundliche Bedienung, obwohl durchweg montenegrinisch, doch zumeist auch deutsch versteht, der vortreffliche, im Lande selbst erzeugte Rothwein, mit welchem wir daselbst neben Triester Bier unseren Durst stillen können. Es ist in diesem Hause sogar ein Café mit einem Billard etablirt. Das letztere wird von den Honoratioren des Ortes stark benützt, doch wirkt es fast komisch, wenn man sieht, daß sie auch hierbei die geliebten Waffen, bestehend aus 1—2 alten, silberbeschlagenen Pistolen, einem geraden Säbel mit krückenartigem Elfenbeingriff (dem sogenannten Handschar) und einem großen, schweren modernen Revolver, mit dem diese Leute selbst Vögel im Fluge zu treffen wissen, nicht aus dem taschenartigen Futterale nehmen, in welchem die Mordinstrumente vorn auf dem Leibe getragen werden. Man will übrigens wissen, daß zahlreiche Cernagorzen selbst in der Nacht sich von diesem petit arsenal, wie man sich scherzhaft ausgedrückt hat, nicht trennen und daß von dem Druck, welchen dasselbe auf den Magen ausübt, verschiedene körperliche Leiden herdatiren, die unter diesen sonst kerngesunden Bergbewohnern auftreten.

Nicht vergessen soll werden, daß das Cetinjer Gasthaus auch noch eine Absonderlichkeit, ein Lokal, in welchem die verschiedenartigsten Zeitungen und Zeitschriften aufliegen, besitzt. Das unter den letzteren deutsche Blätter auffallend stark vertreten sind, mag beweisen, daß die Söhne der „Schwarzen" Berge, wenn sie auch uns Deutsche recht herzlich hassen, — sie lieben überhaupt nur ein anderes Volk, die Russen — doch nicht umhin können, uns Beachtung zu zollen. Dies Lesezimmer ist die Schöpfung einer sogenannten Citaonitza, einer Art Bildungsverein, wie solche über das ganze Ländchen ver-

streut sind. Leider wird nur in diesen Cirkeln häufig kaum etwas Anderes getrieben als Politik, wie denn überhaupt der Grundfehler der Balkanvölker, das übermäßige Politisiren, durch das eine gedeihliche innere Entwicklung völlig hintangehalten wird, auch im Bereich der sonst so einseitig kriegerischen „Schwarzen" Berge auf Schritt und Tritt zum Vorschein kommt.

Einen Beleg hierzu bildet gewissermaßen gleich das unweit von dem Wirthshaus sich erhebende stattliche Gebäude der höheren Töchterschule. In demselben erhalten die jungen Mädchen der vornehmeren Familien des Landes in dem Falle, daß die Mittel dieser letzteren zu einer Erziehung im heiligen Rußland selbst nicht ausreichen, eine spartanisch einfache, im Ganzen jedoch recht gute Ausbildung. Da die Anstalt indeß nicht nur mit russischen Gelde unterhalten wird, — sie ist eine Gründung der Kaiserin Elisabeth — sondern auch stets eine Russin als Leiterin besitzt, so ist sie im Grunde doch nur eine Pflanzstätte russischen Geistes, der in dieser Weise also selbst dem schwächeren Geschlechte eingeimpft wird. Kein Wunder dann, daß man selbst weit im Innern auf die Frage an ein Weib nach ihrem Befinden meist nur die stereotype Antwort erhält: „Wenn es dem Czaren und unserem Fürsten gut geht, geht's auch mir gut".

Machen wir nunmehr noch einen kleinen Rundgang durch die Miniaturresidenz, die eigentlich kaum mehr als ein Dorf ist, so werden wir bald Alles kennen gelernt haben, was dort oben überhaupt erwähnenswerth scheint. Besonders neugierig dürften wir wohl auf das „Schloß" des Landesherrn sein. Dasselbe ist indeß nur ein zwar geräumiges, zweistockhohes, im Uebrigen aber höchst simples Gebäude, das, so sehr es auch in seinem Innern im Laufe der Jahre nach und nach mit allerhand Pariser Luxusartikeln, darunter auch Oelgemälden — selbstverständlich wieder unter Beihilfe russischer Rubel, von denen der Fürst jährlich nicht weniger als 80,000 an sogenannter Subvention erhält — ausgestattet wurde, doch äußerlich aller Auszeichnung entbehrt. Nur ein Posten steht vor der Thür, der hier beiläufig nicht selten eine Ehre erfährt, die nicht so leicht einer Schildwache anderwärts zu Theil wird. Es ist nämlich Gewohnheit der Fürstin-Mutter, an schönen Tagen sich mit ihrem Strickstrumpf neben

dem Krieger auf den Treppenstufen niederzulassen und ihn einer längeren Unterhaltung zu würdigen. In diesem Hirtenstaat guckt eben noch vielfach der ursprüngliche patriarchalische Charakter durch den flüchtig aufgestrichenen modernen Großstaatfirniß hindurch.

Zu den Resten ehemaliger Einfachheit gehört außerdem die Sitte des Fürsten, an einem gewissen Wochentage sich unter eine unweit befindliche uralte Ulme zu setzen und dort jeden Bittflehenden anzunehmen. Bei diesen originellen Audienzen behauptet sich auch noch das trauliche „Du" zwischen Landesherrn und Unterthan.

Als Fremde können wir allerdings die Bekanntschaft des Fürsten auch leicht in seinem Palaste machen. Es geht dort ganz ähnlich zu wie an den Höfen Westeuropas. Man speist gut, trinkt gut und unterhält sich gut. Der Fürst insonderheit ist ein vollendeter Weltmann, der die hohe Schule des internationalen guten Tones, Paris, nicht umsonst vier Jahre lang besuchte, wenn er vielleicht auch nicht viel weiter von dort mit fortbrachte. Er ist eine hohe, etwas derbe Figur mit einem Gesicht, das von den häufig classisch schönen Zügen der Cernagorzen nur wenig, wohl aber etwas Strenges, Drohendes, um nicht zu sagen Grausames und Lauerndes hat. Auf alle Fälle besitzt der jetzt gerade Fünfzigjährige ziemlich viel Geist und, wie alle Söhne der Cernagora, namentlich poetische Anlage. Es ist bekannt, daß er sogar ein Drama: „Die Balkankaiserin" — verfaßte, welches schon durch seinen Titel die hochfliegenden Pläne dieses kleinen Potentaten verräth. Am Bedeutendsten dürfte er als Lyriker sein. Hier nur eine kurze Probe. Als dem früher vom Meer gänzlich abgeschnittenen Montenegro nach dem letzten Türkenkriege der Adria-Hafen Antivari zugefallen war und der Fürst in der Mitte seiner Streiter zum ersten Male von der Höhe des Sutormanpasses aus die blauen Fluthen des Oceans wieder erblickte, zog er den funkelnden Handschar und improvisirte folgende Verse:

„Sei gegrüßt in Deiner Pracht! Selig will das Herz mir pochen.
Doch Dein Anblick mahnt mich auch, was die Welt an uns verbrochen.
Hielt sie denn nicht zwei getrennt, drauf noch freie Herzen schwellen,
Zwei, die beide hoch und hehr, meine Berge, deine Wellen?
Doch vorbei, ich zürn ihr nicht, ob auch Leids uns d'raus entsprossen;

Blaues Meer, nun bist du mein durch das Blut, das wir vergossen!
Bleibe mein, gewalt'ges Meer, schäum' an meinen Fels in Wonne
Bis zum Untergang der Welt, bis — dich ausgeschöpft die Sonne!"

Die Verse sind gewiß schön, nur darf nicht verschwiegen werden, daß die böse Welt — und solche gibt's auch in dem kleinen Cetinje — munkelt, der Woiwode Simo Popowitsch, ein österreichischer Serbe, habe mehr Antheil an ihnen als der Fürst. Thatsächlich ist der eben Genannte der Günstling Nikita's, was sich vor Allem darin ausspricht, daß er dem Fürsten — die Haare verschneiden darf, eine Vergünstigung, die nur Busenfreunden des Souveräns zukommt.

Zu den mancherlei Merkwürdigkeiten Cetinje's mit heiterem Anstrich gehört sonderbarer Weise auch das Zuchthaus, denn dasselbe entbehrt nicht nur vollständig aller der stehenden Attribute solch trauriger Anstalten, der Eisengitter, der schweren Thorflügel, der schlüsselbundrasselnden Kerkermeister u. dgl., sondern man sieht sogar dort die Sträflinge ganz gemüthlich rauchend und plaudernd, völlig sich selbst überlassen, vor den Thüren sitzen. Sie bewachen sich nämlich selbst, das heißt: das im Montegriner überaus stark entwickelte Ehrgefühl läßt sie an ein Entweichen überhaupt nicht denken.

Weniger harmlos ist ein anderes Gebäude, eine Art Thurm auf einer Kalkklippe, auf welchem ehemals die Köpfe gefallener Feinde aufgesteckt wurden. Die Krieger führten deshalb große Säcke in den Schlachten mit sich zur Aufnahme der blutigen Trophäen. Der scheußliche Gebrauch ist erst seit wenigen Jahren in Wegfall gekommen.

Merkwürdiger Weise hat am Fuße dieses seltsamen Bauwerkes ein Haus mit eminent friedlichem Charakter Platz gefunden, das Kloster der heiligen Jungfrau, das zugleich das kirchliche Centrum des Ländchens bedeutet. Hier residirt der cernagorische Papst, der „Metropolit", der freilich heute nicht mehr so viel gilt, als ehedem. Die Montenegriner, bekanntlich nach der furchtbaren Türkenschlacht auf dem albanischen Amselfelde im Jahre 1389 in die „Schwarzen" Berge versprengte Reste der vordem so großen Serbenrace, verwandelten nämlich sehr bald ihre von der Noth begründete Gemeinschaft in eine Hierarchie, eine Art zweites Israel, mit einem Priester an der Spitze. Doch Anno 1852 folgte der damalige Metropolit

Danilo den Beispielen, die schon längst deutsche und andere Fürsten mit vormals geistlichem Charakter gegeben, er streifte die Priesterkutte ab und verwandelte seine Herrschaft in eine weltliche und erbliche.

In diesem uralten Kloster wird auch das größte Heiligthum der Cernagorzen aufbewahrt, der einbalsamirte Leichnam Peters mit dem Beinamen des Heiligen, des größten Regenten, den das Ländchen bislang besessen. Derselbe ist beispielsweise der Urheber des trefflichen montenegrinischen Reichsgesetzbuches, des „Zakonik". Er eroberte auch 1812 als Helfershelfer Rußlands die Bocche di Cattaro, diesen herrlichen Hafen, sah sich aber dann beim Friedensschluß zwischen Czar und Sultan — wie dies auch früher schon vorgekommen — in seinen Erwartungen betrogen. Der Sarg dieses südslavischen Nepomuks kann wie ein Reisekoffer aufgeschlossen werden und zieht stetig zahlreiche Wallfahrer herbei.

Wir sind mit den Sehenswürdigkeiten der Miniatur-Hauptstadt zu Ende. Man sieht, es gibt deren nicht viele. Für den Neuling aber dürfte das Straßenleben noch von Interesse sein. Denn der lange „Corso" ist den ganzen Tag von gravitätisch einherwandelnden, gemessen aus langen Pfeifen rauchenden Männergestalten, die auch hier wieder im Bewußtsein ihrer Kriegerwürde dem süßen Nichtsthun huldigen, erfüllt. Die schlanken, hohen Figuren mit den scharfen Adlernasen, den blitzenden Augen, den martialischen Schnurrbärten — nur die Geistlichen dürfen Vollbärte tragen — und der bunten, reichen Landestracht, die aus einem schwarz-roth-goldenen Käppi, einem faltigen weißen Kaftan, einer reich mit Gold gestickten rothen Weste, blauen Pumphosen und grauen Wadenstrümpfen besteht, geben in der That ein originelles Bild. —

Wir haben Cetinje kennen gelernt. Dasselbe ist indeß keineswegs Montenegro in dem Sinne, wie Paris Frankreich, so sehr es auch mit seinen bescheidenen Genüssen den armen Hirten aus den Bergen wie ein Paradies vorkommen mag. Im Gegentheil, die übrigen Landestheile ergeben ein so verschiedenartiges Bild, daß man sagen kann: wer, wie die meisten Reisenden, nur bis Cetinje geht, hat die Cernagora nicht gesehen. Auf dem verhältnißmäßig geringen Areal von 150 Quadratmeilen, die sie umfaßt, zeigen sich die sämmtlichen

klimatischen Contraste Europa's von Norwegen bis Sicilien. Treten wir also eine Wanderung durch das Innere des Ländchens an! Sie wird reich an Beschwerden, jedoch auch reich an Naturgenüssen sein.

Wir wenden uns zuerst nach Süden, da dorthin noch eine der wenigen Fahrstraßen geht — der größte Theil des Landes hat nur Saumpfade von geradezu halsbrecherischer Beschaffenheit. In kühnen Windungen führt uns der Weg durch das öde Kalkklippenmeer abwärts. Außer einigen Wiesenblumen gedeiht hier nichts. Ebenso wenig zeigen sich Spuren menschlichen Lebens. Nur mitunter schallen von dem oder jenem Felsen langgezogene, melancholische Töne nieder. Sie stammen von Weibern, die dort oben auf schwindligen Bergpfaden leichten Schrittes wandeln und dabei ihrem vielleicht kurz vorher bei einem Raubzug in's benachbarte Land der Ungläubigen gefallenen Gatten, von dem sie bei Lebzeiten höchst wahrscheinlich schlecht genug behandelt wurden, eine improvisirte Todtenklage singen voll von rührender Trauer und heißem Rachedurst.

Nach kaum drei Stunden öffnet sich uns unvermuthet ein von hohen Bergen umschlossener Kessel mit einem kleinen, aber recht freundlichen und lebhaften Städtchen, in welchem wir sogar einem ganz eleganten Villenhäuschen begegnen. Das ist das Winterquartier der fürstlichen Familie. Denn während in der rauheren Jahreszeit droben in dem im Sommer beiläufig gluthheißen Cetinje eine wahrhaft sibirische, selbst für uns Nordländer nur schwer erträgliche Kälte herrscht, kommt hier, in Rjeka, dem montenegrinischen Nizza, bereits voller Frühling zur Geltung. Daher füllt die kleine Mulde auch eine Pflanzenwelt, welche sehr stark an jene erinnert, die wir unmittelbar am Südfuß der Alpen finden. In ganzen Hainen stehen daselbst Maulbeerbäume, Feigen, Johannisbrotbäume, immergrüne Eichen, Mandeln, Kastanien, Pfirsiche u. s. f.

Gleichwohl ist dieser angehende Winterkurort nur erst der Anfang südlicher Herrlichkeit, die sich nun vor uns immer intensiver entwickeln soll. Wir steigen in den kleinen Vergnügungsdampfer, der, natürlich ein Geschenk des getreuen Freundes fern an der Newa, hier stets zur Disposition des Fürsten steht. Rasch gleiten wir auf der sich bald erweiternden Cerniewitscha abwärts. Der Fluß beher-

bergt zu Zeiten ganz unglaubliche Mengen eines sardinenartigen Fisches, Skoranze genannt, der, um zu überwintern, aus dem offenen Meere in diese abgelegene, geschützte Gegend kommt und, bei seiner Rückkehr im Frühjahr mit Kübeln aus dem seichten Gewässer geschöpft, einen Haupterwerbszweig dieses Landestheiles bildet.

Nach kurzer Frist entfährt uns ein Ah der Verwunderung. Der weite Skutari-See, in den unser Fluß einmündet, liegt vor uns. Hohe, vielzackige, theilweise mit glitzernden Feldern ewigen Schnees bedeckte Gebirge, die noch wenig erforschten Sitze wilder albanesischer Bergvölker, der Klementi, der Hotti, der Miriditen und wie sie alle heißen, umrahmen seine tiefblauen Fluthen. Nur nach Süden hin scheint sich die Wassermasse in die Unendlichkeit zu verlieren. Aehnlich unbegrenzt würde sich auch die Fluth von Menschenblut darstellen, das die altersgrauen Bergriesen ringsum im Laufe der Jahrhunderte in dieser an sich so schönen Gegend haben fließen sehen.

Doch wir werden solchen trüben Erinnerungen glücklicherweise bald wieder durch lachende Bilder entrissen. Nachdem wir unweit in einer westlichen Bucht gelandet, nimmt uns ein Thal auf, das man den Rheingau der „Schwarzen" Berge nennen könnte. Denn die sanften Gehänge, zu denen die mächtigen Rücken rechts und links absinken, sind von üppigen Weinpflanzungen eingenommen, welche einen zur Zeit leider nur erst in Montenegro berühmten, dem besten Bordeaux nahekommenden Rothwein liefern.

An Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, fehlt es nicht. Denn bald da, bald dort tritt in den sauberen Dörfchen dieses reichen Thalgrundes ein Mann heraus, um uns mit Worten, die in ihrer feierlichen Umständlichkeit an die Sprache des alten Testamentes gemahnen, auf einen Schluck bei ihm einzuladen. „Die Sonne der Gnade Gottes ist über mich aufgegangen, wenn du unter mein Dach gehest", oder ähnlich lautet es da. Die Gastfreundschaft ist eben in diesem sonst so wilden Lande noch nicht erloschen, sie bildet die köstlichste Blume der „Schwarzen" Berge.

Doch auch die Zermniza — so heißt diese Landschaft — stellt noch nicht die Krone Montenegro's dar. Indeß sie bildet den Zugang zu derselben. In wenig Stunden gelangen wir aus dem Be-

reich der Trauben auf einen fast 1000 m hohen, buchenbestandenen Sattel. Das ist der sogenannte Sutormanpaß. Der Abstieg von ihm führt alsbald ein wahres Eden vor das überraschte Auge. Draußen das unermeßliche, glitzernde Meer und, an dasselbe anstoßend, tief unter unseren Füßen, ein weites, ebenes Land, das von ganzen Wäldern uralter, knorriger Oelbäume, den Symbolen des Friedens und des Segens, eingenommen wird. Dazu gesellen sich, wenn wir drunten angelangt sind, da und dort in Gärten noch Orangen mit ihren Goldäpfeln, hochragende Lorbeeren, duftende Myrthen und selbst vereinzelte Palmen. Einen besonderen Schmuck bilden hier die Rosen, die an diesem Punkte das ganze Jahr hindurch blühen und duften; wer hätte so etwas den verrufenen „Schwarzen" Bergen zugetraut!

Wir sind in Antivari. Aber vergebens suchen wir die alte Türkenstadt. Die montenegrinischen Geschütze haben sie in einen grausigen Trümmerhaufen verwandelt. Nur die schöne Naturgabe, den nahen Hafen, konnte der wilde Krieg nicht vernichten. Er steht noch jetzt den Seefahrern offen und wird hoffentlich wieder aufblühen lassen, was heute verwüstet liegt.

Von Antivari aus könnten wir mittelst des dort regelmäßig anlegenden Triester Lloyd-Dampfers leicht wieder in unsere Heimat gelangen, aber noch haben wir einen Haupttheil des montenegrinischen Gebiets, den östlichen, nicht kennen gelernt. Derselbe führt mit Recht einen besonderen Namen: „Berda" (Wald- oder Bergland, Alpenland), denn er unterscheidet sich von dem westlichen Karstgebiete wie ein Park von einem Kirchhof.

Die Berda ist ein ausgedehntes, von mächtigen, fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckten Gebirgsstöcken und tief eingeschnittenen, schluchtartigen, wasserdurchrauschten Thälern erfülltes Hochland. Hier gibt es weite Almen, fast so schön als in der Schweiz, und Wälder, wie sie diese nicht kennt, Urwälder von mächtigen Schwarzkiefern, aus deren dunkler Nadelmasse das golddurchhauchte Grün eingestreuter Laubhölzer wie Sonnenstrahlen aus Gewitterwolken grüßt. Hier haust freilich noch der grimme Bär, aber gleichzeitig wohnt daselbst ein zwar rauher, indeß biederer Menschenschlag, ein

Hirtenvölkchen, das sich etwas von dem Zauber homerischer Heerdenbeherrscher bewahrt hat.

Zwei Flußthäler, das der Ceta und das der Moratscha, greifen vom Skutari-See aus wie Arme weit in dieses Waldheiligthum hinein und bieten uns Gelegenheit, dasselbe verhältnißmäßig bequem kennen zu lernen.

Wandern wir zunächst im ersteren aufwärts! Es hat in seinem untersten Theile noch sehr südlichen Charakter und würde sogar Oliven ertragen. An der auf steilem Felskopfe gelegenen Festung Spusch, einem ehemaligen Zwinguri des Halbmondes, und dem hoch über der Thalsohle in einer Felsenhöhle an senkrecht abgeschnittener Wand etablirten Kloster Ostrog, dem Pulvermagazin des Landes und Zufluchtsort des Fürsten bei etwaigen feindlichen Invasionen, vorbei, gelangen wir an eine Stelle, wo das Thal unvermuthet endet und der ansehnliche Fluß direct aus nackter Felswand bricht, gleich als sei er von einem Moses-Stabe hervorgezaubert. Die Wahrheit ist aber, daß das Wasser hoch droben auf der ersten Thalstufe oder Terrasse in einem finsteren Schlund verschwindet, um erst hier wieder zu Tage zu treten. Solcher Wasserwunder gibt's in diesem Kalkterrain zahllose.

Ungleich einsamer, als das Cetathal, ist das der Moratscha, das noch weiter ostwärts liegt. Wir gelangen in dasselbe von der oberen Ceta aus nur mittelst anstrengender Uebergänge über mächtige, grasreiche Hochflächen. Die an sich schon wenigen Ortschaften, die wir im übrigen Montenegro finden, sind dort ganz verschwunden. Wir müssen in den rußigen Hütten armer Hirten übernachten. Indeß wo wir bei diesen auch einkehren, der Oberhirt hat immer alsbald, noch ehe wir Wünsche geäußert, mit raschem Dolchschnitt einem Lämmlein oder Zicklein das Lebenslicht ausgeblasen, um uns zu bewirthen. Und in der Nacht lagern sich in dem engen Raum Männer, Weiber und Kinder in paradiesischer Eintracht um uns her auf dem harten Boden. Wie wohl thut es uns, wenn wir darauf das bereits im Thale selbst gelegene Moratscha-Kloster erreichen, das uns in einem solchen Lande trotz seiner Einfachheit doch ein wahres Großstadt-Hotel dünkt! —

Indeß nunmehr wird's Zeit, wirklich von dem Ländchen zu scheiden. Wir thun dies mit dem Wunsche, daß dasselbe doch endlich einsehen lernen möchte, was zu seinem wahren Heile dient. Und das ist gewiß nicht die Freundschaft mit Rußland, welches sich des armen, leichtgläubigen Völkchens nur als Sturmbock gegen die Türkei bedient, auch nicht der sehnlichst erhoffte Gebietszuwachs auf Kosten der letzteren, sondern einzig und allein der innere Ausbau des kleinen Reiches, zu dem die jetzt noch zu wenig gewürdigten Naturschätze desselben doch genugsam reizen sollten!

Maurische Prachtbauten in Afrika.

Wer wüßte nichts von der Alhambra, jenem einzigartigen Schatzkästlein maurischer Baukunst, das fern in Spanien, in der reizvollen Provinz Andalusien auf einem Hügel thront, rings umkränzt von einer südlich üppigen Pflanzenwelt, mit deren warmen Tönen das im Hintergrund sich aufthürmende Schneegebirge der Sierra Nevada, der zweithöchsten Erhebung Europas, wunderbar kontrastirt!

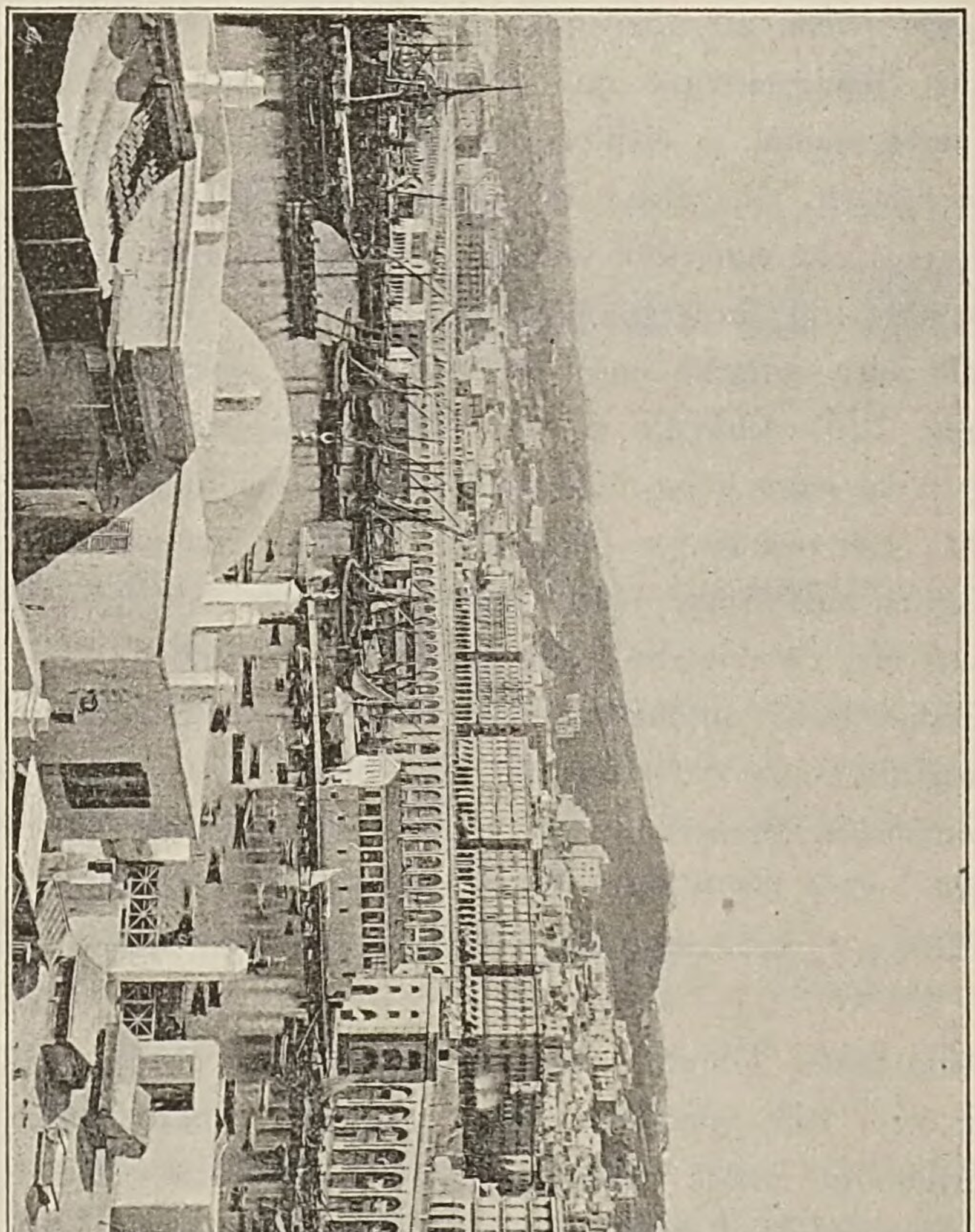
Viel weniger dürfte es bekannt sein, daß ähnliche Meisterwerke arabischer Architektur auch jenseits des trennenden Mittelmeeres, vor Allem im heutigen Algerien zu finden sind und zwar in einer geradezu erstaunlichen Menge. Machen wir uns also heute einmal dahin auf, um wenigstens die hervorragenden unter ihnen in Augenschein zu nehmen. Wir bewerkstelligen unsere Ueberfahrt nach dem nordafrikanischen Gestade von Marseille aus. Sie währt nur etwa 30 Stunden, indeß auch wenn sie länger dauerte, würde sie uns kaum langweilen. Bilden doch die Dampfer, die ihr dienen, immer eine Art wandelndes Völkermuseum. Auf dem geräumigen Deck tummeln sich goldbetreßte Stabsoffiziere aus Frankreich und Spahis, gebräunte arabische Polizeisoldaten mit weißem, innen blutrothem Mantel, die im Atlasgebiet zu Hause sind, vornehme Mauren im Gewand von himmelblauer Seide, welche der mächtige weiße Turban als „Hadsch"

d. h. als Mekkapilger kennzeichnet, und schmutzige Berber in zerlumpten Burnußen, kokette Pariserinnen und dicht verschleierte Haremsdamen, ebenholzschwarze Neger aus dem fernen, heißen Sudan, ebenso wie die unvermeidlichen Engländer aus dem kalten Norden mit Korkhelm und Sonnenschleier darum. Die letztgedachten ziehen nicht selten zur Löwenjagd in Afrika aus, doch wird man ihnen als Menschenfreund nur wünschen, daß sie den König der Thiere nicht einmal zu Gesicht bekommen, denn der Araber, der, nebenbei bemerkt, das Fleisch des grimmen Gesellen keineswegs verschmäht, sagt von demselben lakonisch: „Wer ihn trifft, der ißt ihn, wer ihn nicht trifft, den ißt er".

Bald wird natürlich unser Ziel diese ganze, wenngleich noch so interessante Reisegesellschaft in den Hintergrund treten lassen. Es geschieht wohl eines schönen Morgens, daß es am südlichen Horizont auftaucht. Ein unendlicher, hellgrauer Streifen, vielfach ausgezackt, so daß er an eine riesige Festungsmauer erinnert, zieht sich dort vor dem Auge hin. Vereinzelte weiße Flecken, die hie und da unter dem ersten Sonnenstrahle aufblitzen und sich unschwer als Schnee erkennen lassen, verrathen uns bald, daß wir das Atlasgebirge erblicken, jenen sagenumwobenen Grenzwall, mit welchem die Alten ihre Erdscheibe ein Ende finden ließen und jenseits welches auch heutzutage noch erst die Wildniß, der eigentliche „schwarze" Erdtheil, seinen Anfang nimmt.

Wenig später kommt auch schon Vorland zur Erscheinung und zwar in Form eines niedrigen, leicht gewellten, grünen Hügelzuges, des sogenannten Sahel. Auf zahlreichen Kuppen desselben ragen kleine, weißblinkende, kapellenartige Gebäude mit Kuppeln auf. Das sind sogenannte Kubbas, Häuschen, welche die Grabstätten berühmter muselmanischer Heiligen umschließen. Doch geht dabei die Geistlichkeit des Halbmonds keineswegs mit der Gewissenhaftigkeit zu Werke, welche abendländische Priester derartigen Reliquien gegenüber an den Tag legen. In vielen dieser über die ganze Provinz verstreuten Mausoleen finden sich gar keine Gebeine, es sind also nur sogenannte Kenotaphien, blinde Gräber. Auf der anderen Seite kennt man aber auch wieder Fälle, wo zwei dieser Grüfte, obwohl noch dazu räum-

lich weit getrennt, ein und denselben Heiligen zu umschließen behaupten. Es gibt alsdann aber keineswegs nach berühmten Mustern einen erbitterten Krieg darüber, welche von beiden geweihten



Algier vom Meere aus.

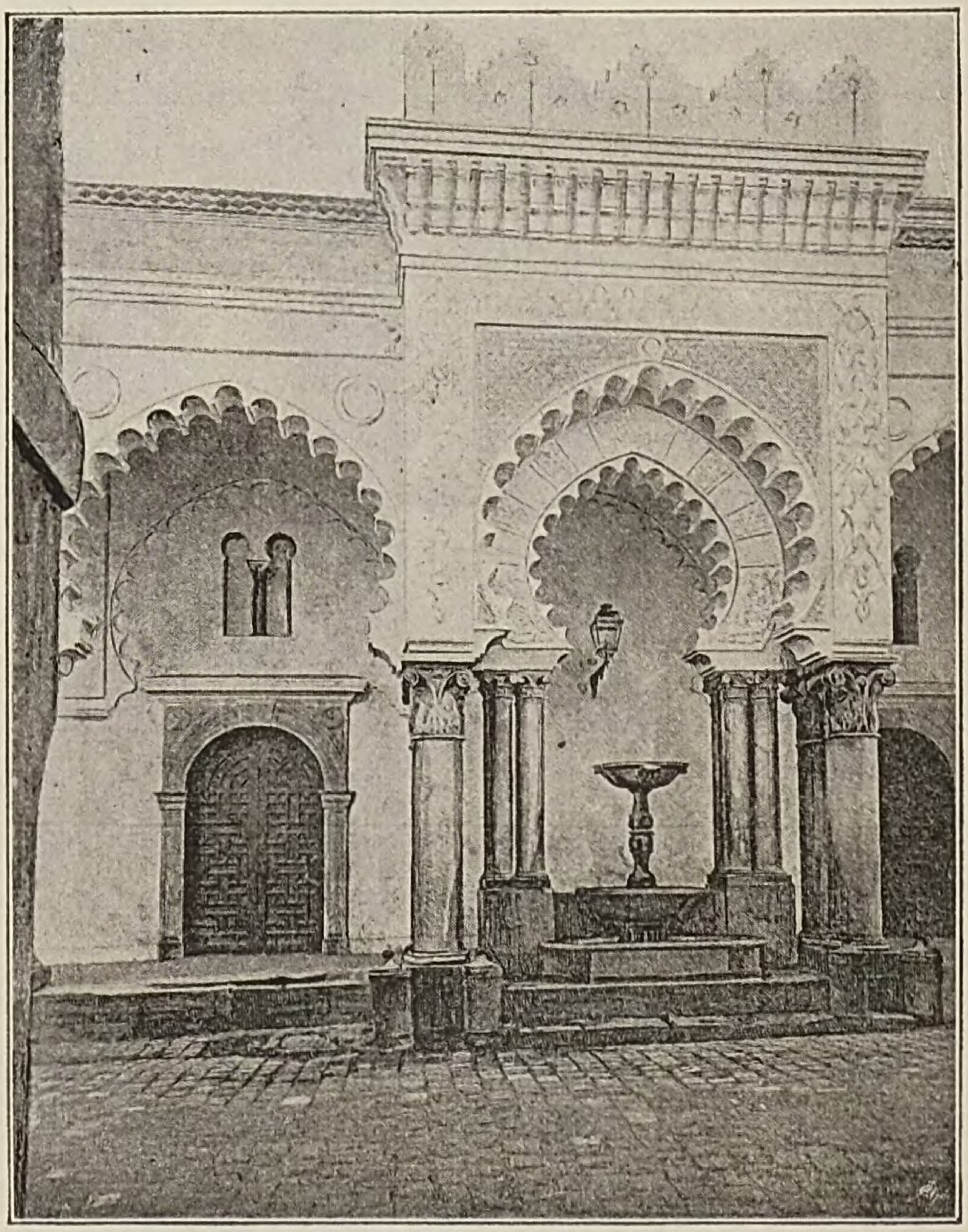
Stätten die echten Knochen haben, sondern die geriebenen arabischen Theologen lassen ein Wunder geschehen sein und den betreffenden Leichnam sich verdoppelt haben.

Diese ersten maurischen Bauwerke, die uns entgegentreten, sind nun freilich keineswegs architectonisch merkwürdig. Ihr Material bildet durchaus nicht Marmor, wie man von Weitem glauben möchte, sondern nur simpler Lehm, dessen Kalktünche sich jedoch in dem trockenen Klima des Landes wunderbar hält. Auch im Inneren der fensterlosen Hütten ist selten mehr zu sehen als der mit alten, verschlissenen Decken belegte Sarkophag, dessen Inhalt überdies sterblichen Augen für immer entzogen bleibt. Da sind doch die griechischen Orientalen viel praktischere Menschen! So sah ich einst in Montenegro den Sarg mit den sterblichen Ueberresten des größten Landesheiligen, den man wie einen Violinenkasten aufschließen konnte und für Geld und gute Worte — auch jederzeit aufschloß.

Eins haben jedoch jene arabischen Kubbas mit den religiösen Gebäuden anderer Culte gemein. Sie befinden sich meist auf Punkten, die mit feinem Sinn für landschaftliche Schönheit ausgesucht sind. So besuchte der Verfasser einmal eine derartige Grabkapelle, welche auf dem Dschebel Murdschadscho, einem Berg dicht bei Oran, dem Hauptort des westlichen Algeriens, erbaut ist. Welch ein Panorama dort oben! Rückwärts dehnt sich das blaue Mittelmeer aus, nach vorn aber fällt der Blick über eine, rund 200 Meter hohe, senkrechte Wand auf die direkt unter den Füßen liegende Stadt hinab, an die sich dann die weite, grüne Küstenebene anschließt bis dahin, wo die gewaltige Atlaskette die Welt wie ein Riegel absperrt.

Doch während dieser kleinen religionsphilosophischen Abschweifung ist das Schiff, das uns trägt, dem Lande noch näher gekommen. Unvermuthet rollt sich ein ganz unvergleichliches Tableau vor uns auf. In der Form eines riesenhaften Dreiecks zieht sich eine weiße Masse vom Seegestade über einen ziemlich steilen Abhang empor, bis sie, sich stetig verjüngend, schließlich in bedeutender Höhe mit einer Spitze endet. Das Ganze ähnelt, so von der Ferne gesehen, täuschend einem kolossalen Steinbruch. Bald jedoch entdecken wir, daß das, was wir für mächtige Steinquadern hielten, nichts anderes ist als die kleinen, charakteristischen, fenster- und dachlosen arabischen Häuschen. Indeß wie oft ein unscheinbares Gewebe an seinem Saume eine farbenschillernde Leiste trägt, so gewahren wir jetzt auch an diesem

Chaos primitiver Hüttchen eine prachtvolle Einfassung. In einer Länge von 2 Kilometern läuft längs der Meeresfluth eine hohe, monumentale Bogenreihe hin. Das ist nun freilich keine einheimische Schöpfung, vielmehr ein Werk Napoleons III., der, was er auch sonst Schlimmes verübt haben mag, im Punkte der Städteverschöne-



Porticus der Moschee Dschama el Kebir in Algier.

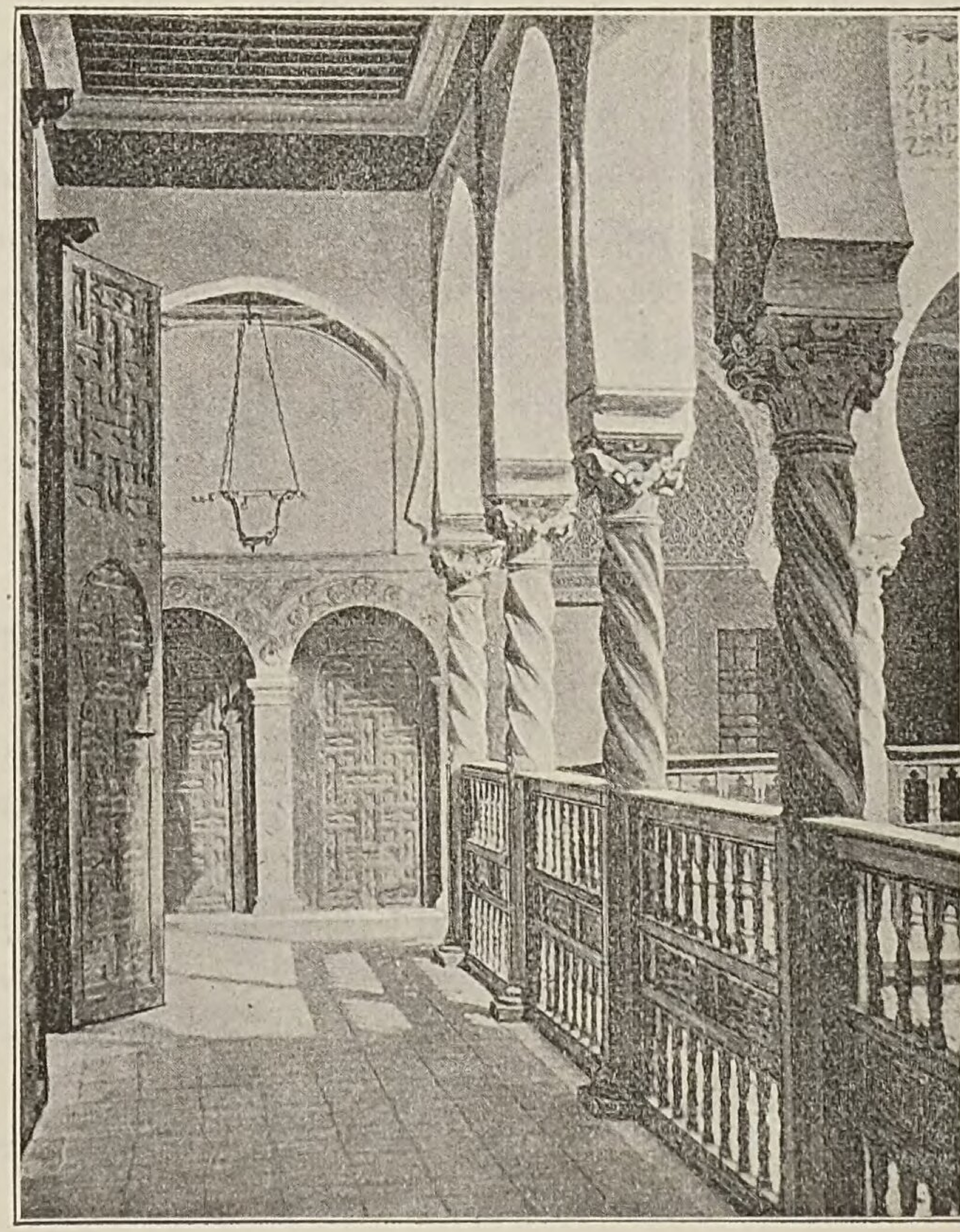
rung in der Weltgeschichte seines Gleichen sucht. Er hat der afrikanischen Colonialhauptstadt Algier, denn vor dieser warfen wir soeben Anker — die einzigartige Façade, die einen Aufwand von circa 8 Millionen Franken erforderte, geschenkt und ihr, dem orientalischen Orte par excellence, damit zuerst den europäischen Stempel

aufgedrückt. Die Franzosen haben's ihm freilich nicht gedankt. Sie tauften die herrliche Anlage, der sie zuvor aus Galanterie den Schmeichelnamen „Boulevard de l'impératrice" gegeben hatten, nach dem jähen Sturz des Gewaltigen im Kriegsjahre 1870 schnöde in Boulevard de la république um. Sic transit gloria mundi!

Ueber breite Rampen oder elegante Freitreppen erklimmen wir, nachdem wir gelandet, die Höhe der Prachtterrasse. Ihr Scheitel bildet eine Straße, wie die Welt nicht viel ähnliche aufzuweisen hat. Nur auf der einen Seite befinden sich Häuser, moderne Paläste, einer am andern, theils Hotels und glänzende Café's, theils Geschäftshäuser, Banken und dergl., auf der anderen zieht sich dagegen eine ornumentale Balustrade hin, welche die Aussicht frei läßt. Das entzückte Auge schweift von hier über den Hafen mit seinem Gewühl von Dampfern, Segelschiffen und Nachen hinweg bis hinaus, wo in unermeßlicher Ferne die blaue, duftige Wasserfläche sich mit dem Himmel vermählt. Da aber der Ocean an dieser Stelle weit in's Land einschneidet und eine ungeheure Bucht mit weit vorspringendem Gestade bildet, so genügt eine kleine Wendung nach rechts, um auch ein herrliches Stück Erde dem Blicke zu erschließen. Villen, Meierhöfe und ganze Dörfer erkennen wir, wahre Wälder von hochragenden Dattelpalmen wechseln mit dichten Orangeplantagen oder weiten, grünen Gärten ab, die uns Nordländern im Winter jene köstlichen Gemüse liefern, welche den Gourmand entzücken. Als imposanter Abschluß steht aber auch hier wieder überall der al:ehrwürdige Atlas hinter dem paradiesischen Küstenland, mit seinen auch im heißesten Sommer selten ganz verschwindenden Schneefeldern ein Stück Winter, der über einem ewigen Frühling thront.

Der unvergleichliche Corso, auf den uns der erste Schritt auf afrikanischem Boden geführt hat, zeigt, wie bereits angedeutet, noch ein völlig modernes Gesicht. Doch nur wenige Schritte und wir befinden uns da, wohin wir eigentlich wollten, angesichts echt maurischer Bauten, welche nun in kurzen Abständen und stetig wachsender Vollkommenheit vor uns aufmarschiren. Wir sind auf den Hauptplatz der alten Piratenstadt angelangt. Wohl hat auch ihn schon der Firniß

der Cultur getroffen, Asphaltpflaster, Gaskandelaber und ähnliches fehlt nicht, ja man erblickt sogar eine Reiterstatue des Herzogs von Orleans, jenes von den Franzosen vergötterten ältesten Sohnes des „Bürgerkönigs" Louis Philipp, welcher nach den kühnsten Kriegszügen in der neuen Provinz, die ihn bis in die ferne Wüste



Säulengalerie im erzbischöflichen Palast in Algier.

hinunter führten, in Frankreich in Folge eines Sturzes aus dem Wagen einen so ruhmlosen Tod finden sollte. Aber unmittelbar hinter diesem Broncemonument erhebt sich auch schon die größte Moschee der Stadt, die Dschama el Dschedid, die zwar noch kein eigentliches Meisterwerk arabischer Baukunst darstellt, gleichwohl aber

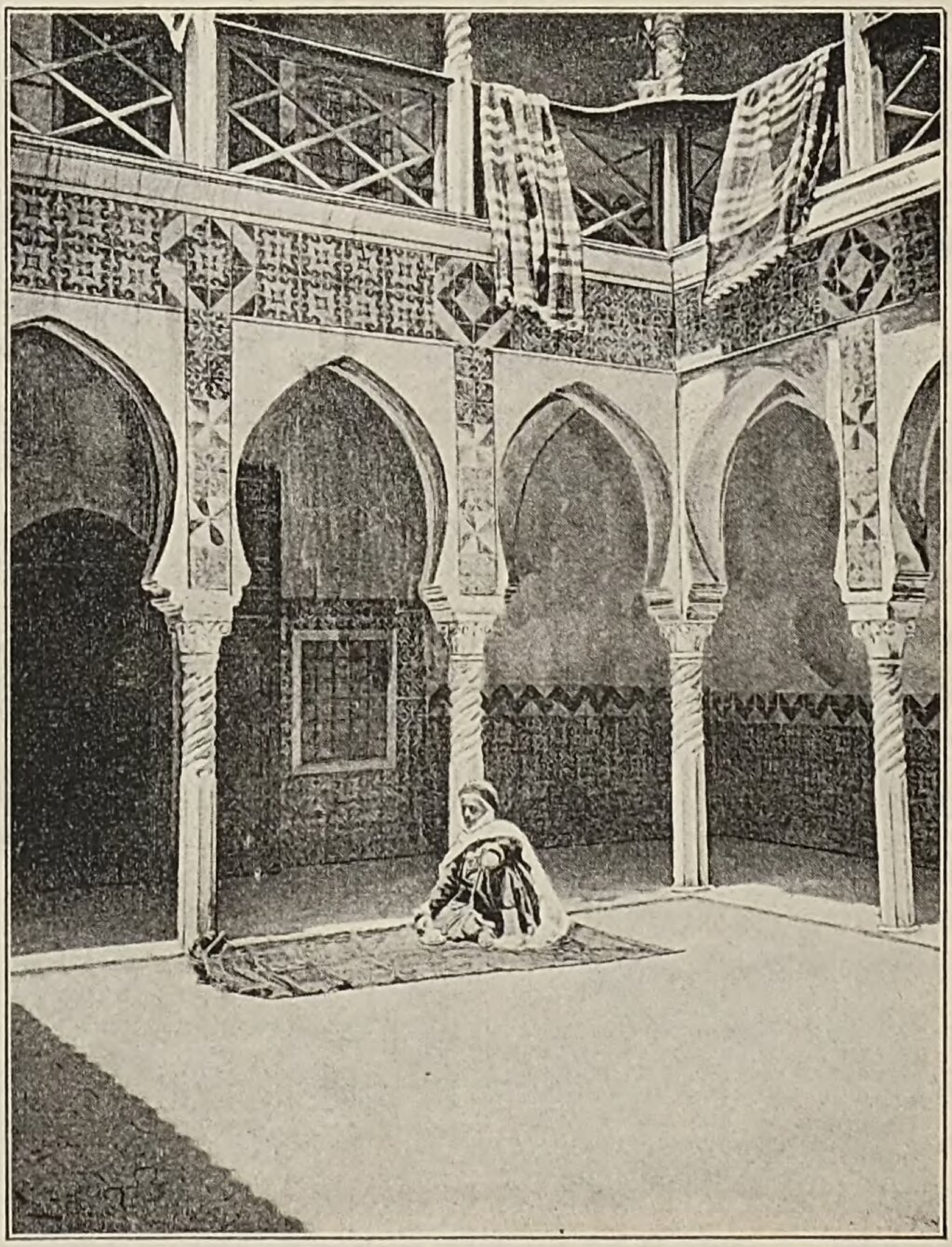
durch ihre originelle Kuppel, sowie überhaupt ihren ganzen zierlichen Aufbau unseren Beifall gewinnen wird. Der Grundriß dieses im Jahre 1660 erbauten muhammedanischen Gotteshauses zeigt merkwürdiger Weise deutlich die Kreuzesform. Die Sage führt dies auf einen Christensclaven zurück, der den Baumeister gemacht habe und dafür später den Feuertod erlitt.

Viel bedeutender präsentirt sich uns eine andere unfern gelegene Moschee, welche auch den charakteristischen Namen der „großen“ oder „herrlichen“ (Dschama Kebir) führt. Sie hat eine prachtvolle Säulenfaçade, in deren Mitte wieder ein ähnlich gestaltetes Portal anzieht. Bemerkenswerther Weise ist bei diesem beiläufig schon aus dem 10. oder doch 11. Jahrhundert stammenden Bau auch das Innere, welches sonst in ähnlichen Schöpfungen des Islam fast immer nur einen weiten, leeren Centralraum zeigt, gegliedert. Wir treffen dort schiffartige Abtheilungen, welche von zahlreichen ähnlich ausgezackten Bogen gebildet werden, wie sie die Außenseite aufzuweisen hat.

So feierlich indeß nach alledem auch der Aufenthalt in diesem altehrwürdigen Gotteshause anmuthen wird, so findet man doch sicher auch hier Gelegenheit, die naive Art zu bewundern, in welcher die Anhänger des Halbmondes das Prosaische und Triviale mitten unter die Poesie zu mischen pflegen. Wie oft trifft man beispielsweise in solchen orientalischen Andachtsstätten die schmucklosesten Beleuchtungsapparate, simple Petroleumlampen mit Glocke und Cylinder, wie sie unsere Bürgerhäuser führen. In der Dschama Kebir erregten in dieser Hinsicht seiner Zeit eine Anzahl Katzen meine Aufmerksamkeit, welche sich an den mattenbekleideten Pfeilern hindrückten oder sich schnurrend auf dem verschlissenen Teppich des Fußbodens sonnten. Schließlich erinnerte ich mich, daß ja für den Muselman die Katze im Gegensatz zu dem überaus verabscheuten Hunde ein sehr geschätztes Thier ist. Wird doch von dem „Propheten“ selbst erzählt, daß er sich einst lieber ein Stück seines kostbaren Mantels abschnitt, als daß er seinen Lieblingskater, der auf demselben unbeachtet eingeschlafen war, geweckt hätte.

Unsere bisherige Darstellung könnte den Schein erwecken, als ob die alten arabischen Baumeister ihre Kunst in Algier nur an heilige

Gebäude gewendet hätten. Aber eine wiederum nur kurze Wanderung wird uns vom Gegentheil überzeugen. Wir stehen vor einigen altmaurischen Palästen, die zu den kostbarsten Schöpfungen ihrer Art zählen. Freilich von außen, nach der Straße hin stellen sie uns nichts als kahle, einfach weiß getünchte, fensterlose Wände entgegen. Das



Hof des Gouverneurpalastes in Algier.

ist jedoch nun einmal arabische Art, die wir nicht schmähen werden, wenn wir erwägen, daß der Orientale im Gegensatz zu dem Europäer, welcher den Vorübergehenden imponiren will, sein Haus für sich baut und darum das Beste im Innern anbringt. So werden wir denn auch im vorliegenden Falle wahrhaft überrascht sein, wenn

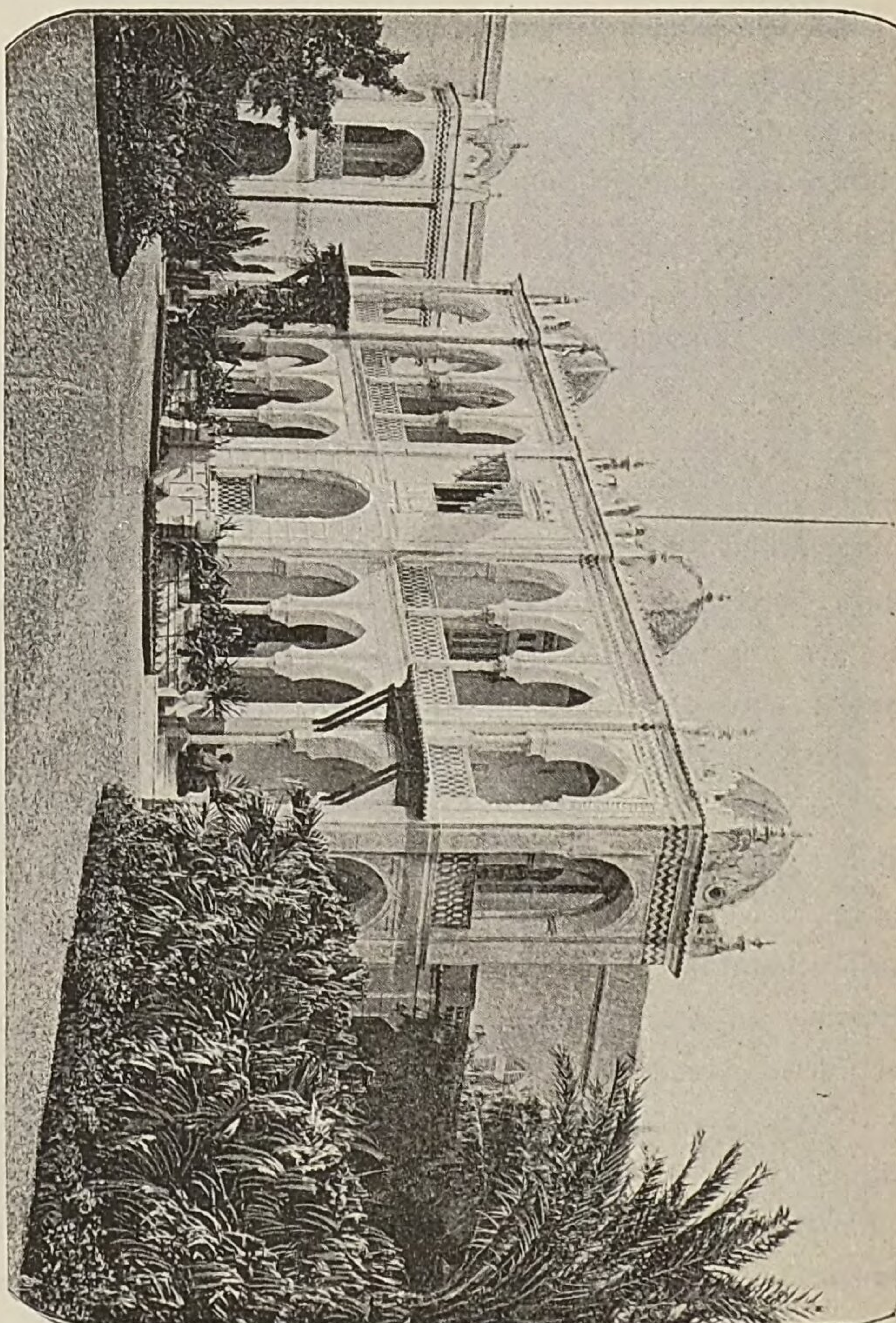
wir durch die enge Thür eingetreten sind. Wir befinden uns dann immer in einem Hofe, um welchen die zierlichsten Säulengänge herumlaufen. So künstlerisch schön wie die Anlage des Ganzen, erscheinen dabei meist auch die Details, die Simse aus musivischen Kacheln, die braune, geschnitzte Holztäfelung und vor Allem die Füllungen von Stuck, die nicht selten der feinsten Spitzenarbeit ähneln.

In den letzten Decennien, die dem alten Barbareskenstaat beschieden waren, erlitt allerdings auch dieser Typus vornehmer maurischer Privathäuser unter dem Einfluß des Abendlandes eine gewisse Veränderung. Namentlich fing man an, die nach der Straße hin gelegene Front ebenfalls etwas kunstvoller zu gestalten. Das interessanteste Beispiel hierfür bietet das Sommerschloß des letzten Deys von Algier, welches uns zugleich zu einem der genußreichsten Ausflüge, die sich in jener Gegend unternehmen lassen, Gelegenheit gibt.

Wir verlassen Algier in südlicher Richtung. Gar bald liegt schon eine der größten Sehenswürdigkeiten nicht nur der jungen gallischen Colonie, sondern des ganzen „dunklen" Continents am Wege. Es ist dies ein ungeheures Terrain, welches in einen Versuchsgarten umgewandelt wurde. Alle möglichen Nutzpflanzen der Erde, vorzugsweise jedoch diejenigen Afrikas gelangen hier zur probeweisen Cultur. Unbeschadet dieses prosaischen Zweckes verstand es jedoch der feine Geschmack der Franzmänner, gleichzeitig einen Park zu schaffen, wie er nicht so leicht seines Gleichen hat. Die ganze Herrlichkeit der Tropen gelangt hier in engem Rahmen zwar, aber dennoch in größter Naturtreue zur Vorführung. Besonders entzückend wirkt ein riesenhafter Stern, der durch strahlenförmig auslaufende Alleen gebildet wird. Jede der letzteren ist aber immer nur mit einer einzigen Gattung exotischer Bäume besetzt. So sieht man hier nichts wie lauter hochragende Kokospalmen, dort wieder eitel buschige Bananen, daneben wieder einen ganzen Wald von steifen Araukarien, stelzfüßigen Pandanen oder schlanken Bambusrohren, deren seidenpapierartige Blätter geheimnißvoll im Winde rascheln. Ja selbst die Wüste blieb in diesem Miniaturbild des afrikanischen Erdtheils nicht unvertreten. Inmitten einer sandigen Fläche hat man mit einem Haine von Dattelpalmen, Akazien und Oleandern eine ganze kleine Oase

aus dem Boden gezaubert, und um die Täuschung zu vollenden, wurden in der Nähe sogar einige Strauße angesiedelt.

Schwer reißen wir uns von diesem Eldorado los, das immer noch unser Ziel nicht bildet. Auf vielfach gewundener Heerstraße



Sommerpalast des letzten Deys von Algerien.

steigen wir an dem Küstenzuge des „Sahel" empor. Immer unermeßlicher breitet sich bei jedem Rückblicke das blaue Meer vor den Augen aus, immer unverhüllter präsentirt sich die weiße Häusermenge

zu unseren Füßen, bis plötzlich etwas Anderes unsere ganze Seele gefangen nimmt. Dicht neben uns wächst aus dem schillernden Schoße fremdartigster Pflanzenwelt ein wahres Feenschlößchen heraus, ein Wunderbau so blendend weiß und so niedlich und zierlich zugleich als sei er aus Elfenbein geschnitzt oder aus Porzellan geformt.

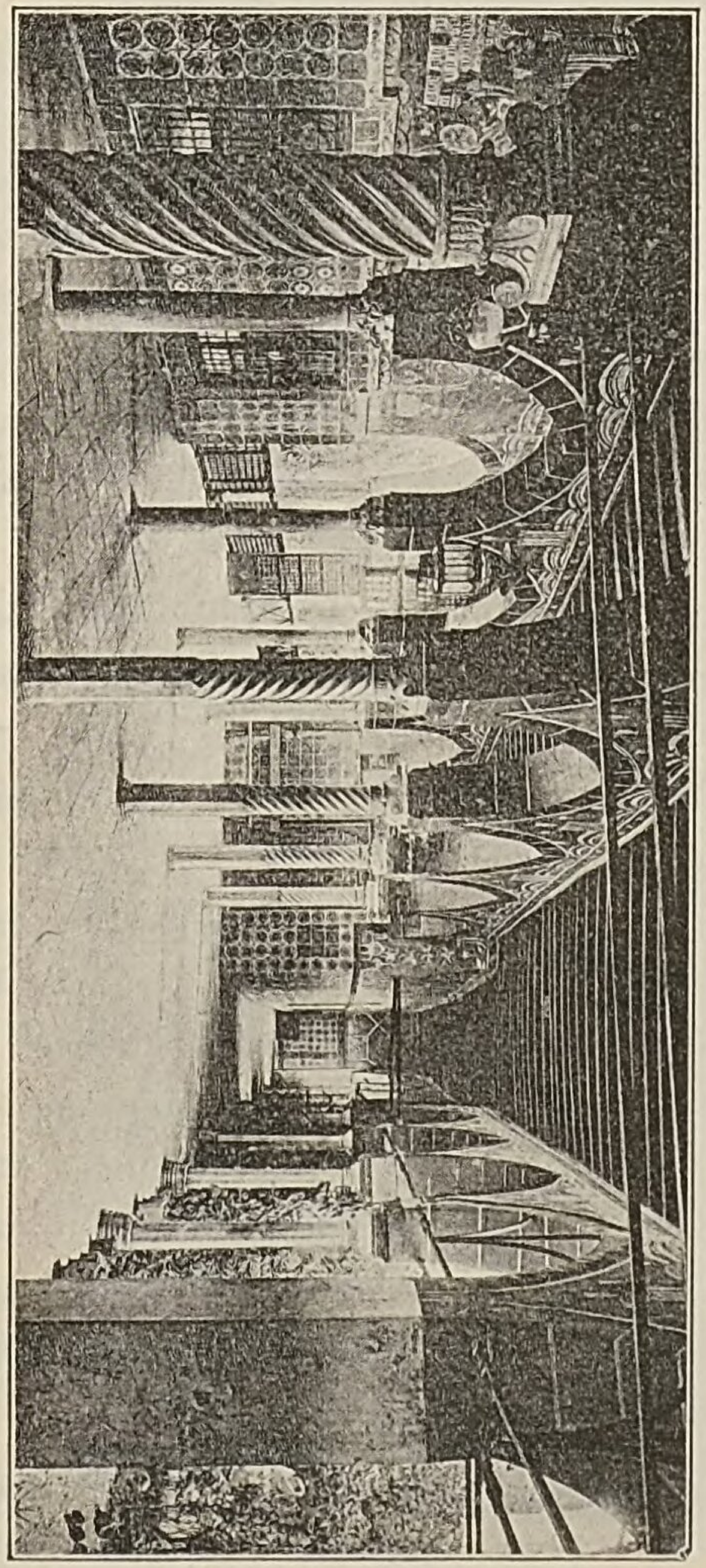
Hier verbrachte einstens der letzte Gewaltherrscher des gefürchteten Seeräuberstaates, um dessen Gunst bis in die ersten Decennien dieses Jahrhunderts herein sämmtliche Culturstaaten Europas bettelten, dem die meisten von ihnen selbst Tribut zu zahlen sich nicht weigerten, dessen Fahrzeuge raubend und plündernd noch 1817 in der Nordsee gesehen wurden, die letzten Jahre seines Regiments, bis die welthistorische Ohrfeige, welche er dem wohl nicht ohne Absicht brutal gegen ihn auftretenden französischen Consul verabreichte, ihn vom blutigen Throne stürzte.

Ein arabisches Bauwerk von ganz anderem Character lernen wir kennen, wenn wir nun auch noch Algier nordwärts verlassen. Ein herrlicher Park mit der üppigsten südlichen Vegetation, der „jardin de Marengo", fehlt auch dort nicht. Aber was daselbst halb versteckt im grünen Blättermeere unsere Augen entdecken, ist keine heitere Wohnung Lebendiger, sondern eine Schlummerstätte Entseelter, eine der früher beschriebenen Kubbas, und zwar jene des gefeiertsten aller algerischen Heiligen, des Sidi Abder Rahman el Talebi. Eine Unmasse von Bettlern, zerlumpten, wo nicht gar fast völlig nackten Gesellen, die zudem noch mit den verschiedensten ekelerregenden Uebeln behaftet sind, umlagert den geweihten Ort von früh bis spät, und wir müssen erst eine förmliche Schlacht schlagen, ehe wir dann im Innern des Hauses, gemäß unseren früheren Darlegungen, sehen, daß eigentlich nichts zu sehen ist. —

Man wird zugeben, daß bereits die Hauptstadt der jungen französischen Besitzung respectable Proben maurischer Architectur vor's Auge führt. Doch auch in den entlegensten Theilen des Binnenlandes fehlt es daran häufig nicht. Ein ganz appartes Schatzkästlein des merkwürdigen Baustyles besitzt u. a. Constantine, jener Hauptort im Osten der Colonie, der wie ein Adlernest auf einer fast nach

allen Seiten senkrecht abgeschnittenen und von grausigen Schluchten umgebenen Felsenplatte seine Stätte gefunden hat.

Wir gelangen dahin von der Residenz aus entweder direct mit der großen Eisenbahn, die seit einigen Jahren parallel zur Küste das ganze Land von Oran bis Tunis durchschneidet, oder besser noch, — denn die Hochplateaus des Innern bieten nicht viel des Interesses — mit Schiff an der mannigfaltig gestalteten und prächtig bewachsenen Küste entlang. Haben wir dann nach Ankunft an Ort und Stelle die Brücke passirt, welche die Felseninsel der alten numidischen Residenz, und dies stellte Constantine einst vor, über einen düsteren Schlund hinweg mittelst eines einzigen kühnen Bogens so zu sagen mit dem übrigen Festland verbindet, so stehen wir bald vor dem erwähnten Bauwerk, das ehemals gleichfalls ein Residenzschloß bildete, das des letzten Beys der alten Stadt, des Hadsch Achmed. Derselbe hatte es sich erst auf erbauen lassen, doch konnte er es nur kurze Zeit benützen, da bereits vier Jahre nach seiner Thronbesteigung die französische



Das Innere des Palastes des ehemaligen Beys von Constantine.

Invasion vor sich ging. Die Inschrift, welche die arabischen Baumeister an ihrem Werke anbrachten:

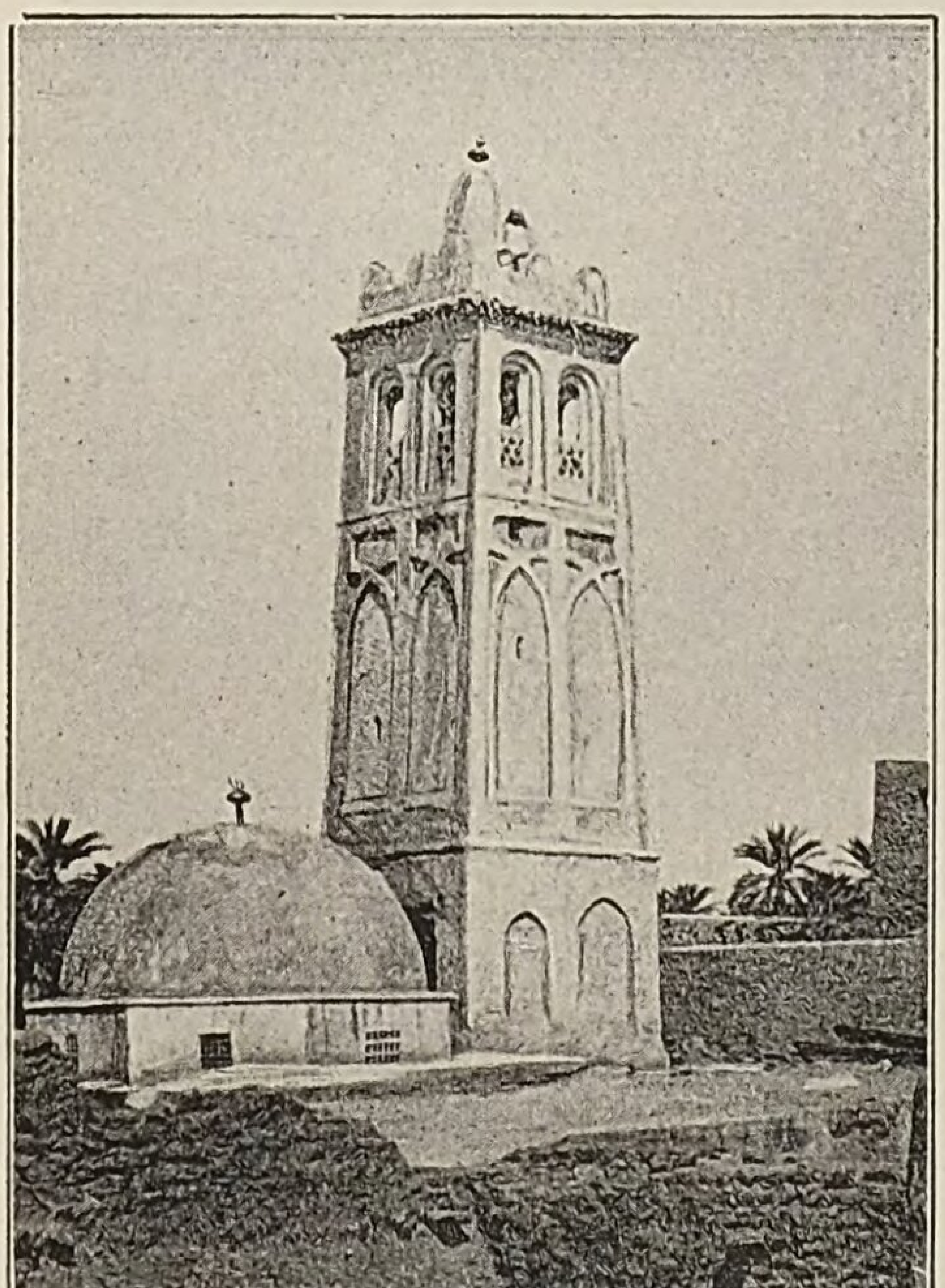
> „Im Namen Gottes des Gnädigen und Barmherzigen! Dem Herrn dieses Palastes Heil und Frieden, ein Leben, welches währt, so lange die Taube girrt, Ruhm ohne Verunglimpfung und Freuden ohne Ende bis zum Tage der Auferstehung —"

hat sich also nicht erfüllt.

Der Palast, im Aeußern ebenfalls unscheinbar, weicht in seinem prächtigen Innern von ähnlichen Schöpfungen, die wir in der Hauptstadt kennen lernten, ab. Die Bogen, welche von den verschiedenartigsten Säulen getragen werden, sind in tiefschwarzer Farbe gehalten und ebenso widerspricht es ganz dem muhammedanischen Gebrauche, daß auf diesem sammtartig dunklen Untergrund alle möglichen, freilich sehr unvollkommenen Schildereien, Schlachten- und Städtebilder, angebracht sind. Aber schön, einzigartig schön bleibt diese „afrikanische Alhambra", wie man das Schlößlein genannt hat, doch.

Indeß auch mit dem schon ziemlich weit landeinwärts gelegenen Constantine haben wir noch immer die Grenze, bis wohin maurische Baukunst gedrungen, nicht erreicht. Dieselbe findet sich vielmehr erst tief drunten in der Wüste. Doch gelangt man heutzutage verhältnißmäßig leicht dahin. Eine Eisenbahn führt zur Zeit bereits bis auf den breiten Atlasrücken hinauf, bald aber wird sie auch von da ab die „Diligence du Sahara" verdrängen, welche die Reisenden bisher über die Südabhänge des eben genannten Gebirges hinab in das große Sandmeer und bis nach der ersten, bedeutenderen Oase, Biskra, beförderte. Erst von da aus muß man sich für Kameel oder Maulthier entscheiden, um weiter zu kommen. Doch zum Glück ist die Oase Sidi Okba, auf die wir es abgesehen haben, schon nach wenigen Stunden erreicht. Ein rasch anwachsender Troß träge herumlungernder Wüstensöhne, großer und kleiner, die sich gar nicht satt sehen können an den seltenen Gästen aus dem fernen Norden, geleitet uns schreiend und gesticulirend nach der einzigen Merkwürdigkeit des Ortes.

Es ist dies eine kleine, schmucklose Moschee, die indeß einen in seiner Art vollendeten, für Kunstverständige höchst bemerkenswerthen Thurm mit romanischen Fensteröffnungen aufzuweisen hat. Wer sähe es dem kleinen Ding an, daß es bereits mehr denn 12 Jahrhunderte überdauert hat, nachdem es im Jahre 682 erbaut wurde! Und dabei ist es nur aus Lehm, den freilich die Wüstensonne wahrhaft versteinert hat.



Moschee in der Oase Sidi Okba in der Sahara.

Für den Geschichtsforscher dürfte der merkwürdige Bau noch dadurch wichtig sein, daß in ihm einer der Generäle aus der Suite des „Propheten" Okba Ben Nafi, nach welchem die ganze Oase benannt wurde, den ewigen Schlaf schläft. Derselbe eroberte dem Islam einen großen Theil von Nordafrika, wurde dann aber von einem trotzigen Berberhäuptling, den er zur unerhörten Schmach des Schöpsschlachtens gezwungen hatte, umgebracht.

Vielmehr als diese alte arabische Mähr' dürfte uns jedoch wohl die Aussicht interessiren, welche sich vom Minaret der Moschee bietet. Ueber den ausgedehnten Palmenwald, in welchen die kleine Oase eingebettet ist, hinweg umspannt der Blick die unermeßliche gelbe Sandwüste von der kahlen Kette des Atlas im Norden, die sich von hier aus mit ihren nackten Kämmen und Spitzen wie ein mitten im wildesten Sturm plötzlich erstarrtes Meer ausnimmt, bis dahin, wo

die majestätische Fläche am fernen Südhorizont mit dem gleichfalls bleichgelb gefärbtem Himmel in ein's verschwimmt.

Welches andere Bauwerk der Welt böte ein ähnlich abstoßendes und doch zugleich auch wieder so erhabenes Panorama dar, wie dieses muhammedanische Wüstenkirchlein am äußersten Rande der civilisirten Welt, welches zugleich gegen Mittag zu das letzte Denkmal einer längst untergegangenen Kunstepoche im Massiv des „schwarzen" Erdtheiles bedeutet!

In's Innere von Kleinasien.

Eine Reise mit Hindernissen.

Kleinasien, das reich gesegnete Süch Erde, welches nach größter Blüthe wie das Dornröschen der Sage Jahrtausende lang im Todtenschlaf gelegen, bis es in unseren Tagen, wenn auch nicht durch einen Märchenprinzen, so doch durch den großen Zauberer, der Dampfroß heißt, neues Leben zu empfangen beginnt, war, wie leicht begreiflich, noch vor Kurzem, wenigstens in seinen mehr landeinwärts gelegenen Theilen, nur unter bedeutenden Mühsalen und Gefahren zugänglich.

Das erfuhr ich reichlich, als ich vor einigen Jahren einen Vorstoß in dieses Allerheiligste des Islam unternahm. Von Konstantinopel, dem letzten vorgeschobenen Posten Europa's und seiner Cultur, gelangte ich zwar noch mit Dampfkraft über den schmalen Grenzwall des Bosporus hinüber, indeß das Schifflein stellte sich bereits als ein erstes Stück Orient dar, denn quer über sein Deck wurde vor der Abfahrt ein mächtiger Leinwandvorhang gezogen, hinter welchen die tiefverschleierten weiblichen Passagiere huschten. Ebenso erwartete mich wohl drüben am asiatischen Ufer noch eine Eisenbahn, die bereits rund 100 Kilometer in's Binnenland hinein reichte, aber fremdartig muthete auch dieses Verkehrsmittel an, die Schaffner trugen den türkischen Fez und aus den Coupés lugten

braune, struppige, zerlumpte oder auch halbnackte Gestalten, welche einem Dichter von Räuberromanen hätten als Typen dienen können.

Nur die Landschaft hatte sich noch nicht verändert, sie prangte noch immer in der unvergleichlichen Herrlichkeit griechischer Erde. Zwischen saftigen Weinreben oder schwermüthig dunklen Cypressen, Hainen von knorrigen Oliven und Feldern mit grellrothen Liebesäpfeln schimmerte überall wie eine himmelblaue Gazewolke das Marmara-Meer durch, dessen friedlich glatte Fläche außer zahlreichen weißen Segeln die winzigen, aber reizvollen Prinzeninseln wie schwimmende Bouquets schmückten.

Erst nach mehrstündiger Fahrt, die sich nebenbei bemerkt, ein wahrer Hohn auf die moderne Dampfkraft, nur im Schneckentempo bewegte, änderte sich die Scenerie. Die unübersehbare Seefläche zog sich zu dem schmalen Arm des Golfes von Ismid zusammen und der Schienenweg wurde durch wilde, jähe Ufergebirge zur Bergbahn verwandelt. Die stille Fluth in Kirchthurmstiefe zu Füßen, ging's an starren Felswänden hin oder vermittelst dünner Gitterbrücken über finstere Schluchten. Wenn derartige Schwierigkeiten schon in Culturländern bange machen können, wie viel mehr nicht erst im Bereiche der verlotterten Türkei, wo vielfach Bahnbau und Bahnbetrieb nicht um ein Haar sorgsamer behandelt werden als alles Andere!

Das Unbehagliche der Situation zu erhöhen, brach schließlich die Nacht ein, ehe unser vorläufiges Ziel, die Stadt Ismid, erreicht wurde. Letztere trat dann wohl um so glanzvoller vor das Auge, indem sie sich, amphitheatralisch, wie sie von der See aufsteigt, als eine riesenhafte, von zahllosen Lichtpünktchen gebildete Pyramide darstellte. Leider aber erging es auch hier wie so oft im Bereich des Halbmondes: dem prunkvollen Aeußeren entsprach das Innere nicht im Geringsten. Statt in einem Bahnhofe landeten wir unter Gottes freiem Himmel. Während wir noch rathlos stehen, wohin wir unsere Schritte bei der herrschenden Stockfinsterniß lenken sollen, blitzt uns plötzlich Laternenschein in die Augen und eine Anzahl wilder Gestalten dringt unter Schreien und Toben auf uns ein. Wir denken im ersten Augenblick an eine Räuberbande, in Wahrheit war es jedoch die löbliche Polizei, welche unseren Paß zu sehen verlangte.

Nachdem dies Geschäft, natürlich mit der dem Orientalen eigenen Umständlichkeit erledigt war, sah ich mich unvermuthet wieder allein. Indeß jetzt machte ich kurzen Proceß, rannte den Laternenträgern nach und eroberte mir einen derselben halb mit Gewalt, halb durch das Versprechen des unvermeidlichen „Backschisch" als Führer, indem ich ihm gleichzeitig meinen Handkoffer aufnöthigte. Doch gebrauchte ich dann die Vorsicht, mit dem Revolver in der Hand hinter ihm herzuschreiten, denn in der Türkei ist leider selbst der hohen Obrigkeit nicht zu trauen.

Durch ein Mißverständniß geriethen wir statt in die Hauptstraße in den Bazar, der, wie anderwärts, auch in Ismid ein ganzes Stadtviertel bildet. Lange irrten wir in diesem Labyrinth von Holzbuden und engen Straßen mit wahrhaft vorsintfluthlichem Pflaster umher. Nirgends trafen wir mehr eine lebende Seele, die uns hätte zurechtweisen können. Nur hie und da heulte einer der zahlreichen herrenlosen Hunde, die überall herumlagen, laut auf, wenn wir ihn unversehens getreten. Sonst herrschte Schweigen wie in einer Gräberstadt. Endlich ein Nachtwächter, der uns freilich arretirt, da es in der Nacht nicht erlaubt ist, den Bazar zu betreten. Doch kommen wir auf diese Weise wenigstens wieder in den Bereich des Lebens zurück. Ja, der biedre Hüter des Gesetzes führt uns schließlich selbst zum „ersten" Hotel der Stadt, nachdem wir ihm unter Beihilfe einiger Silbermünzen unsere Harmlosigkeit dargethan.

Hier leider neues Malheur. Das Haus ist voll besetzt, wir müssen von Neuem auf die mühselige Suche gehen und finden endlich Aufnahme in einer Art Fuhrmannsgasthof, dessen Parterrelocal eine rußige, von verdächtigem Gesindel erfüllte Schnapshöhle bildete, und dessen einziges Fremdenzimmer im ersten Stockwerk als Betten nur einige wacklige Brettergestelle mit ganz unbeschreibbar schmutzigen Lappen und Lumpen enthielt, die bereits vor uns von einer Unzahl zwar winzig kleiner, aber dafür um so quälender Schlafgenossen eingenommen worden waren. Dergestalt verlief meine erste und einzige Nacht in der Stadt, die vor mehr denn anderthalb Tausend Jahren unter einem Kaiser Diocletian zu einer der glanzvollsten der damaligen Welt gemacht worden war.

Daß am anderen Morgen meine Erwartungen bezüglich der Weiterreise in's Land hinein nach diesem ersten Debüt keine hochgeschraubten waren, wird man sich denken können. Aber es kam doch noch schlimmer, als ich gedacht. Damals existirte die erst vor Kurzem eröffnete, zur Zeit bereits bis Angora im Herzen von Kleinasien führende Bahnlinie noch nicht. Ich mußte mir ein Privatfuhrwerk miethen. Dasselbe rasselte auch nach einigen Stunden Wartens richtig vor, aber Himmel, wie sah es aus! Eine Art Schinderkarren hatte man mit einer schmutzig braunen, vielfach durchlöcherten Plane derart niedrig überspannt, daß man wie in einen Backofen hineinkriechen und sich drinnen auf den harten Boden setzen mußte. Die beiden Pferde waren spindeldürre, struppige Mähren, welche ein finster blickender, bis an die Zähne bewaffneter Tscherkesse lenkte, dessen Haupt unter einem nahezu heuschobergroßen rothen Turban fast ganz verschwand.

Doch es blieb mir keine Wahl. Unter furchtbaren Stößen auf dem Cyklopen-Pflaster ging's durch die Straßen und in die weite, dicht an die Stadt sich anschließende Ebene hinaus. Hier wollte ich schon etwas freier aufathmen, als der wilde Rosselenker anhielt, bedächtig einen großen Revolver lud und mir denselben mit der wenig tröstlichen Versicherung aufnöthigte, daß wir leicht in die Lage kommen könnten, von der Waffe Gebrauch zu machen.

Der Mann sollte nicht gelogen haben. War doch schon in der Stadt Ismid selbst die Sicherheit damals so gering, daß kurz vor meiner Ankunft auf offener Straße und am hellen lichten Tage ein reicher Armenier von Banditen hatte aufgehoben und in's Gebirge geschleppt werden können. In der großen Fläche dahinter, die, ein reich gesegnetes Stück Land, ehemals einen wahren Garten vorstellte, heute aber unter dem harten Tritt der Moslemin zu einer öden Steppe herabgesunken ist, spukte es vollends. Während des halben Tages, den wir benöthigten, um sie zu durchfahren, umkreisten uns fortwährend bald näher bald ferner, beutegierigen Aasgeiern gleich, Briganten auf elenden Kleppern und nur die Sorge, daß das verdeckte Innere des traurigen Gefährtes vielleicht gar eine ganze Schaar wohl Bewaffneter beherbergen könne, hielt sie von einem directen Angriffe ab.

Mir und selbst dem braunen Fuhrmann wurde erst wohler, als die berüchtigte Fläche hinter uns blieb und wir bei dem kleinen Städtchen Sabandscha gebirgigeres Terrain sowie einen ausgedehnten blauen See erreichten, aus dessen heller Fläche beiläufig die zahllosen Häupter träger Büffel wie dunkle Klumpen auftauchten.

Hier, im Schatten uralter, weitverzweigter Feigenbäume gingen wir zu kurzer Mittagsrast vor Anker. Denn mein Tscherkesse rieth, der fanatischen Bevölkerung und des Aufsehens wegen, den das Erscheinen eines Giaurs daselbst machen würde, nicht in den Ort selbst hineinzufahren.

So hütete ich denn dort am Seeufer der müden Rosinanten, während der Herr derselben ging, um unser Mittagsmahl, dampfend heißes Maisbrod, bröckligen Schafkäse und einige frische Feigen, alles zusammen in sein schmieriges Sacktuch verpackt, herbeizuschaffen.

Wir waren nach diesem gewiß nicht allzu lucullischen Diner kaum wieder in die menschenarme Wildniß hinausgefahren, als es den Anschein gewann, als sollten wir wirklich ein ernstes Abenteuer erleben. Unvermuthet sauste auf schäumendem Rosse, das Gewehr in der Luft schwingend und laute Schreie ausstoßend, ein bis an die Zähne bewaffneter Mann mit rothem Fez auf dem Kopfe, gegen uns heran. Im ersten Schrecken dachten wir an einen räuberischen Ueberfall und griffen nach dem Revolver. Wie angenehm waren wir aber enttäuscht, als sich der Ankömmling als der Zaptieh (Gendarm) zu erkennen gab, den wir uns bereits in Constantinopel von der türkischen Regierung für unsere Reise erbeten hatten, der uns jedoch in Ismid infolge eines Zufalls verfehlte. Dieser Vertreter der Staatsgewalt, ein Tscherkesse wie mein Leibkutscher, doch ausnahmsweise von recht freundlichem, dienstgefälligem Wesen, setzte sich mit seinem prächtigen Schimmelhengste sofort an die Spitze unserer kleinen Karawane und so gings denn nun unter militärischer Bedeckung und darum mit neubelebtem Muthe weiter. Allein bald schon stellten sich weitere Schwierigkeiten ein.

Von rechts her strömte mit schmutziggelben Wassermassen ein breiter Fluß herbei, der Sakaria oder, wie ihn die Alten nannten, Sangarius. Da, wo der ausgefahrene Pfad, der unseren Weg

bildete, auf denselben stieß, war vor wer weiß wie langen Zeitläuften eine Brücke erbaut worden. Aber wunderlicher sah wohl noch selten ein Bauwerk aus, dem man diesen Namen gab. Eine Anzahl hohe, grob gezimmerte hölzerne Böcke waren in den Fluß über dessen ganze Breite hinweg gestellt, auf diese primitiven Joche wieder hatte man Bretter gelegt, so daß sich ein nicht nur geländerloser, sondern auch bei jedem Schritt schwankender Steg bildete, der überdies noch durch zahllose Ritzen die gurgelnden, trüben Wasser drunten in der beträchtlichen Tiefe sichtbar werden ließ.

Vor Uebergang über diesen altmodischen, echt türkischen Viaduct sollte man sich füglich immer in eine Lebensversicherung aufnehmen lassen. Thatsächlich hat derselbe auch schon manche Unglücksfälle verschuldet, so vor einigen Jahren den Untergang einer ganzen Heerde von mehreren tausend Stück Schafen, die sich alle von der hölzernen Estrade herab in die verderbenbringenden Fluthen stürzten, nachdem erst einmal einige ihrer Kameraden aus Versehen hinabgefallen waren.

Diese Umstände ließen, jedenfalls auch schon vor Olimszeiten, am diesseitigen Stromufer ein primitives Kaffeehaus erstehen, in dessen Schatten sich Jedermann noch zu stärken pflegt, ehe er sich dem wackligen Bauwerk anvertraut. Infolge dessen pulsirt an diesem Punkte meist ein buntes, wenn auch für den Abendländer fremdartiges, patriarchalisch anmuthendes Leben. Knarrende Lastwagen, Reiter auf Pferden, Eseln und Kameelen, ganze Heerden zottiger Ziegen oder schleppfüßiger Rinder rücken heran, Gruppen von rauchenden, spielenden oder wohl auch sich streitenden braunen Männergestalten nehmen da und dort den staubigen Lehmboden ein, während dicht vermummte Weiber seitwärts stumm und regungslos hocken wie todte Kleiderbündel. Von Zeit zu Zeit brechen einzelne Theile der ansehnlichen Versammlung auf, um unter gräulichem Spectakel die bedenkliche Passage über das Gewässer zu riskiren.

Was uns anbetrifft, so vertraute übrigens nur ich meine Person der alten Sakaria-Brücke an, der muthige Zaptieh sowie der Fuhrmann mit dem Karren zogen es vor, den Fluß zu durchschwimmen.

Jenseits wurde das Terrain bald coupirter, auch trat vielfach

dichtes Buschwerk und selbst förmlicher Wald auf. Dazu brach allmälich die Nacht herein und ließ die rings herrschende große Einsamkeit noch drückender empfinden, so daß ich recht froh war, als wir unvermuthet in die Straßen eines Städtchens einbogen, in welchem uns mehrfach von rechts und links ganz stattliche Häuser mit hell erleuchteten Fensterfronten grüßten.

Einen Augenblick vermochte ich mich, ermüdet und hungrig, wie ich war, in die Illusion einzuwiegen, daß die Gebäude Hotels sein könnten. Aber ich Thor befand mich ja in Asien und nicht in Europa! Unbarmherzig rollte mein Marterkasten weiter, an dem lockenden Lichtschimmer vorbei, um schließlich, nachdem er mich in einem engen Seitengäßchen auf dem groben Pflaster noch halb todtgeschüttelt hatte, unerwartet mitten in einem großen — Pferdestall zu halten.

Ich befand mich in dem nach türkischer Art das Gasthaus vertretenden öffentlichen „Han“. Zum Glück war derselbe jedoch einer von den nobleren, will sagen: er hatte nicht bloß einen Raum, welchen die Menschen mit dem Vieh theilen mußten, sondern es führte auch eine Wendeltreppe durch eine Fallthür hindurch in eine Art Fremdenzimmer im ersten Stock. Das Meublement daselbst war freilich gleich Null, man mußte sich auf den Erdboden niedersetzen. Aber welch ein unerhörter Fortschritt trotzdem! Da tauchte ja jetzt aus der in die dicke Dunstsphäre der wackeren Einhufer drunten hinabführenden Versenkung sogar eine Art Wirth auf, der auf meine Frage nach etwas Genießbarem ein ganzes Souper zu beschaffen versprach.

Nach längerem Warten stellte er in der That auch einen Tisch, wenn man eine Holzscheibe, die auf drei kaum einige Zoll hohen Beinen stand, so nennen darf, vor mich hin und wieder nach einer Weile setzte er darauf sogar eine geheimnißvoll verdeckte Schüssel und lud mich grinsend zum Zulangen ein. Ich hob den Deckel und erblickte eine widerlich duftende, trübe Brühe, in der einige abgenagte Knochen schwammen. Der wackere Mann nannte das Hammelragout. Nun, gut war es nur, daß er in dem Glauben, ich werde mich nach morgenländischer Art der „fünfzinkigen“ Gabel bedienen,

ein Besteck überhaupt nicht mitgebracht hatte; so kam ich gar nicht erst in Versuchung, das leckere Gericht zu probiren. Ich ließ mir an ein wenig Brot mit einigen in der That delicaten Weintrauben genügen. Nur der Versuchung, dazu noch einen Schluck Cognac zu nehmen, vermochte ich nicht zu widerstehen. Indeß eben als ich deshalb aus meiner Feldflasche in eine vorhandene Tasse eingießen wollte, riß mir einer aus der Corona Neugieriger, die bald bei mir eingetroffen waren, das Gefäß aus der Hand mit dem zornigen Rufe, daß es ja eine Todsünde sein würde, wenn jemals wieder ein Gläubiger aus der Tasse tränke, die ein Christ für sein verfluchtes Feuerwasser benützt habe.

Unter so bewandten Umständen blieb mir schließlich nichts Anderes übrig, als mich resignirt auf der harten Diele auszustrecken und den barmherzigen Traumgott zu erwarten. Unverhofft sollte mir aber doch ein besseres Geschick beschieden sein. Es erschien plötzlich ein Herr in türkischer Tracht, welcher sich mir als Beamter der kaiserlich ottomanischen Tabaksregie im Orte vorstellte und unter der Erklärung, daß ich unmöglich in dieser Fuhrmannskneipe bleiben könne, bat, Gastfreundschaft in seinem Hause anzunehmen. Seine große Liebenswürdigkeit überraschte mich dermaßen, daß ich ganz vergaß, in welchem Lande ich weilte und unwillkürlich das Fez, das auch ich trug, abnahm. Höflich, wie der Mann war, that er hierauf sofort das Gleiche, indem er wahrscheinlich ebenso wenig wie ich daran dachte, daß er damit gegen die morgenländische Sitte verstoße.

Natürlich nahm ich die Einladung an und befand mich wenig später in einem der durch eine Fülle von Teppichen und bunten Polstern immer so zauberhaft traulich gemachten orientalischen Gemächer, schlief daselbst vortrefflich und erhielt beim Abschied am andern Morgen auch noch ein reichliches landesübliches Frühstück, bestehend aus einer Schale warmer Milch und frisch gebackenem Schwarzbrot.

Ich kehrte zum „Han" zurück, um wieder einspannen zu lassen. In einer Anwandlung von Artigkeit fragte ich dabei den Wirth nach meiner Schuldigkeit. Der Mensch wollte jedoch davon nichts wissen und meinte zuletzt nur, wenn ich es denn durchaus nicht anders thue,

so könne ich ja geben, was ich wolle. Natürlich drückte ich ihm nun eine verhältnißmäßig große Summe in die Hand. Aber wie erstaunte ich, als er dieselbe mit einem auf einmal ganz verfinsterten Antlitz hin und her wandte und schließlich recht kategorisch erklärte, das sei viel zu wenig, ich müsse mindestens das Doppelte zahlen. Dergleichen echt morgenländische Kniffe lernt der Reisende in diesem Lande häufig kennen.

Ich scheerte mich übrigens wenig um die Proteste des unverschämten Menschen und fuhr zum Städtel hinaus. Die Idylle, die sich mir draußen präsentirte, stellte auch meine frohe Stimmung bald völlig wieder her. Hinter mir lag, eingebettet in eine Art grünen Kessel, der freundliche Ort — Hendek ist sein Name. Die zierlichen weißen Häuschen zeigten sich sammt und sonders von oben bis unten mit grünen Guirlanden von Tabakblättern behangen, die auf diese Weise getrocknet werden. Ringsum aber erhoben sich hohe, schön geformte Berge, auf deren Spitzen leichte Morgenwolken schwebten.

Schwer riß ich mich los von dem trauten Bilde, denn wer wollte sagen, wo ich in der großen Wildniß wieder einen ähnlichen Unterschlupf finden würde! Der Weg stieg jetzt streng an, meist in einem Hohlweg, in welchem mein gebrechlicher Kasten wahre Kletterpartien über mächtige Felsblöcke ausführen mußte. Gleichzeitig rechts und links zudringliches Gebüsch, welches nur zu oft seine stachelbewehrten Aeste durch die Löcher meines Plandaches zwängte, mir die Mütze vom Kopf riß oder gar Ohren und Wangen blutig ritzte.

So ging es stundenlang aufwärts, bis wir die oberste Höhe erreicht hatten. Hier entschädigte allerdings ein ganz unvergleichliches Panorama für alle Mühsal. Tief zu meinen Füßen lag ein Thal so eng und so dicht bewachsen, daß man nicht bis auf seine Sohle zu blicken vermochte. Aber auch der jenseitige, mehrere Tausend Fuß hohe, steile Hang zeigte sich von einem einzigen Laubwald-Meere bedeckt, welches die vom wolkenlosen Himmel niederleuchtende Sonne mit einem wahren Brillantglanz übergoß. Erst in größerer Höhe tauchten aus dieser hellgrünen Blattmasse auch einzelne dunkle Nadelhölzer auf, bis dieselben ganz oben endlich allein dominirten, indem

sie nun auch ihrerseits ausgedehnte Forste bildeten. Dazu nirgends ein Zeichen des Lebens, überall nur weihevolles Schweigen, gleich als habe man ein Stück jungfräulicher Natur vor sich aus grauer Vorzeit, da Schöpferwort die Erde erst hervorgebracht.

Leider nur sollte auch hier die Rose nicht ohne Dornen sein. Wir mußten jetzt in die tiefe Thalspalte hinunter und das über einen Hang, der mit einem jähen Kirchendache verzweifelte Aehnlichkeit hatte. Selbst der kecke Zaptieh schwang sich aus dem Sattel, mein alter Karren aber rutschte auf dem schlüpfrigen Lehmboden wiederholt wie ein Schlitten hinter ihm drein und ebenso kamen die keuchenden Zugpferde mehr als einmal auf ihr Hintertheil zu sitzen und glitten in dieser Weise abwärts.

Nach langem Hangen und Bangen waren wir endlich aber doch drunten, ohne den Hals gebrochen zu haben. Aber alsbald stellten sich auch neue Calamitäten ein. Die Schlucht war in Wirklichkeit keineswegs unbewohnt, vielmehr gewahrten wir nunmehr bald da bald dort eine elende Hütte im Buschdickicht und aus mancher derselben spähten auch dunkle, verwilderte Gesichter nach uns aus. Wir passirten eine Niederlassung räuberischer Tscherkessen, vor der man uns bereits in Ismid gewarnt hatte. Doch das Glück war uns abermals hold. Ein Zaptieh zu Fuß, der hier auf und ab patrouillirte, trat an uns heran und erbot sich, uns bis an's Ende des bedenklichen Defilé's zu begleiten. Man begreift, daß wir nicht ablehnten. So schwang sich denn der freilich selbst keineswegs sehr vertrauenerweckende Kriegsmann mit seinem geladenen Gewehr zum Kutscher auf den Bock und wir fuhren nun mit doppelter Bedeckung, mit Infanterie wie Cavallerie, dahin.

Es währte zum Glück nicht gar lange, bis der unheimliche Schlund urplötzlich in eine ganz anders geartete Landschaft ausmündete. Vor uns dehnte sich eine weite Fläche aus, die von hohen, dichtbewaldeten Gebirgen derartig kreisrund umschlossen, dabei auch so eben war, daß sie täuschend einem schimmernden See ähnelte. Zum ersten Male rollte hier meine Equipage leicht und angenehm dahin und wenn es daselbst freilich auch an Wegelagerern nicht fehlte, so waren es doch nur friedliche Feldhasen, die sich, weil sie von den

strenggläubigen Eingeborenen als unrein nicht gejagt werden, so keck zeigten, daß sie vielfach an meinen Wagen heran humpelten und dort mit aufgerichteten „Löffeln“ Posto faßten, um mich neugierig anzuglotzen.

Aber das schöne Flecklein Erde hatte für mich noch einen weiteren Reiz. Von seiner Mitte her grüßte uns ein funkelnagelneues Städtchen und als mir mein Rosselenker seinen Namen, Düsdsche, nannte, hatte ich erst recht Anlaß, hell aufzujubeln. Wohnte mir doch dort ein alter, guter Bekannter, ein württembergischer Colonist. Und in der That, als wir wenig später vor dessen schmuckem Häuslein vorrollten, fand ich nicht nur die freundlichste Aufnahme, sondern der liebe Mensch erklärte sich auch alsbald, nachdem er meinen Reiseplan vernommen, bereit, mich auf meinem weiteren Zuge zu begleiten und mir seine langjährige Kenntniß von Land und Leuten nutzbar zu machen.

Schon nach einem einzigen Ruhetag stiegen wir zu Pferde, denn meine Staatskarosse ließ ich jetzt zurück, nicht nur weil ich der Qual in ihrem Innern sattsam genossen, sondern auch weil wir mein nächstes Ziel, das an sich zwar nicht mehr ferne Schwarze Meer, nur vermittelst eines beschwerlichen Paßüberganges gewinnen konnten.

Anfangs ging freilich alles noch recht gut. Wir galoppirten durch das letzte Stück der gottbegnadeten Ebene, die hier namentlich üppig grüne, im Winde wogende Reisfelder aufzuweisen hatte. Dann hieß es steil ansteigen. Dabei konnten wir allerdings noch eine ziemliche Strecke die im Bau begriffene Fahrstraße benützen, durch welche die ottomanische Regierung der schönen, zu Besiedelungszwecken überaus geeigneten Fruchtebene einen Zugang von der nahen See her zu erschließen bestrebt ist. Indeß auch dabei erwuchsen uns wieder Schwierigkeiten. Die zahlreichen Arbeiter an der neuen Trace waren ein aus allen möglichen zweifelhaften Elementen zusammengewürfeltes Gesindel. Selbst Kurden, die im Lande noch mehr gefürchtet werden als die Tscherkessen, und einige zerlumpte Neger fehlten nicht.

Wir bewiesen indeß Muth und nahmen inmitten dieser Bande sogar unser Mittagsmahl ein, bestehend aus einem Huhn, welches

einer der verwogenen Kerle für uns in Ermangelung eines Bratspießes an einer alten Säbelklinge gebraten hatte, sowie aus großen, ölreichen Früchten von den Buchen ringsum. Hätte ich freilich damals schon ahnen können, wie verhängnißvoll die ungezügelte Rotte zwar nicht für mich, wohl aber für meinen wackeren Begleiter werden sollte, so würde mir nicht nur das karge Diner, sondern die ganze Reise verleidet worden sein. Denn, um das gleich hier zu erwähnen, der beklagenswerthe Mann wurde, als er später allein auf dem nämlichen Wege zurückkehrte, von den Strolchen ermordet und um das Unglück voll zu machen, erschoß sich seine in Düsdsche zurückgebliebene schöne und muthige Tochter aus Verzweiflung, als ihr der Leichnam in's Haus gebracht wurde. Das gottgesegnete Kleinasien ist eben leider noch immer ein wildes Land.

Es war schon spät am Nachmittag, als wir auf unseren keuchenden Gäulen endlich das über 4000 Fuß hohe Joch erreichten. Aber ich sollte mich bitter getäuscht haben, als ich hoffte, dort oben das ersehnte Meer direct unter meinen Füßen sehen zu können. Ein Meer dehnte sich allerdings vor uns aus, aber nur das Blättermeer eines einzigen, unermeßlichen, alles menschlichen Lebens baaren, schweigsamen Urwaldes. Erst weit draußen am Horizont blinkte eine mattschimmernde Fläche, die wirkliche See. Und die Sonne machte doch schon Miene, in dieselbe zu versinken.

So gingen wir denn trotz unserer Ermüdung sogleich an den Abstieg. Indeß auch dieser zeigte sich viel schlimmer, als ich erwartet hatte. Das Terrain fiel häufig so steil ab, daß wir aus dem Sattel steigen und uns an Aesten und Wurzeln hinablassen mußten. Um die armen Rosse konnten wir uns dabei gar nicht kümmern. Dieselben kamen auch besser weg wie wir. Wo es gar nicht mehr gehen wollte, setzten sie sich einfach auf ihr Hintertheil und rutschten so, wenn auch vor Angst zitternd und die Nüstern aufblasend, abwärts.

Bei dieser wahrhaft erschöpfenden Partie erquickte uns nur eins, die unvergleichliche Pracht des jungfräulichen Waldes. Fortdauernd bewegten wir uns in wahren „heiligen Hallen". Statt unserer nordischen Tannen oder Eichen präsentirten sich hier majestätische

Wallnuß- und Edelkastanienbäume in ganzen Beständen und das Unterholz, das bei uns Moos und Heidelbeerkraut darstellt, bildete endloses Dickicht des herrlichen, violettblühenden „Pontischen" Rhododendrons, das bekanntlich in unserer Heimath nur in herrschaftlichen Parks gezüchtet zu werden pflegt.

Trotzdem waren wir aber von der stundenlangen Kletterei schließlich doch so ermattet, daß wir uns wahrhaft glücklich fühlten, als wir, in der Tiefe angelangt, unsere Pferde wieder besteigen konnten. Indeß unsere Leiden sollten noch keineswegs zu Ende sein. Die Nacht war jetzt wirklich hereingebrochen. Dazu verlor sich der Pfad auf einmal in eine Art Hohlweg, der von einem rechts und links hereinwuchernden Strauchwerk in einen wahren Laubgang verwandelt wurde. Zahlreiche dornenbewehrte Zweige hingen hier so tief herab, daß ich mich, um nicht ernstlich verletzt zu werden, unaufhörlich auf den Hals meines Gaules niederbücken mußte. Dadurch wieder wurde das junge, feurige Thier jedesmal so unruhig, daß es in Galopp überging, eine Gangart, bei der ich in dem stockfinsteren Naturtunnel natürlich leicht genug den Hals hätte brechen können. So hatte ich denn mit den störrischen Büschen und dem nicht minder störrischen Rosse zugleich zu kämpfen, was mich bald völlig nervös machte.

Aber auch dann, als wir auf freieres Terrain herauskamen, fanden unsere Mühsale noch immer keinen Abschluß. Eigenthümlich winselnde und kreischende Töne, die in der Stille der Nacht doppelt unheimlich wirkten, schallten, langsam näher kommend, an unser Ohr. Wir sollten bald erkennen, daß sie von Frachtwagen herrührten, welche nach Landesart ganz aus Holz erbaut waren, ohne eine Spur von Eisen. Diese von plumpen Büffeln gezogenen Fuhrwerke hatten die kostbaren Producte der Urwälder nach dem Strande gebracht und bewerkstelligten nun, um auf den schmalen, tief ausgefahrenen Pfaden das beschwerliche Ausweichen möglichst zu vermeiden, die Rückkehr bei Nacht. Was für uns dabei aber am schwersten in die Wagschale fiel, war die Thatsache, daß sie selten einzeln, sondern meist in ganzen Colonnen von 20, 30 und mehr Stück hinter einander heranrückten. Dadurch wurden wir genöthigt, unsere Gäule oft zehn

Minuten lang zur Seite oder wohl gar an vorstehende Felsen anzudrücken, was sie wiederholt so erregte, daß sie kerzengerade in die Höhe stiegen und sich zu überschlagen drohten.

Von all' diesen Geduldsproben war ich schließlich so mitgenommen worden, daß ich, ohne auf die energischen Proteste meines Gefährten zu achten, an einer passenden Stelle abstieg und mich platt auf den Erdboden legte, wo ich sofort in einen festen Schlaf verfiel. Ich träumte von der süßen Heimath, aber als die nächtliche Kühle mich nach kurzer Zeit schon wieder aufweckte, sah ich nur die funkelnden Sternlein über mir. Dazu tönte die Stimme meines Begleiters: „Horch, das Meer, wir haben nicht mehr weit!" In der That vernahm man jetzt auch das charakteristische dumpfe Brausen des „Ungeheuers" Ocean. Das gab mir neue Kraft, ich schwang mich wieder in den Sattel und obwohl wir noch einen Fluß zu durchreiten hatten, langten wir doch bereits eine Stunde später in dem kleinen Hafenorte Akdscheschehr an und fanden auch nach einigem Herumirren zwischen finsteren Magazinen und verschlossenen Schuppen, aus denen derselbe meist besteht, endlich glücklich das Haus eines meinem Kameraden bekannten griechischen Kaufmannes, der uns mit der von den modernen Epigonen noch immer hoch gehaltenen althellenischen Gastfreundschaft aufnahm. Der gute Mensch that es sogar nicht anders, ich mußte mich in sein eigenes Bett legen, während er selbst sich auf der harten Diele ausstreckte. Indeß hatte ich kaum eine halbe Stunde in den weichen Kissen gelegen, da schreckte mich ein furchtbarer Schmerz auf. Es war mir nicht anders, als werde ich am ganzen Körper mit Brennesseln gepeitscht. Ich sprang heraus und beleuchtete die ungemüthliche Lagerstatt. Siehe, da wimmelte es förmlich von den bewußten kleinen Insecten, gegen die auch ein Geharnischter wehrlos ist. Natürlich bettete ich mich nun gleichfalls auf den Bretterboden und, todtmüde wie ich war, schlief ich selbst dort den Schlaf des Gerechten.

Unterdessen waltete wieder einmal ein günstigerer Stern über meiner Reise. Das schwarze Meer, das schon die Alten das „ungastliche" nannten, war noch am Abend bergehoch gegangen. Später beruhigte es sich und als wir am Morgen aus dem Fenster schauten,

leuchteten die weißen Häuser von Eregli, unserer nächsten Etappe, über eine wunderbar blaue und stille Wasserfläche herüber zu uns. So konnten wir uns denn den gefährlichen Weg an der steilen Küste hin, der mehrmals auf den schmalen Kanten jäher Felswände läuft, schenken und uns der Schifffahrt anvertrauen. Wir dingten dazu fünf Ruderer; leider kamen jedoch, nachdem wir noch dazu Stunden lang gewartet, nur vier. Der Obmann derselben hatte nach echter Orientalen-Art das Geld für den Letzten einfach in seine Tasche geschoben. Auch mußten wir zu meinem Erstaunen schon auf dem festen Lande in das Fahrzeug, ein altes, schweres Segelboot, das nicht einmal Bänke aufzuweisen hatte, einsteigen, denn nur so konnten wir durch die an jenem Punkte stets sehr üble Brandung durchkommen. Das waren dann freilich einige bange Minuten. Die Seeleute schoben uns, bis an die Brust im brodelnden Wasser stehend, über den knirschenden Sand, während gleichzeitig ganze Wolken feinen Gischts über uns wegfegten.

Endlich aber schwammen wir doch auf offener See. Indeß schon gab's neuen Aerger. Die trägen Burschen ruderten nur ganz kurze Zeit, dann begannen sie zu schmausen und schließlich streckten sie sich gar zum Schlaf aus, indem sie gelassen erklärten, so lange nicht Westwind einsetze, sei doch nichts zu machen. So trieben wir mehrere Stunden auf den öden Gewässern, während die südliche Sonne mit aller Gluth niederbrannte. Zuletzt hatte aber doch Gott Aeolus ein Einsehen, die Segel blähten sich und es war noch nicht Abend, als wir in Eregli an's Land stiegen.

Dieses, das altgriechische Heraklea, wie sich noch aus dem modernen Namen entnehmen läßt, war denn nun an sich zwar ein recht angenehmer Platz. Ueber der dichtgedrängten Häusermasse thronte in Ruinen ein altes Castell und die schöngeformten Uferberge ringsum trugen Lorbeer- und Pinienhaine, denn auf diesem schönen Erdfleckchen hat ein ewiger Frühling sein Lager aufgeschlagen. Ja, in einem Kaufladen konnte man selbst Triester Bier mit delicaten Sardellen als Imbiß haben. Es gab eben alles Mögliche, nur wieder kein Gasthaus und darum mußten wir auch hier an die Gastfreundschaft appelliren. Diesmal kamen wir zu einem sehr reichen

Griechen, der vor der Stadt in einem Rosengarten eine prächtige Villa bewohnte. Die Hausordnung, der man sich natürlich fügen mußte, hatte jedoch auch hier nur wenig Modernes. Erwachte man früh am Morgen auf den die Betten ersetzenden Polstern, mit denen der ganze Boden des Schlafzimmers belegt war, so erhielt man ein kleines Glas mit Schnaps und ein größeres mit Wasser, sowie eine Schale mit dick in Zucker eingesottenen Früchten, den im ganzen Orient so beliebten „Dulschatz". Etwas später folgte ein Täßchen schwarzen Mokkas. Dann ging jeder der Hausgenossen seinen Weg bis zum Abend. Um diese Zeit pflegten sich alle wieder in einer Art Vorzimmer zusammenzufinden und nun wurde ein halbes Stündchen geplaudert, währenddem Diener abermals ein Schnäpschen, zu dem man von Weintrauben naschte, und Cigarretten reichten. Erst dann begab man sich zur Hauptmahlzeit, bei welcher nur dies auffällig erschien, daß die Tischkanten ringsum hoch mit Stücken frischgebackenen Brotes belegt waren, welche von den Gästen theils als Zukost zu den Fleischgerichten, theils aber auch als Servietten benützt wurden.

Auch von dem prächtigen Punkte, den Eregli, dies leider noch nicht in Aufnahme gekommene Nizza des Schwarzen Meeres, darstellt, ist die Weiterreise nicht so einfach. Die großen europäischen Passagierdampfer, welche den Verkehr zwischen Konstantinopel und den Kaukasus-Gegenden vermitteln, legen hier nicht an, man bleibt auf türkische Schiffe angewiesen, und wer diese kennt, weiß, was das sagen will. Ich hatte freilich diesmal noch relatives Glück, es war gerade der „Kaiserlich Ottoman'sche Postdampfer" fällig, der sogar eine erste Classe führte, doch zeigte sich diese verschmutzt und vernachlässigt, da die Eingeborenen, und zwar auch die Reichsten und Vornehmsten unter ihnen, in der Regel nur dritter Classe fahren, weil sie sich von der freilich ganz logischen Erwägung leiten lassen, daß man ja auf einem theueren Platze auch nicht eher an's Ziel gelangt. Ungleich mehr wollte für mich der Uebelstand bedeuten, daß jenes officielle Fahrzeug nicht, wie es vorher bestimmt worden war, am Morgen, sondern am Nachmittag abfuhr, so daß es bereits dunkelte, als wir vor der Mündung des Bartin-Flusses anlangten, auf welchem

ich noch einen zweiten Vorstoß ins Innere der Halbinsel zu unternehmen gedachte. Dort will nämlich eine den Strom fast in seiner ganzen ansehnlichen Breite durchsetzende Barre überwunden sein und das bedeutet schon bei Tag ein großes Wagniß. In der That kam es auch alsbald zu recht beängstigenden Scenen. Ein nur spärlich von einer Art Stalllaterne beleuchtetes unförmliches Boot legte bei uns an; indeß ehe ich mich von unserem gerade stark hin und her geschaukelten Dampfer an der schwanken Schiffstreppe niederlassen konnte, saß schon eine solche Menge von Eingeborenen drin, daß das primitive Fahrzeug bis an seinen Rand ins Wasser einsank und ich kaum noch einen Stehplatz zu erwischen vermochte. Dann gings unter Schreien und Toben der rohen Schiffsleute und Angstrufen der zahlreichen Weiber und Kinder dem gefürchteten Hinderniß entgegen, dessen betäubendes Getöse bereits deutlich an unser Ohr schlug, während gleichzeitig auch schon sein weißer Brandungsschaum durch die Nacht blinkte. Wenig später befanden wir uns mitten im Strudel. Hier wurden wir, während uns gleichzeitig dichte Sprühregen und das alles übertönende Brausen der empörten Gewässer fast die Besinnung raubten, einige Minuten derart hin und her geschleudert, daß wir uns für verloren hielten. Indeß die ortskundigen Bootsleute fanden schließlich doch die enge Einfahrt und so sahen wir uns unvermuthet auf dem von hohen Waldbergen eingerahmten, stillen Flusse, ein Contrast, wie er schärfer nicht gedacht werden konnte.

Wir hofften nun die nur wenige Meilen stromaufwärts gelegene St dt Bartin bald zu erreichen, aber wir hatten wieder nicht mit der angeborenen Bummelei des Morgenländers gerechnet. Schon bald hinter der Mündung wurde ans Land gegangen. In einer am Ufer gelegenen schmutzigen Kaffeeschänke mußte man sich doch erst wieder etwas erholen!

Auch die nicht eher als nach einigen Stunden in Angriff genommene Weiterfahrt wurde dann möglichst bequem eingerichtet. Man pflanzte einen Mastbaum im Kahne auf, befestigte eine Leine daran und ließ nun durch einige Mann die ganze kopfreiche Reisegesellschaft vom Lande aus vorwärts ziehen. Welch' ein Anachronismus im Zeitalter des Dampfes und der Elektricität! Zum Unglück

verfing sich auch noch alle Augenblicke die Zugleine in den dichten Uferbüschen, so daß wir noch lange nach Mitternacht das Ziel nicht erreicht hatten. Ja, etwa eine Stunde vor diesem litt die ganze Reise Schiffbruch. Von einer hohen Uferböschung fiel heller Feuerschein herunter, Gewehre blitzten, rauhe Stimmen riefen uns an. Wir sahen einen Zollposten vor uns, der Pässe und Gepäck zu untersuchen hatte. So schlaftrunken und verdrossen wir auch waren, es half Alles nichts, wir mußten an's Land klettern.

Nun zum Glück ließ man uns wenigstens zuerst wieder los und da wir Gelegenheit fanden, einen kleinen Nachen zu miethen, so fuhren wir bald von Neuem dahin, unsere Reisegenossen, die sich in dem überfüllten Boote mit echt türkischer Resignation zum Uebernachten einrichteten, ihrem Schicksale überlassend. Ohne neues Hemmniß erreichten wir jetzt das Ziel, aber im Städtchen war natürlich Alles todt. Wir irrten lange nach Unterkunft umher, wurden aus dem ersten „Han", den wir entdeckten, durch den furchtbaren Dunst, der von den zahlreichen Schläfern dort ausging, wieder vertrieben, und fanden erst nach abermaliger geraumer Frist in einem andern einen unbesetzten Raum, wo wir, da unser gesammtes Gepäck noch zurück war, auf der nackten Diele campirten.

Wenige Tage später unternahm ich von diesem Punkte aus die letzte geplante Tour. Ich ritt lange durch tiefe Thäler, in welchen ein da und dort auf einem Vorsprung stehender schwarzer Storch das einzige Bemerkenswerthe bildete. Dann zog sich der Pfad eine steile Höhe hinan. Oben hielt ich, denn ich hatte mein fernstes Ziel erreicht. Ich stand auf einem schon im Alterthum berühmten Passe, der nach einem damals in die Felsen eingehauenen römischen Adler noch heute „Vogelsberg" (türk. Kusch Khaya) heißt. Hier bot sich mir eine der reizvollsten Aussichten, die ich in meinem langen Reiseleben genossen. Rückwärts gewandt blickte ich weit in das ganz von formenreichen, duftig blauen Bergen angefüllte Herz von Kleinasien hinein, nach vorn aber glitt das Auge über einen jäh abfallenden, dicht voneiner hell schimmernden südlichen Pflanzenwelt, von Lorbeeren, Myrthen, Rosmarin u. a., eingenommenen Hang auf das diesmal in der That dicht zu Füßen liegende blaue Meer nieder. Eine

drunten in der schwindelnden Tiefe auf einer schmalen Landzunge sichtbar werdende, noch mit Mauern und Zinnen umschlossene kleine Stadt, Amastra ist ihr Name, die sich in dieser so warm angehauchten Staffage wie eine düstre nordische Ritterburg ausnahm, verstärkte noch den Zauber des unvergleichlichen Bildes.

Am selben Abend war ich wieder zurück in Bartin und trat am nächsten Tage die Heimreise an. Aber die Widerwärtigkeiten sollten bis zuletzt anhalten. Zwar schickte sich gerade ein Dampfer an, direct nach Konstantinopel zu fahren, es war jedoch ein unglaublich altersschwacher, enger und schmutziger Kasten. Richtig blieben wir denn auch schon bald nach der Abreise im Flusse stecken und über Nacht daselbst liegen, und als wir am nächsten Tag endlich wieder die Mündung des Stromes ins Meer erreichten, konnten wir wegen hohen Seegangs nicht in letzteres hinaus und mußten nun dort gar mehrere Tage aushalten, welche die in der Tugend der Geduld geübten Muselmanen am Ufer unter Schmausen, Spielen und Singen zubrachten. Am Abend kamen sie sogar stets ihren religiösen Pflichten nach, nachdem einer von ihnen in Ermanglung eines Minarets von einem Stein herab zum Gebet gerufen.

Was uns zwei Europäer anbetraf, so waren wir selbst, als wir zu guter Letzt doch auf offener See schwammen, noch übel genug daran. Zwei Nächte mußte ich mangels einer Cajüte unter freiem Himmel mitten unter einem Haufen des schmierigsten Gesindels auf einem Verdeck schlafen, das kaum einige Quadratmeter Raum bot. Dazu erlitt die Maschine noch kurz vor der Einfahrt in den Bosporus einen Defect, der eine mehrstündige Reparatur erforderte. Wäre damals ein Sturm losgebrochen, so waren wir rettungslos verloren.

So hatte denn ein mir befreundeter alter Türke wohl recht, als er mir dann beim ersten Glase Gerstensaftes, das ich wieder mit ihm auf europäischem Boden trank, zurief: „Allah ist doch groß, denn Niemand hat erwartet, dich je wiederzusehen!“

Bis an die Pforten der Hölle.

Siebenbürgische Natur- und Culturbilder.

Wunderliche Leute diese Alten! Sie suchten das verlorene Paradies, was man sich ja Angesichts der großen Misère des Daseins noch gefallen lassen könnte, aber sie suchten auch den Zugang zur Unterwelt, ein Unterfangen, das im Grunde ein recht unnützes war, nachdem uns schon die Oberwelt und die lieben Mitmenschen die Hölle oft genug heiß machen. Thatsächlich hat es kaum ein Land gegeben, in welchem man nicht ein Entrée zum Hades zu besitzen behauptet hätte. Die Griechen betrachteten als solches den wilden Acheron, die Römer den geheimnißvollen Averner See.

Nun wie man weiß, ist weder das Paradies noch die Hölle gefunden worden. Gleichwohl aber lassen sich noch heute genug Erdstellen nennen, die von beiden wenigstens eine Art Vorgeschmack zu geben vermögen. Von welch wahrhaft überirdischer Schönheit sind beispielsweise nicht die kanarischen Eilande, die in der That auch im Alterthum die Inseln der Seligen hießen! Und was die Hölle angeht, nun so hat Schreiber dieses vor einigen Jahren an sich selbst erfahren, daß der Averner See mit seinen Fiebermiasmen in

der That recht leicht einen armen Sterblichen an die Grenze des dunklen Schattenreiches befördern kann.

Es gibt aber einen Punkt, der noch in ganz anderem Grade unterirdische Schrecken athmet. Ihn hätten die classischen Völker gewiß das wahre Höllenthor getauft, wenn sie ihn überhaupt gekannt hätten. Denn er liegt fern an der Ostgrenze Europa's und der Civilisation, tief versteckt in den Waldwüsten der Karpathen. Indeß nachdem im schönen Ungarlande einmal die Zone „ausgebrochen", welche die Schranken des Raumes und des Geldbeutels so wesentlich vermindert hat, gehört eine Reise in jenen Erdenwinkel fernerhin nicht mehr zu den Großthaten und wird gewiß bald recht vielfach unternommen werden, da sie in der That eine der merkwürdigsten Stellen unseres Continents vor Augen führt. So dürfen wir es denn heute schon einmal riskiren, unsere geehrten Leser und Leserinnen bis an diese Pforten der Hölle zu führen. Wir verpflichten uns auch, sie von dannen glücklich wieder in das warme Leben zurückzubringen.

Wir erwerben in Budapest ein Billet der vierzehnten, d. h. der am weitesten reichenden Zone. Es gestattet uns, bis an die äußerste Grenze des Königreichs zu fahren. Mit diesen modernen Siebenmeilenstiefeln ziehen wir in südöstlicher Richtung davon. Einen vollen halben Tag trägt uns das eilende Dampfroß durch die weite ungarische Tiefebene. Eine Zeit lang vermögen uns deren Reize wohl zu fesseln. Schier endlose wogende Getreidefelder, nicht selten von ganzen Reihen hochaufgeschossener, plumper Sonnenrosen eingefaßt, wechseln mit nicht weniger endlosen Prärien, auf denen große Heerden träger, langgehörnter, weißer Rinder oder muthwilliger Rosse weiden. Dazwischen zerlumpte Hirtengestalten, zu Fuß oder zu Pferd, und hie und da ein Zugbrunnen mit hochaufragender Stange, das Einzige, was die unübersehbare Fläche in verticaler Richtung unterbricht. Menschliche Wohnungen erscheinen selten und fast nur in Form vereinzelter, halbzerfallener Meierhöfe, deren Armseligkeit inmitten einer so reichen Natur den merkwürdigen Contrast bewirkt, der für das ganze Magyarengebiet so charakteristisch ist. Die außerordentliche Monotonie und Einsamkeit ermüdet uns schließlich und

wir athmen förmlich auf, wenn endlich mit Großwardein eine völlige Scenenverwandlung eintritt.

Die ansehnliche Stadt mit den breiten Straßen, wie sie im Ungarlande im Gegensatz zu dem gesammten Süden Europa's allgemein üblich sind, und der Masse der sauberen, weißen Häuser muthet uns nach der eben durchmessenen menschenleeren Einöde wie eine freundliche Oase an. Daneben erscheint sie mit den Thürmen ihrer zahlreichen griechischen Kirchen, die seltsam bunt bemalt und reich vergoldet sind, auch wie ein erster Gruß aus dem nahen Oriente. Einen südlichen Anstrich hat übrigens hier selbst die Landschaft. Die fruchtbaren Felder schimmern roth von der prachtvollen Frucht der Tomate, der man auch den sinnigen Namen Liebesapfel gegeben hat.

Den größten Reiz dürfte Großwardein jedoch auf uns ausüben durch das mächtige Gebirge, das sich in seinem Rücken aufthürmt, die erste Erhebung, die wir seit langer Zeit wieder zu Gesicht bekommen. Dasselbe ist ein Theil der massigen Ringmauer, welche das rings von Tiefebenen umlagerte Hochland von Siebenbürgen, diese merkwürdige Naturfestung, umkränzt. Der Zug hat kaum die Stadt, die, nebenbei bemerkt, im 17. Jahrhundert einmal gegen 30 Jahre lang im Besitz der Türken war, wieder verlassen, so befinden wir uns auch schon mitten in dieser wilden und noch wenig bekannten Bergwelt. In engen, schluchtartigen Thälern keucht die Locomotive neben schäumenden Gebirgswässern aufwärts. Wundersam hallt ihr schriller Pfiff von den hohen, dichtbestandenen Laubwaldwänden rechts und links wieder. Von menschlichen Wesen, bis auf einige wilde Kerle, die bei unserer Vorüberfahrt neugierig aus einer einsamen Schneidemühle herauslugen, keine Spur. Nur Bären und Wölfe sollen in dieser weltverlorenen Waldwüste noch in größerer Zahl hausen. Vor Zeiten bot dieselbe auch Räubern ein willkommenes Asyl. Das Zeitalter des Dampfes hat indeß diese hartnäckigen Liebhaber der Postkutschen und Frachtwagen mehr und mehr selbst in dem Gebiete der Stefanskrone, für das sie einst so zu sagen stehende Attribute bildeten, auf den Aussterbe-Etat gesetzt.

Jetzt sind wir endlich oben auf der Plattform des riesigen Walles. Weite Blicke thun sich auf. Ueber ein Meer von blauen Waldkuppen schweift das Auge bis zum fernen Horizont. Es ist, als träten wir unvermuthet in eine ganz neue, jungfräuliche Welt. Und in der That liegt da auch ein Terrain vor uns, mit dem selbst die Gebildeten in der Mehrzahl unbekannter sein dürften als mit den meisten Partien Afrika's. Sogar der Menschenschlag überrascht uns, so bunt auch die Typen schon drunten im ungarischen Flachlande erschienen. Wir halten vor einem kleinen, primitiven Bahnhof. Da stehen dicht gedrängt Gestalten, die ohne Uebertreibung mit Meister Petz, dem ungeschlachten König ihrer Wälder, mehr Aehnlichkeit haben als mit den Geschöpfen, die das Ebenbild Gottes darstellen sollen. Auf dem Kopfe, von welchem nach allen Seiten, theilweise selbst über das Gesicht, lange, struppige Haare wie eine Mähne niederwallen, thront eine auffallend hohe Mütze aus Schaffell, eine große zottige Thierhaut, die häufig genug gar von den starken und bissigen Kötern herrührt, welche dort zu Lande die Heerden bewachen, hängt von den Schultern bis zu den Beinen hinab, die in enganliegenden Hosen aus dem gröbsten aller Wollstoffe stecken. Sandalenartige, plumpe Schuhe aus weichen, unenthaarten Fellen, die nicht am wenigsten dazu beitragen, der ganzen Erscheinung etwas bärenartiges zu verleihen, vollenden den Anzug. Dazu Gesichter, deren Hautfarbe oft ganz kupferbraun ist, desgleichen Augen schwarz wie Pech und von einem wahrhaft unheimlichen Glanz, die den Neuling noch im Traum verfolgen können. Wir haben sogenannte Bergwalachen vor uns, Bursche, denen wir ihrem Aussehen nach wohl das Schlimmste zutrauen möchten. Wenigstens erlebte es Schreiber dieser Zeilen, daß eine westeuropäische Dame, die mit ihm das Coupé theilte, vor Angst in Thränen ausbrach, als zwei solcher Gesellen einstiegen. Dieselben entpuppten sich in der Folge indeß nicht nur als ganz harmlose und zuthunliche, sondern auch wohlhabende Leute.

Noch origineller, wenngleich landschaftlich ungleich reizloser als der Anstieg auf den hohen Westrand Siebenbürgens, ist der Abstieg von da in das Herz des Ländchens hinunter, der sich bald hinter der lebhaften Stadt Klausenburg vollzieht. In großen Schlangen-

windungen gleitet das Dampfroß über eine grasige, jedoch völlig baumlose, hie und da mit grauweißen Salzausblühungen bestreute Hochfläche in die Tiefe, in der sich unmittelbar nach dieser öden Steppe ein in jeder Hinsicht reiches, anmuthiges Terrain eröffnet.

Wir eilen in rasch breiter werdender Thalmulde hin. Rechts und links üppige Weiden, auf denen wir jetzt ein in Ungarn nur erst spärlich vertretenes, überaus nützliches Hausthier, den schwerfälligen Büffel in ganzen Heerden vertreten sehen. Mit seiner derben, faltigen, schmutzig-grauschwarzen, nur spärlich behaarten Haut, dem dicken Leib, den kurzen, stumpfen Hörnern und den blöde in die Welt hineinstarrenden Augen erinnert das Monstrum unverkennbar an vorsintfluthliche, nunmehr fast ausgestorbene thierische Ungeheuer.

Je weiter wir im Lande vordringen, um so mehr werden die Wiesen abgelöst von Feldern, zu denen sich bald schon der Weinstock gesellt. Siebenbürgen ist in der That mehr fast, als irgend ein Theil Europa's, ein Land, in welchem Milch und Honig fließt und das darum auch seit alten Zeiten von allen möglichen Nationen heiß umworben wurde. Indeß nicht nur die Thalsohle, auf der wir uns bewegen, ist eine reich gesegnete. Ununterbrochen ziehen sich zu beiden Seiten formenprächtige Mittelgebirge bald näher, bald ferner hin, die, wie sie das Auge des Touristen entzücken, so auch in ihrem verborgenen Schooße werthvolle Schätze einschließen. Siehe dort zur Rechten die grotesk gestaltete Kette, die mit ihren Zacken und Graten fast einer Säge oder einem stachligen Zaune ähnelt. Das ist das siebenbürgische Erzgebirge, welches seinen Namen mit noch größerem Rechte führt, als die gleichnamige Erhebung im Lande des „Bliemchen-Kaffees". In seinem Bereiche liegt, nur wenige Meilen von der „Thorenburger Kluft", einem von der Bahn aus lange sichtbaren, großartigen Riesenspalt, der durch den Schwertstreich eines Titanen entstanden zu sein scheint, entfernt und dicht am Fuße der gleichfalls weit in die Lande hineinschauenden steilen Kuppe der Detunata, des Donner- oder Blitzberges, mit ihren in unserem Erdtheil fast einzig dastehenden, oft über 100 Meter hohen Basaltsäulen, das weltberühmte Bergwerksdorf Verespatak, der Mittelpunkt des reichsten Golddistricts von ganz Europa. Hier werden alljährlich bis 1000

Pfund des „rothen“ Metalles im Werthe von fast einer Million Mark gewonnen.

Die nachgerade wie ein Ameisenhaufen von Löchern und Gängen durchzogene Gegend war wegen jener ihrer unterirdischen Spenden bereits den Römern bekannt und wird auch für den Geschichtsmann durch den Umstand hoch interessant, daß sie uns besser, als eine Pergamenthandschrift, über die Art, wie die Herren vom Tiberstrande Bergbau trieben, Aufschluß gibt. Man findet hier einen Berg, den sie förmlich aushöhlten, obwohl sie doch für Beseitigung von Felsmassen außer Hammer und Hacke kein anderes Mittel kannten, als Mürbemachen des Gesteins durch Feuer und nachfolgendem Aufguß von Essig, eine Methode, deren sich dereinst schon Hannibal bediente bei dem Weg, den er sich über die Alpen bahnte. Was würden die alten Herren sagen, wenn sie einmal einer unserer modernen Sprengungen mit Dynamit oder Verwandtem beiwohnen könnten!

Indeß nicht nur die Bergwelt westlich von unserem Schienenstrang, auch jene zur Linken birgt nützliche Naturgaben, wenn dieselben auch weniger das Auge blenden. Wir verlassen für einige Stunden den Wagen und begeben uns nach dem unfernen Bergwerk von Maros-Ujvar. Wir klettern auf Holztreppen abwärts in die dunkle Tiefe, bis wir eine Art Brüstung oder Balkon erreichen. Unter uns hallt und schallt es seltsam und zahllose Lichterchen blitzen auf und bewegen sich wie die Sternlein am dunklen Nachthimmel. Jetzt wird in unserer Nähe ein Feuer entflammt und wir blicken in einen ungeheuren Festsaal hinab mit thurmhohen glitzernden Marmorwänden. Wir befinden uns in dem größten Salzbergwerk Siebenbürgens, das pro Jahr über eine Million Centner Salz liefert, ohne daß man doch mit der jetzt erreichten Tiefe von 200 Meter bereits auf das untere Ende des Salzflötzes gestoßen wäre. Man darf also behaupten, daß von diesem südöstlichen Winkel unseres Erdtheils aus einem großen Theile Europa's die Suppe noch auf Jahrhunderte hinaus versalzen werden kann, ohne daß man dabei an die leidige orientalische Frage zu denken braucht.

Wir haben bisher schon mancherlei angeführt, was die selbst bei Benützung des Expreßzuges noch immer über einen halben Tag

währende Fahrt quer durch das Siebenbürger Land nicht langweilig erscheinen läßt. Dazu zählen aber auch eine ganze Anzahl Städte, die eine bedeutende Blüthe in der Gegenwart erreicht haben und dabei meist zugleich auf eine denkwürdige Vergangenheit zurückblicken können. Die erste derselben ist Mediasch, ein mitten zwischen rebenreichen Hügeln auftauchendes Landstädtchen, welches im Lande etwa die Rolle spielt, die bei uns Orten wie Krähwinkel, Schilda u. a. zugefallen ist. Vielfach werden dieselben Geniestreiche, die man aus den letzteren berichtet, auch von Mediasch erzählt, so z. B. die Geschichte von der Ausmessung des Stadtbrunnens, nach welcher man, um die Tiefe des letzteren zu ergründen, eine Stange oben über legte; an diese hing sich dann der Bürgermeister, der nächste Rathsherr hielt sich an dessen Füße und in gleicher Weise rutschte darauf einer der würdigen Stadtlenker nach dem andern abwärts, um die lebendige Meßkette um ein Glied zu verlängern. Auf einmal rief das Oberhaupt, dem die Last zu schwer wurde: „Mitbürger, haltet Euch fest an, ich muß mir einmal die Hände anfeuchten!" Sprachs und — die ganze Sippschaft plumpste in die Tiefe. Ob nun derartige tolle Sachen wirklich hier vorgekommen sind oder nicht, jedenfalls läßt sich von dem anmuthigen Orte viel Besseres berichten. Er ist der Hauptplatz der siebenbürgischen Weinproduction, die eine ziemliche Bedeutung hat. Das Ländchen erzeugt Rebensaft nicht nur in Masse, sondern auch von sehr edler Beschaffenheit. Die siebenbürgischen Weine sind, jedenfalls in Folge der intensiveren Sonnenwärme, die hier während eines sehr langen Sommers herrscht, sowie der schuttigen Beschaffenheit des Bodens entschieden viel feuriger und würziger als diejenigen des eigentlichen Ungarns, wenngleich das letztere um so viel niedriger liegt. Sie besitzen insbesondere vielfach einen Muskateller-Geschmack.

Ungleich eindrucksvoller noch, als dieses siebenbürgische Rüdesheim, präsentirt sich uns die Stadt Schäßburg, die wir wenig später erreichen. Mitten aus einem engen, reich mit Laubwald erfüllten Kessel erhebt sich ein steiler Felskegel. An diesem klettert die Masse der freundlichen Häuschen, vielfach noch von Resten alter Festungsmauern begleitet, empor, bis der ganze seltsame Aufbau endlich hoch

oben mit einem altersgrauen Bergkirchlein seinen Abschluß findet. Schon diese eigenartige Anlage kann uns ahnen lassen, daß der feste Ort im Laufe der Jahrhunderte manchen Ansturm zu bestehen hatte. Noch 1849, während des ungarischen Aufstandes, fand in der Umgegend ein furchtbarer Kampf, jene denkwürdige Entscheidungsschlacht zwischen den Russen und den Insurgenten unter Bem statt, durch welche der letztgenannte tapfere polnische General endgiltig niedergeworfen wurde. Unter den Opfern des Tages befand sich leider auch der genialste Lyriker des Magyaren-Volkes Petöfi, welcher damals erst 26 Jahre zählte. Da seine Dichtungen in Deutschland nur wenig bekannt geworden sind, so möge eins seiner kleinsten, aber tief empfundensten Lieder hier Platz finden.

„O Jugend, Wirbelwind!
Der einen schönen Blumenkranz
Uns an die Stirn wirft fluggeschwind,
Der prangt im Frühlingsglanz —
Und in demselben Augenblicke schier
Den Kranz uns wieder raubt,
Und weiter weht und schnaubt!
Wir bleiben traurig stehn, der Sinne bar,
Uns fragend: ob's denn wahr, daß du gewesen hier?
Vielleicht ist's eben auch nicht wahr!" —

Von Schäßburg aus haben wir nur noch eine kurze Zeit im Wagen zu bleiben, um den Haupteffect einer Zonen-Fahrt durch Siebenbürgen zu erleben. Schon lange vorher lugten von Süden her da und dort durch Lücken in den nahen Vorbergen hohe Spitzen und Grate, theilweise hell schimmernd, als seien sie mit Schnee bedeckt, hernieder, doch wir haben sie vielleicht nur für seltsame Wolkenbildungen angesehen. Nun aber passiren wir ein enges Defilée. Hohe, dichtbebuschte Hänge rechts und links verwehren alle Aussicht. Doch die Schlucht ist nicht lang. Jetzt treten wir wieder heraus und alsbald ist es nicht anders, als sei ein riesiger Vorhang aufgezogen worden.

Wir überschauen eine ungeheure grüne Fläche, eben wie ein See und an einen solchen überdies durch einen leichten Dunst

erinnernd, der über ihr liegt. Zahlreiche Dörfer mit rothen Ziegeldächern und spitzen Kirchthürmen schweben wie Inseln über dem duftigen Plane. Den Hauptreiz verleiht aber diesem schönen Fleck Erde, der unter dem Namen des Burzenlandes einen der gefeiertsten Theile von ganz Siebenbürgen ausmacht, erst sein einzigartiger Hintergrund. Wie ein riesiger Burgwall, besetzt mit Thürmen, Zinnen und Spitzen, zieht sich dort in einer Längenerstreckung von vielen Meilen ein großartiger Gebirgsrücken hin. An zahlreichen Punkten des himmelhohen Kammes glitzern Schneeflächen, darunter aber fällt der steinerne Aufbau mit grauen, faltenreichen Wänden von wahrhaft erschreckender Steilheit ohne allen Uebergang, ohne alles Vorland in die erwähnte prächtige Hochebene nieder. Das Panorama, in bequemster Weise vom Fenster des Eisenbahnwagens zu überschauen, ist entzückend, seinem großen Gegenstück droben am andern Ende des ungarischen Königreichs, dem Anblick des wilden Tatragebirges von der Zipser Ebene aus, wie auffällig ähnlich, so auch mindestens ebenbürtig, nur mit dem Unterschiede, daß wir hier in den transsilvanischen Alpen, wie man diesen südlichen Theil der Karpathen genannt hat, noch eine bedeutsamere Völkerscheide vor uns haben als in den Nordkarpathen, der Tatra. Denn hinter dieser ungeheuren Mauer beginnt der eigentliche Orient, der größte Gegensatz zu dem von uns bewohnten Abendlande.

Auch noch einen Vorzug hat diese südliche Gebirgswelt vor jenem ihren fernen Rivalen, eine große, glänzende Stadt liegt mitten drin in ihrem rauhen Schoße wie eine Perle in einer spröden Muschelschale. Allerdings bemerken wir von derselben kaum etwas, bis wir dicht vor ihr sind. Wir fahren zwischen zwei Vorbergen durch. Sie schließen thorähnlich die Welt hinter uns ab. In einem engen Kessel fast auf allen Seiten von hohen, wilden Felsriesen eingeschlossen, liegt Kronstadt vor uns, ein Stück blendender Neuzeit in ernstem, mittelalterlichem Rahmen, eine ausgedehnte Masse stattlicher Häuser, Villen und Paläste, um die noch Theile der ehemaligen Ringmauer mit wehrhaften Thürmen laufen. Wir haben eins der interessantesten Städtebilder des Continents vor uns. Kronstadt heißt nicht mit Unrecht das ungarische Salzburg. Indeß seine Bedeutung reicht noch

weiter. Fast die Hälfte seiner 30000 Einwohner, die sich aus allen möglichen Nationen, Ungarn, Rumänen, Serben, Russen, Griechen, Armeniern, Zigeunern u. s. w., zusammensetzen, ist deutsch, wodurch der ganze Ort das Gepräge einer deutschen Stadt erhält. So steht Kronstadt als der äußerste Vorposten germanischer Cultur dicht vor den Thoren des ganz anders gearteten Morgenlandes.

So nahe an letzterem, hätten wir wohl Neigung, auch einen kurzen Blick dahinüber zu werfen, was neuerdings um so leichter ausführbar erscheint, als auch Rumänien den Zonentarif angenommen hat. Indeß die siebenbürgische Metropole bildet einen so passenden Abschluß für eine Diagonalfahrt durch das ungarische Königreich, daß wir diesen Gedanken für eine gelegentliche Fortsetzung unseres Reisebildes zurücklegen müssen.*) Wir machen Rechtsum-Kehrt, zumal wir ja das eigentliche Endziel unseres Ausflugs, die „Pforten der Hölle", noch nicht erreicht haben.

Um dorthin zu gelangen, gehen wir auf der Eisenbahn nur zwei Stationen rückwärts, mitten hinein in die schon beschriebene schöne Ebene des Burzenlandes. Unweit des Dorfes Marienburg, magyarisch in Földvár umgetauft, steigen wir aus und klimmen den niedrigen, aber steilen Hügel hinan, auf welchem die Ortschaft Platz gefunden. Wie erstaunen wir, eine ganze kleine Stadt mit breiter, sauberer Hauptstraße zu finden, an welcher die schmucken Häuschen in endloser Reihe nach guter germanischer Sitte mit der Giebelseite neben einander stehen. Und da lesen wir wahrlich an den Steinen über den altmodischen Hausthüren in ungelenken Buchstaben echt deutsche Namen: „Richter", „Herold" u. s. w., ja selbst der unvermeidliche „Müller" fehlt nicht, eine Name, bezüglich dessen einst Einer, dem irgendwo ein Träger desselben vorgestellt wurde, geäußert haben soll: „Müller, Müller, der Name muß mir schon einmal vorgekommen sein". Wir lassen neugierig unsere Augen weiter wandern. Richtig, wir entdecken auch bald hier bald dort veritable deutsche Bauernfiguren, blondhaarig, rothwangig und hartknochig, in altväterischem Rock und hohen Stiefeln schwerfällig einherschreitend. Wir könnten

*) Diese Fortsetzung, d. h. die Schilderung einer Fahrt von Kronstadt über die Südkarpathen hinweg, findet sich in dem Artikel Seite 169 ff.

uns durch neckischen Zauber plötzlich in die Heimath, nach Westfalen oder Pommern zurückversetzt wähnen, wenn nicht ein einziges Merkmal, die meist dunklen Augen, südlich anmuthete.

Das Räthsel ist leicht gelöst. Wir befinden uns in einem Dorfe der sogenannten Sachsen, jener ungarischen Einwanderer, die vielfach schon im Mittelalter, vor mehr denn einem halben Jahrtausend, aus den Gegenden der unteren Elbe und Weser hierher kamen. Sie sind ein glänzendes Zeugniß dafür, was deutsches Wesen, deutscher Geist und deutsche Treue vermag, denn ihre Ortschaften bilden wahre Oasen von Wohlhabenheit und Reinlichkeit inmitten morgenländischen Schmutzes und südländischer Verlotterung. Dabei ist Marienburg, das wir eben vor uns sehen, noch nicht einmal Nummer eins unter diesen deutschen Ansiedlungen Siebenbürgens. Verfasser besuchte vor Jahren das Dorf Heltau bei Hermannstadt. Dasselbe setzt sich buchstäblich aus lauter geschmackvollen Villen zusammen und gleicht etwa einem unserer eleganten Badeorte. Vergessen darf nicht werden, daß die meisten dieser Niederlassungen sich auch durch stattliche Schulhäuser auszeichnen.

Wer indeß — das möge bei dieser Gelegenheit betont sein — aus Alledem den Schluß ziehen wollte (wie dies bei uns in der Heimath thatsächlich Viele thun), daß diese „Sachsen" auch Deutsche seien in dem Sinne, daß sie sich nach ihrem alten Stammlande sehnten, von demselben, wenn es überhaupt anginge, wohl gar annectirt sein möchten, der würde sich gewaltig irren. Jene unsere fernen Landsleute wollen nur an deutscher Sprache und deutscher Sitte festhalten, in allem Uebrigen sind sie enragirte Ungarn, in höherem Grade fast, als die Vollblutmagyaren.

In Marienburg singt übrigens nicht nur die Gegenwart ein Loblied auf das Deutschthum. Hier findet sich auch ein altehrwürdiges Denkmal desselben. Hinter dem Orte, auf dem höchsten Theil des weithinschauenden Hügels steht eine ausgedehnte Schloßruine, „und die Mauern sind zerfallen, Wolken ziehen drüber hin." Diese noch immer ansehnlichen Trümmer gaben der ganzen Ansiedlung den Namen. Sie bildeten vor Zeiten die Marienburg, 1222 on dem deutschen Ritterorden, der sich ursprünglich Orden vom

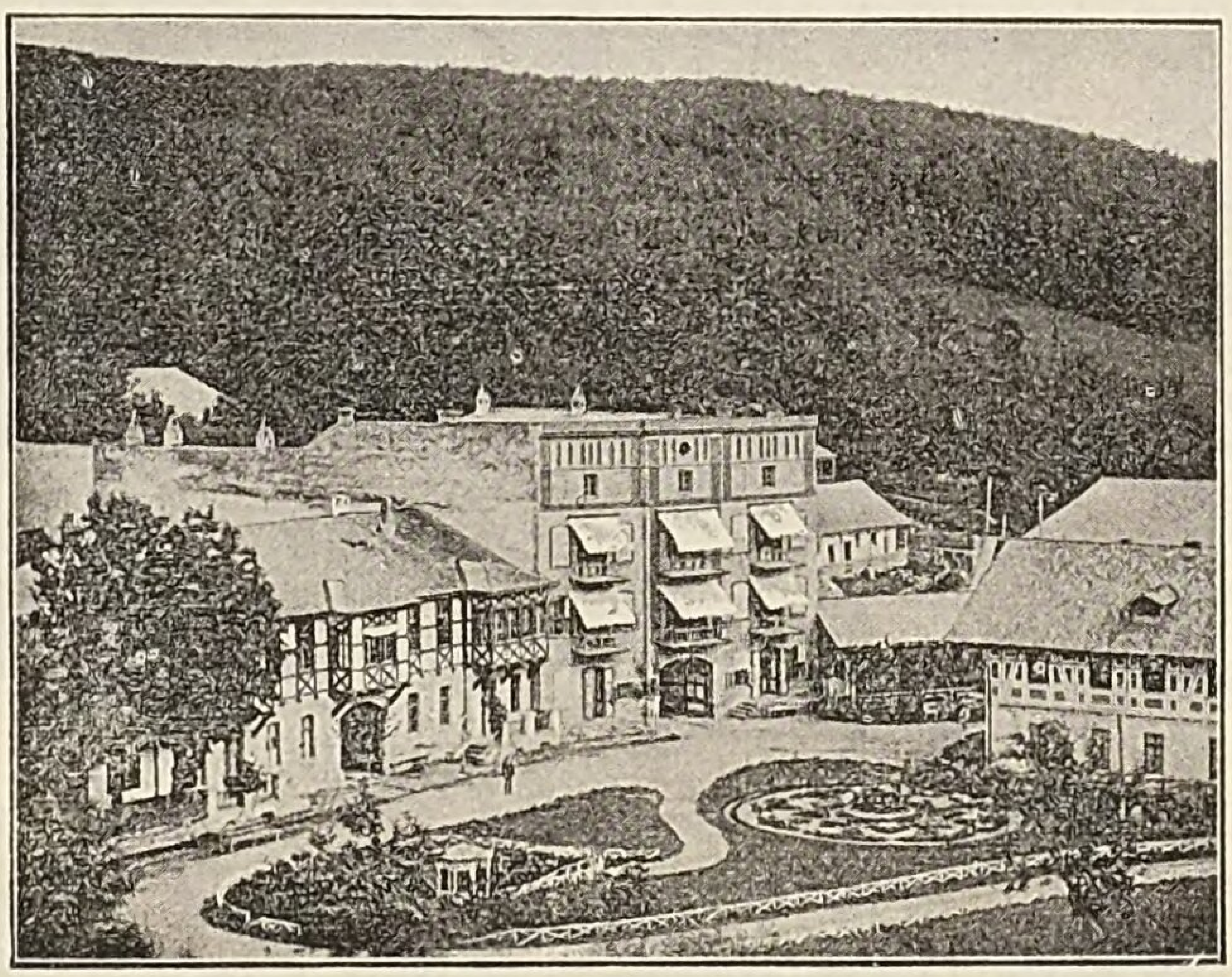
deutschen Hospital St. Marien nannte, an dieser Stelle erbaut. Bekanntlich schenkte ja kurz zuvor der König Andreas von Ungarn das Burzenland jener Vereinigung behufs Besiedlung und Vertheidigung gegen die heidnischen Kumanen, nebenbei bemerkt leider nur, um es ihnen wieder zu entreißen, nachdem der Mohr seine Schuldigkeit gethan. Der stolze Bau verfiel dann, ebenso wie jener noch ungleich imposantere, den dieselben Cultur-Pionniere unter dem gleichen Namen hoch droben im preußischen Lande fünfzig Jahre später aufrichteten. Aber die Saat, welche die braven Herren ausstreuten, blüht noch lustig weiter, dort im fernen Osten sowohl wie im Gebiete der deutschen Nation, wo, wie man weiß, aus ihr nicht zum geringsten Theile der gewaltige Baum des deutschen Reiches erwachsen ist.

Nur wenige Stunden nordostwärts von der altersgrauen deutschen Trutzburg stoßen wir auf eine weitere Kulturstätte von allerdings ganz verschiedenem Charakter. Wir haben die Burzenebene verlassen und fahren nun in einem engen Thale, welches sich in den nördlichen Gebirgsrand derselben hineinzieht. Rechts und links steile Lehnen mit üppigem Laubholz, aus welchem da und dort eine weidende Ziegenheerde oder ein einsames Bauernhaus auftaucht. Sonst scheint Alles unentweihte Wildniß. Kaum daß ein Vöglein, etwa eine der hier sehr häufigen Nachtigallen, ihr Lied ertönen läßt. Das große Schweigen in den Waldeswüsten der Karparthen hat etwas, was den Sohn aus dem lärmreichen Kulturcentrum Europas seltsam ergreift.

Plötzlich macht die Straße eine Biegung und wir haben eine prächtige Idylle vor uns, eine Anzahl niedlicher Holzhäuser in Schweizer Styl, die sich rechts und links von der breiten Baumallee hinziehen, in die wir durch ein Gatterthor eingefahren sind. Eine bunte Gesellschaft, in welcher ebenso die eleganten Toiletten von Budapest wie die farbenprangenden, reich gestickten Nationalcostüme der Moldau und Walachei vertreten sind und namentlich auch die bärtigen Gestalten griechischer Popen bemerklich werden, wogt nach den rauschenden Klängen einer Zigeunerkapelle auf und ab. Die Trinkbecher in ihren Händen lassen uns alles errathen, wir sind in einem Badeorte, Elöpatak ist sein Name.

Die Heilquellen ähneln in ihrer Wirkung etwas denen des

böhmischen Marienbades, sind jedoch durch ihren starken Eisengehalt für die mancherlei Uebel, die aus Verdauungsstörungen, Nervenaffectionen und dergl. hervorgehen, eher noch heilkräftiger. Freilich die weite Entfernung von dem Mittelpunkte der Civilisation bringt es mit sich, daß der Besuch hier nicht annähernd mit dem dortigen sich messen kann. Darum giebt es auch hier kein Theater, keine vornehmen Musik-Soiréen, keinen raffinirten Comfort wie in dem deutschen Weltbade. Dafür besitzt Elöpatak andere Reize. Die dichten Baum-



Elöpatak.

gruppen, welche dem im Hochsommer gluthheißen Thalkessel erquickenden Schatten spenden, könnten von manchem Abenteuer erzählen, das sich hier zwischen den warmblütigen Kindern einer heißeren Zone entspann, wenn sie zum Glück nicht eben — stumm wären. Wer aber im Gegensatz zu nicht Wenigen, die nur aus solchen Gründen hierher kommen, edlere und nachhaltigere Genüsse sucht, der findet ebenfalls seine Rechnung. Er darf nur die verweichlichte morgenländische Race drunten lassen in der Tiefe und, mit seinem guten Rohre bewaffnet, hinaufsteigen auf die ringsum gelagerten Berge. Dort kann er nicht nur große Heerden bewundern, welche schneeweiße bissige Schafhunde bewachen, und in rußigen Stinas (Sennhütten) mit rauhen, aber gutmüthigen Hirten Mamaliga (eine Art

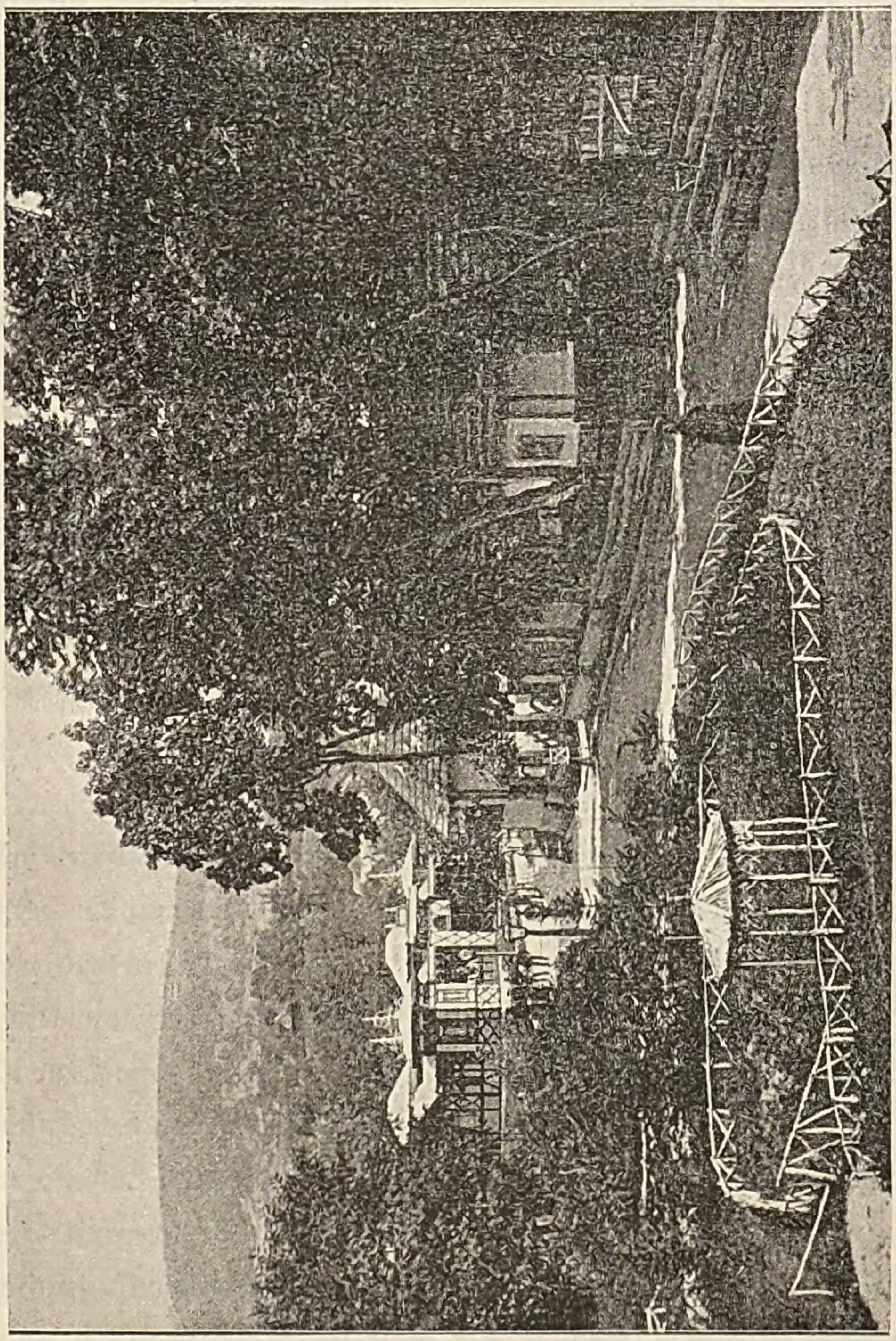
Pudding oder Brei aus Maismehl) essen, sondern auch den feigen Wolf und den grimmen Bären jagen; freilich ein Hasenfuß darf er dabei nicht sein.

Vor wenig Jahren zog auch ein Badegast von Elöpatak, ein hoher österreichischer Aristokrat, zu solchem bedenklichen Sport aus, und zwar entgegen allen Abmahnungen von Bekannten ganz allein. Plötzlich taucht ein Bär vor ihm auf, der, auf den Hinterfüßen stehend, mit weitgeöffnetem, blutrothem Rachen, die mächtigen Pranken zu liebevoller Umarmung ausgebreitet, auf ihn zuschreitet. Durch den entsetzlichen Anblick wurde der kecke Nimrod förmlich hypnotisirt. Der treffliche Hinterlader entfiel seiner Hand und schreiend rannte er von einem Baum zum andern, ununterbrochen verfolgt von der furchtbaren Bestie, die ihm mit jeder Secunde näher rückte. Endlich zauberte ein günstiger Zufall einen Rumänen herbei, der mittelst eines trefflichen Schusses aus einem höchst primitiven Vorderlader den Unhold niederstreckte. Dem jungen Herrn war damit indeß nur wenig geholfen. Heimgekehrt, verfiel er einer schweren Nervenkrankheit, der er bald darnach erlag. Meister Petz läßt eben nicht mit sich spassen.

Trotzdem bildet auch sein verderblicher Rachen noch nicht die „Pforten der Hölle", denen wir zustreben. Doch dieselben sind nun nicht mehr allzu weit. Eine kleine halbe Tagestour bringt uns zu ihnen.

Wir verlassen den anmuthigen Badeort und fahren über einen Gebirgssattel, in dessen einsamen Buschdickicht erst vor Kurzem ein unglücklicher Postillon durch Räuber, die in dieser Gegend Ungarns noch hie und da vorkommen, vom Bock geschossen wurde, in das breite Thal der Alt, eines der Hauptflüsse Siebenbürgens, hinab. Wo dasselbe, das zuvor wogenden Fruchtfeldern und freundlichen Dörfern Raum gab, sich mehr und mehr zu einer Art Schlund verengert, steigen wir auf neuangelegter Straße in endlosen Windungen am östlichen Gehänge empor. Laubholz bildet auch hier wieder unsere Umgebung, doch erscheint dasselbe in dieser Gegend ebenso wenig schön und gepflegt, wie in den meisten anderen Theilen des Landes. Es hat eben leider auch in Siebenbürgen eine traurige Waldverwüstung

stattgefunden. Mit geringen Ausnahmen, besonders in den schwer zugänglichen Grenzdistricten gegen die Moldau hin, sind alle älteren Bestände rücksichtslos abgetrieben worden, ohne daß Jemand an ein Wiederanpflanzen gedacht hätte. Wenn trotzdem im ganzen Lande



Park von Elöpatak.

bis zur Schneegrenze hinauf jeder Fleck Erde dicht bebuscht ist, so verdankt man das einzig und allein der Triebkraft des Bodens, die unter diesem milden Himmelsstriche in der That unverwüstlich erscheint.

Immer höher klettern wir empor, einsamer und einsamer wird's um uns, nur das leise Rauschen und Plätschern von Quellbächlein, an denen es dort oben nicht fehlt, unterbricht mitunter die feierliche Stille. Mit einem Male tragen uns die schnaufenden Gäule auf eine Art Sattel zwischen zwei rechts und links noch höher ansteigenden Gipfeln empor. Ein Ausruf der Verwunderung entfährt uns, denn wir blicken in ein langgezogenes Waldthal hinab, das sich weit draußen in eine grüne Ebene verliert. Ein wahres Meer hinter einander aufsteigender Kuppen und Kämme schließt diese fern am Horizont ab. Wieder haben wir ein denkwürdiges Stück Grenzland vor uns. Jenseits der eben erwähnten Gebirgsmauer, der Ostkarpathen, liegt die Moldau und die große Steppe des südlichen Rußlands.

Doch noch Anderes fesselt auf dem eigenartigen Passe unsere Aufmerksamkeit. Auf dem üppig berasten, an eine Alm in den Alpen erinnernden Wiesenplan, der unsern Standort bildet, hat sich eine ganze Colonie von ärmlichen Holzhäuschen angesiedelt, aus denen bei unserer Ankunft eine wahre Mustersammlung preßhaften Volks, Blinde, Lahme, Verwachsene, sämmtlich dürftig gekleidet, hervortrippeln.

Wir sehen von Neuem ein Bad vor uns, indeß nicht mehr ein Modebad, wie es Elöpatak noch darstellt, vielmehr eins der originellen siebenbürgischen „Bauernbäder", wie sie in den alten guten Zeiten, „als der Großvater die Großmutter nahm", auch bei uns in Mitteleuropa noch an der Tagesordnung waren. Hier, im fernen Osten, in der einsamen Karpathenwildniß, haben sie sich noch erhalten, ein origineller Anachronismus im Zeitalter des hochentwickelten Comforts. Um ein solches Bad zu besuchen, bedarf es einer langwierigen Vorbereitung, die genau nach einem schriftlich von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Recept: „Sachen, die man im Bade brauchet und dahin mitnehmen muß" — durchgeführt wird. Hühner, Gänse und selbst Kälber werden als Schlachtvieh eingekauft, ebenso auch Eier, Speck, Mehl und Hülsenfrüchte beschafft. In die ganz unentbehrliche Badewanne packt die umsichtige Hausfrau Betten, Werkzeug, Tischgeräth. So wird endlich mit einem bis hoch hinauf beladenen Ochsenwagen

die Reise angetreten. Natürlich ist jeder neue Zuzug zu den bereits an Ort und Stelle Eingetroffenen ein großes Ereigniß, das meist die Nachtwächter der originellen Gesellschaft auf ihren mißtönenden Hörnern in alle Windrichtungen hinausschmettern. Gar bald haben sich dann die Ankömmlige in das eigenartige Nomadenleben eingewöhnt, das an einem solchen Orte geführt wird. Das simple Blockhaus ist leidlich wohnlich eingerichtet und nun vertreibt man sich mit Baden und Schmausen, Fischen und Bergsteigen, Tanz und Gesang die Zeit so gut es eben gehen will.



Rumänisches Bauernmädchen aus Siebenbürgen.

Ungleich interessanter, als ein Einblick in dieses antiquirte Schlaraffenthum, wird für uns als Fremde natürlich die Besichtigung der heilkräftigen Naturgaben auf jener Höhe sein, die in Wahrheit ein Unicum, ein medicinisches und naturhistorisches Weltwunder darstellen. Die ganze Gegend im Umkreis von mehreren Kilometern ist einem großen Schwamme vergleichbar, aus dem es an allen Orten und Enden tropft und sickert, und alle diese aus verborgener Tiefe zu Tage tretenden Gewässer sind mit Ausnahme einer einzigen Trinkwasserquelle Heilquellen, noch dazu von der verschiedenartigsten Zusammensetzung. Bereits hat man ihrer mehr denn 20 gezählt und im Wald und Busch ließen sich noch viele neue auffinden. Es gibt da Eisenwässer und Salzwässer, Sauerbrunnen und Gasquellen, sämmtlich überreich dem unterminirten und mit gelben, rothen,

braunen oder schwarzen Niederschlagskrusten bedeckten Boden entströmend. Die weltberühmten Heilstätten von Ems und Franzensbad, Kreuznach und Oynhausen scheinen hier in einem Punkte vereinigt zu sein.

Ganz besonders interessant für den Neuling dürften die Schwefelwasserstoffgas- und die Kohlensäurebadebassins sein, obwohl auch sie nur nothdürftig überdacht und eingefaßt sind. Hier brodelts und siedets und wallts wie in einem wahren Hexenkessel. Doch auch, wo man diese Exhalationen noch nicht aufgefangen hat, entströmen sie vielfach geräuschvoll dem Boden, sobald man nur einen Stock hinein stößt, und weit und breit hat der Schwefelgeruch die ganze Luft durchdrungen.

Das ist gewiß ein seltener Naturreichthum, wie er auf so engbegrenztem Raume kaum zum zweiten Male in der Welt vorkommen dürfte. Und doch haben wir das eigentliche Paradestück der Gegend noch nicht gesehen. Um auch dieses kennen zu lernen, müssen wir noch ein halbes Stündchen auf leidlichem Waldwege an der linken Lehne ansteigen. Der Marsch, wenn auch namentlich in der Sonnenhitze beschwerlich, ist schon an sich interessant. Je höher wir emporrücken, um so mehr vermag das Auge über die Waldwüste, in der wir mitten drin stecken, hinwegzuschweifen und die ganze schöne Südostecke Siebenbürgens, die grüne Burzenebene und die schneeglitzernden Hochgebirge dahinter zu umspannen, ein Panorama, das an eigenartiger Schöne nicht so leicht seines Gleichen hat.

Endlich stehen wir keuchend am Ziele. Eine hohe, wildzerklüftete, blendend weiße Kalkwand erhebt sich vor uns. Ein dunkles, reichlich mannshohes Loch, nach Art eines Bergwerks mit stützendem Holzwerk umgeben, gähnt uns entgegen. Auf einfachen Bänken sitzen davor verschiedene Jammergestalten, Leute mit verbundenen Augen oder mit Stöcken und Krücken in den Händen. Ohne unsere Aufforderung abzuwarten, theilen sie uns in heller Begeisterung mit, was hier oben schon für Wunderdinge geschehen seien, wie neulich erst ein völlig Gelähmter bereits nach drei Wochen der Cur Arme und Beine wieder unbehindert habe gebrauchen können, ein Anderer binnen noch kürzerer Zeit wieder sehend geworden sei.

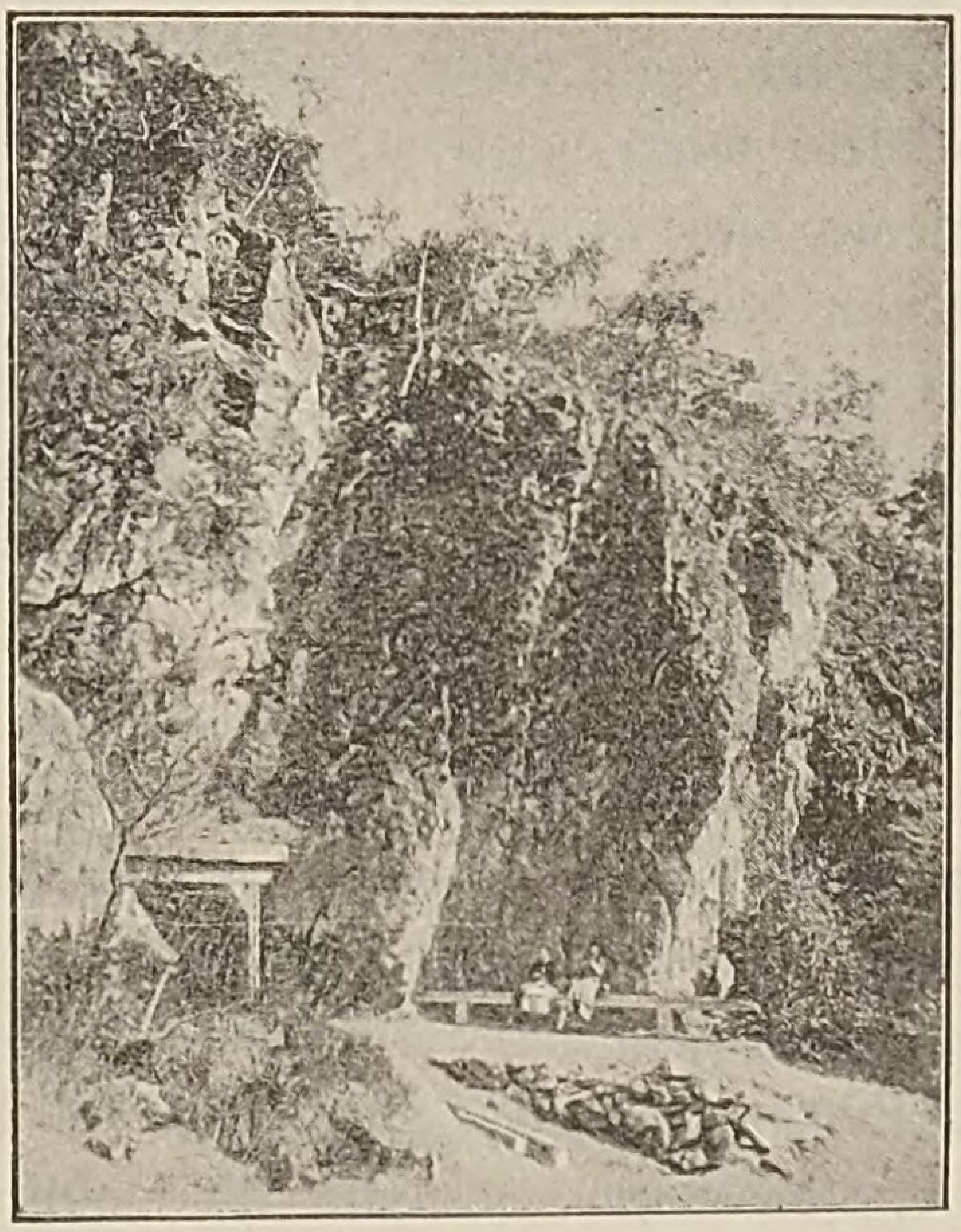
Unsere Neugier wächst. Wir müssen den modernen Teich Bethesda selbst kennen lernen. Wir treten in die Oeffnung und befinden uns nun in einer nur wenige Meter langen, sanft abwärts streichenden Höhle. Der Raum sieht ganz harmlos aus. Weißes, festes Gestein bildet die Wände, die etwa bis einen Meter hoch über dem Fußboden mit einer citronengelben Farbe wie zur Zierrath bedeckt sind. Hellstes Tageslicht durchfluthet die ganze Grotte. Wer könnte an Gefahr denken! Und doch befinden wir uns in der weltberühmten Todeshöhle des Büdös (zu deutsch: des Stinkenden). Wenn wir nur noch einen Meter weiter vortreten, erreicht die unheimliche Gasschicht, die dort aus der Ecke strömt, und, weil leichter als die atmosphärische Luft, von dieser niedergedrückt wird, unseren Mund und sofort, wie eine plötzlich still stehende Uhr, hat unser Lebensproceß ein Ende. Deshalb stellt sich uns denn auch jetzt einer der Wärter mit ausgebreiteten Armen entgegen. Bis hierher und nicht weiter, wem sein Leben lieb ist!

Allerdings Eingeborene, die mit der Sache vertraut sind, unternehmen öfters das Wagstück und dringen mit fest zugedrückter Nase und Mund sowie angehaltenem Athem noch etwas vor, um die Gefäße wieder zu holen, die auf den Boden gestellt wurden, das von den Wänden tropfende, für Augenleiden überaus heilsame Wasser aufzufangen. Doch das dürfte nicht Jedermanns Sache sein.

Wir bleiben also vor dem lebendigen Memento Mori stehen. Ein eigenthümlicher Schauer überläuft uns bei dem Gedanken: Hier bin ich, das warmblütige Wesen voll Hoffnungen und Pläne und Aussichten, und dicht daneben, unsichtbar wie ein Gespenst, und doch wirklich und wahrhaftig vorhanden der Tod, das Schattenreich, das bleiche Ende von Allem, allem Glück, freilich auch allem Elend des Daseins. Da ist es uns plötzlich nicht anders, als schliche leise, ganz leise, der Versucher heran, als flüsterte er uns mit einschmeichelnder Stimme zu: „Warum noch zaudern? Ein Schritt und schmerzlos bist du zur einzig wahren Freiheit durchgedrungen!" Wie Schlangen kriecht es weich und warm an unseren Beinen empor. Jetzt ist es bis an die Hüften gekommen. Ein wohlthuendes Gefühl, das sich doch mit einem unwillkürlichen Schauer paart, durchzieht unseren ganzen

Körper. Der Kopf glüht, es schwindelt uns. Rasch kehren wir uns um und stürmen aus der unheimlichen Vorhalle der Unterwelt zurück ins Freie.

Draußen in der frischen, reinen Gebirgsluft kommen wir wieder zur Besinnung, um so mehr, als man uns dort die eigenthümlichen Anwandlungen erklärt, die wir drinnen erfuhren. Die von unten auf unsere Glieder erfaßende, fast wollüstig zu nennende Wärme rührte von einer Einwirkung der Gase her. Sie ist es, die bei Lähmungen, namentlich nach Schlaganfällen, aber auch bei hartnäckigen Rheumatismen die Wunder thut, von denen wir vorher hörten.



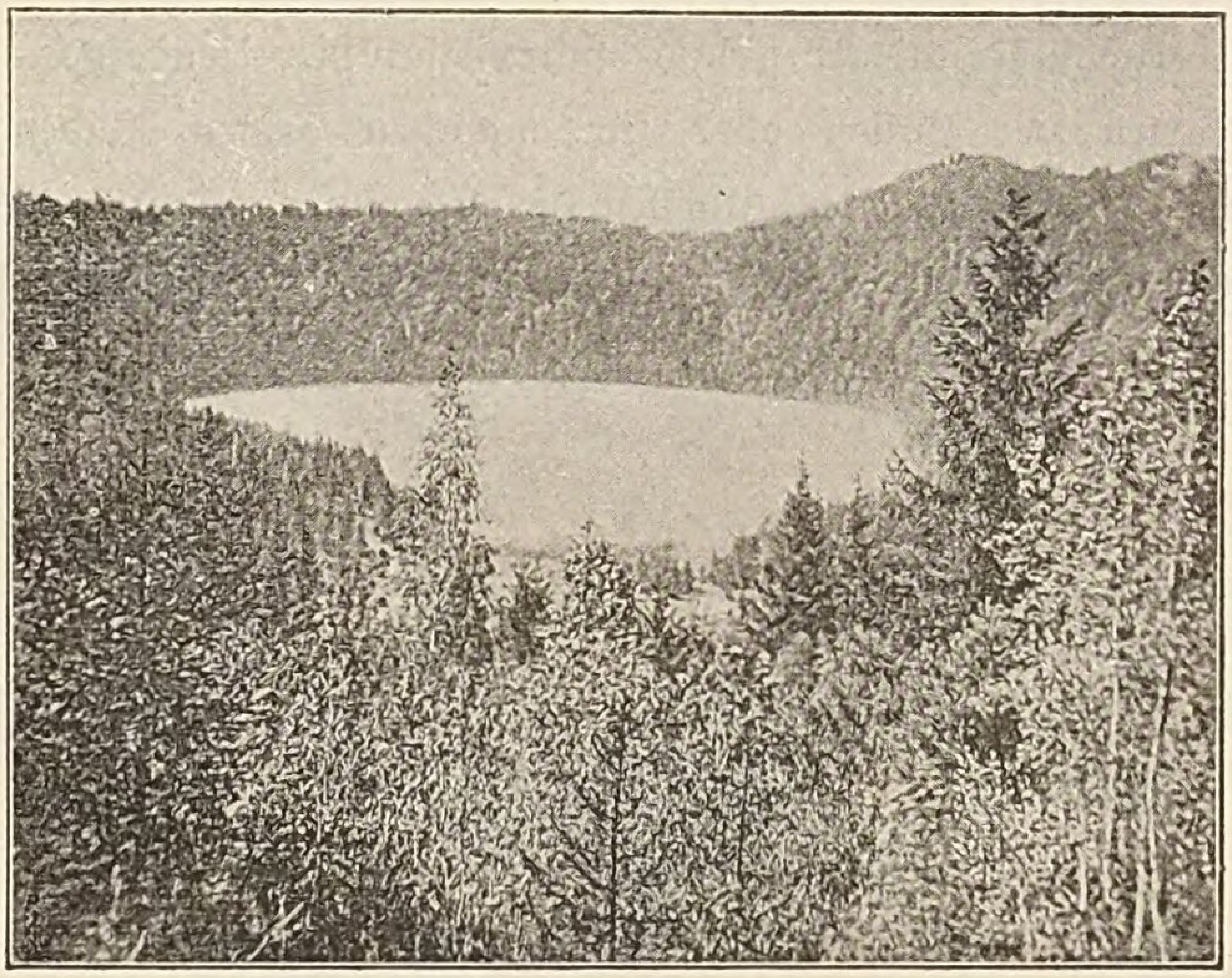
Büdös-Berg mit der Todes-Höhle.

Jetzt händigt man uns auch Uhr und Schmucksachen wieder ein, welche wir vor dem Betreten der Höhle abzulegen ersucht worden waren. Erstere würde drinnen sofort stehen geblieben sein, die letzteren aber hätten einen schwarzen Beschlag erhalten.

In ernster Stimmung steigen wir durch die lachende Landschaft wieder zu den Badehäuschen hinab. Was wir dabei mehrfach beobachten, dient auch nicht zu unserer Erheiterung. Da und dort lugen einfache Grabsteine mit Namen und Jahreszahl aus dem Gebüsche. Unter ihnen schlummern Solche, die nicht, gleich uns, im Todesrachen droben zur rechten Zeit umkehrten, sondern entweder in Unverstand oder — was wohl bei weitem häufiger vorkommen mag — absicht-

lich, aus Lebensüberdruß weiter vordrangen und in dieser Weise ein schnelles Ende fanden. Einen seltsameren Friedhof dürfte es nicht so leicht geben!

Gleichzeitig dringen aber gewiß noch andere Gedanken auf uns ein. Wie schade, daß die an dieser Stelle gebotenen reichen, um nicht zu sagen einzigartigen Naturmedicamente nicht besser ausgenützt



St. Annensee am Büdös.

werden zum Wohl und Frommen der zahllosen Leidenden in aller Welt! Allerdings hat die ungarische Regierung bereits einmal einen Anlauf dazu genommen. Es war dies schon in den ersten Siebziger Jahren. Man plante damals die Errichtung einer großen Landes-Augenheilanstalt am Büdös. Aus unbekannten Gründen hat sich später die Sache wieder zerschlagen.

Nun vielleicht ist die „Zone" auch in dieser Hinsicht von Segen, vielleicht wird durch die von ihr gebrachte Verkehrserleichterung die Aufmerksamkeit der Aerzte und — der Capitalisten von Neuem auf jenes Non plus ultra einer Heilstätte gelenkt. Hoffentlich trägt dazu auch die neue Bahnlinie bei, welche soeben von Kronstadt aus nordwärts im Baue ist und die bis nahe an den Fuß des Wunderberges führen wird.

Ohne Zweifel, ein großes modernes Curhaus, das man dort oben errichtete und das namentlich auch mit Baderäumen versehen wäre, in welches die wohlthätigen Gase aus der gefährlichen Höhle herunter geleitet würden, derart, daß sie nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen könnten, dürfte ein Unternehmen sein, welches zu gleicher Zeit großartige humane Zwecke erfüllte und doch auch reichen Gewinn abwürfe, zwei Dinge, die bekanntlich nur selten zu vereinen sind. Morgenland und Abendland würden sich hier Rendezvous geben, die „Pforten der Hölle" aber für manchen armen Leidenden zu Pforten des Paradieses, zu Quellen der Genesung und neuen Glückes werden.

Vom Elbstrand bis zum Götterberg.

Westafrikanische Küstenfahrten.

Es ist bekannt, daß die alte Zeit den Teufel, die Personification des Bösen, als einen Ausbund von Ungeheuerlichkeit darstellte, mit Hörnern, feuerspeiendem Rachen und Klumpfuß, daß dagegen die moderne Dichtung, so besonders ein Klopstock, derselben Figur das Gewand berückender Schöne verlieh.

Der „schwarze“ Continent hat eine ähnliche Wandlung durchgemacht. Vormals der Inbegriff aller Schrecken, ein unbewohnbarer Brutofen, die Heimath entsetzlicher Mißgestalten, mit Ohren, die bis auf die Schultern hingen u. dergl., der Tummelplatz von ungeheuerlichen Thierbestien, wie des Einhorns u. a., ist er heutzutage ein Stück Erde, um das sich die Nationen reißen und nach dem sogar schon Stangen'sche Vergnügungsfahrten geplant werden konnten, ein Object der geheimen Sehnsucht von Secundanern und anderen Feuerseelen.

Die Wahrheit ist nun freilich, daß Afrika in mancher Hinsicht immer ein Teufelchen bleiben wird, ein Ungeheuer, das gelegentlich seine Krallen recht heimtückisch hervorstrecken kann. Dabei fehlt es indeß an wirklichen landschaftlichen Reizen keineswegs. Ja, es bietet schon eine Fahrt an den Küsten hin des Interessanten in Menge.

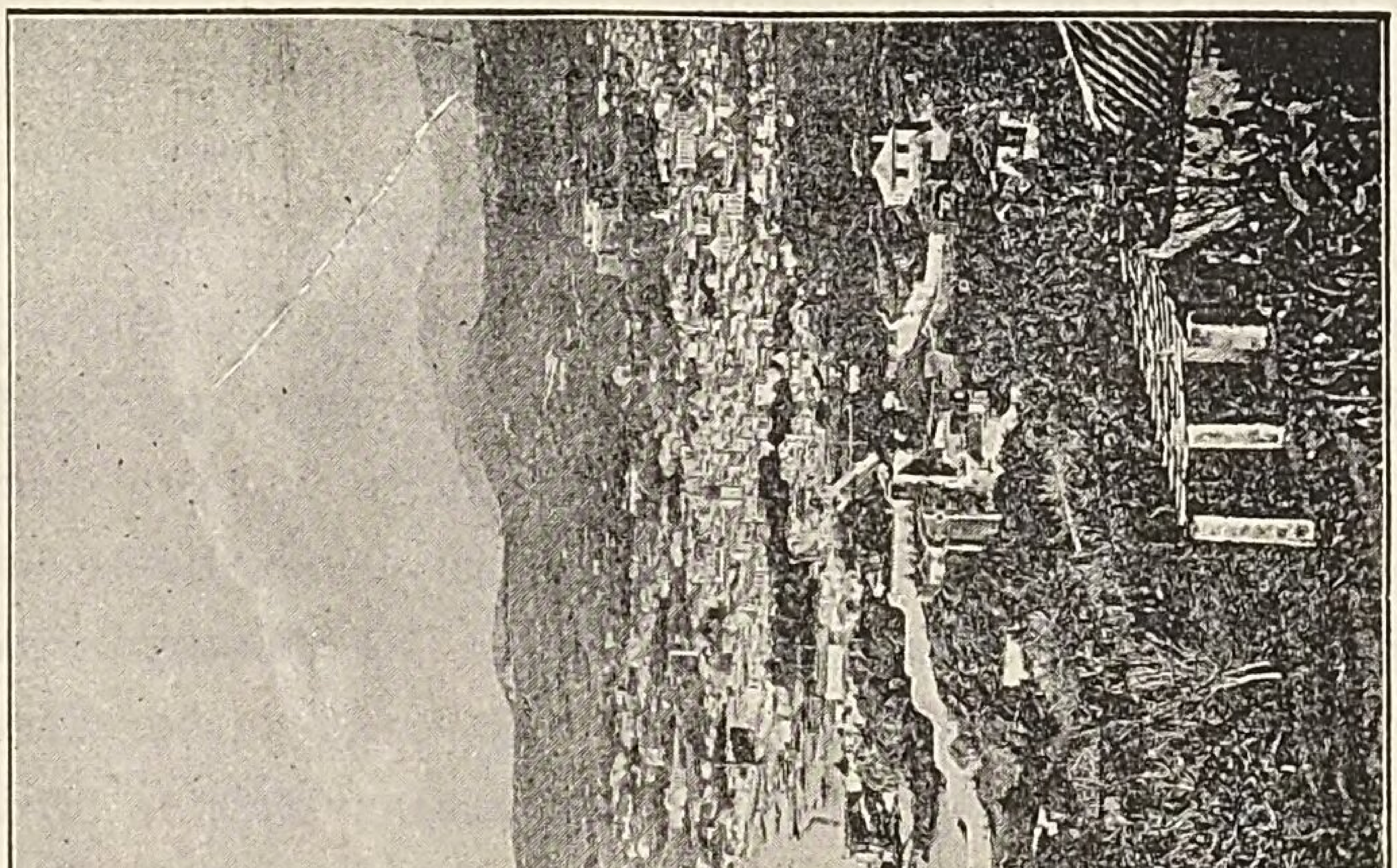
Die nachstehenden Zeilen sollen deshalb einmal eine solche eingehender schildern; wir wählen dazu das Westgestade, weil eine Meeresreise diesem entlang nicht nur die landschaftlich schönere, sondern auch klimatisch etwas angenehmere, kühlere, gesündere ist.

Wir gehen von Hamburg aus, indem wir einen der Wörmann'schen Dampfer benützen, welche seit dem Inslebentreten der deutschen Colonialpolitik bereits bis zu der stattlichen Zahl von rund einem Dutzend angewachsen und besonders auf tropische Seereisen eingerichtet, beispielsweise mit luftigen Deckcabinen und Decksalons ausgerüstet sind.

Schon nach kaum einer Woche Fahrt durch allerdings meist recht bösartige Gewässer, die stürmische Nordsee, den nebelreichen „Canal", die launische Bai von Biscaya, die den wenig ermuthigenden Beinamen des „Grabes der Seeleute" trägt, sehen wir das erste Stück afrikanischer Erde vor uns, die Insel Madeira, die zwar politisch noch zu Europa gehört, geographisch jedoch ohne Zweifel bereits als ein Anhängsel am dunklen Erdtheil aufgefaßt werden muß. Welch eine totale Bühnenverwandlung, die wir hier erleben! Die vielgerühmten Ueberraschungen, welche man bei einem Uebergang über die Alpen hinunter in's Wunderland Italien erfährt, bedeuten nichts dagegen, namentlich wenn man das Schiff in Europa noch zur Winterszeit besteigt. Jetzt hat man noch die nebelgraue Hafenstadt an der Elbe vor Augen, die schönen Uferhänge von Blankenese tragen wohl gar ein Schneekleid, auf dem trüben Riesenstrome treiben träge, schmutzige Eisplatten und — wenig später taucht aus tiefblauer Fluth jenes Eiland auf, das ein Schatzkästlein aller südlichen Herrlichkeit, ein prunkvoller Vorhof zu der Wunderwelt der Tropen zu heißen verdient.

Freilich, der erste Anblick von Madeira hat noch etwas nordisch Wildes. Kahle, schwarzbraune Wände von erschreckender Steilheit und Höhe, himmelragende Felszacken, um welche bleiche Wolken flattern, oder von denen gleißende Schneestreifen sich niederziehen — so präsentirt es sich zunächst dem Auge, das sehnsuchtsvoll nach Land ausschaut. Aber bald umfahren wir ein weit vortretendes Cap und sofort ist das Bild verwandelt. Auf einem mächtigen, jäh zur See

abfallenden Hange ganz zu oberst dunkle Pinienwälder, aus denen nur da und dort ein Bergkirchlein lugt. Darunter Matten mit schmucken Meierhöfen, noch eine Etage tiefer üppige Weinberge mit weißen Mauern, dann Zuckerrohrfelder mit ihrem auffallend hellen



Madeira. Nach einer Photographie.

Grün, bald auch schon hochragende Palmen, Gärten mit fremdartigen, grellfarbigen Blumen und zuletzt, unten am Fuß dieser riesigen Pflanzenetagère, die auf engem Raum die ganze Mannigfaltigkeit

der Flora von der gemäßigten Zone bis zu dem Wendekreis zur Darstellung bringt, eine ausgedehnte Häusermasse, deren platte Dächer, blendend weiße Mauern, schmucke grüne Jalousien einen ganz südlichen Eindruck machen würden, auch wenn das Glockengebimmel nicht wäre, das von da unaufhörlich über die Wassermasse herüber bis zu uns auf dem Schiffe dringt.

Diese Töne sind übrigens gewissermaßen nur das Signal zu einem sofort sich entwickelnden Treiben, das dem Nordländer noch ungleich mehr italienisch oder — spanisch vorkommt. Dutzende von winzigen Nachen rudern herzu, geleitet von völlig nackten, halbwüchsigen Burschen, die unter ohrenbetäubendem Zetern uns bestürmen, kleine Silbermünzen in die klare Meeresfluth zu werfen, damit sie dieselben mit ihren in der That erstaunlichen Taucherkünsten wieder heraufholen können. Wie Frösche springen die munteren braunen Kerle in die See und nicht selten sieht man sie sich in der Tiefe des Wassers sogar hartnäckig wegen eines Dreipenny-Stückes bekriegen. Für einen Schilling wagen sie selbst unter dem mächtigen Dampfer weg zu tauchen. Gleichzeitig mit diesen Wassergymnastikern kommen Händler mit hübschen, im Lande verfertigten Spitzen, Silberfiligranarbeiten, Papageien, Orangen, Stühlen aus kunstvollem Rohrgeflecht und dergl., so daß das Schiff bald in einen schwimmenden Kramladen verwandelt erscheint.

Noch origineller wird uns das Leben am Lande vorkommen, wenn wir die Zeit, während welcher unser Fahrzeug seinen Kohlenvorrath ergänzt, zu einem Ausflug dahin benützen. Bilden doch das Erste, dem wir dort begegnen, Schlitten, veritable Schlitten mit Holzkufen und grellrothen Polstern, gezogen von schleppfüßigen Rindern, neben welchen in ganz antiker Weise der Lenker mit stachelbewehrter Leitstange schreitet. Schlitten — das einzige Vehikel im Lande des ewigen Frühlings! Das macht, die Straßen der Stadt sind so steil und zudem noch mit spiegelglatten Basaltrollsteinen gepflastert, daß ein anderes Fortkommen, mehrfach selbst das auf Schusters Rappen, ausgeschlossen ist. Diese Fiakerschlitten werden übrigens an jedem Morgen noch unten mit Speckschwarte abgerieben, ohne daß sich jedoch deswegen das Sprichwort an ihnen erfüllte: „Wer gut schmiert, der fährt

gut", denn das seltsame Fuhrwerk macht oft die gewagtesten Manöver, wobei nur das eine Gute ist, daß die wackeren Zugthiere sich unter keinen Umständen aus ihrer Gemüthsruhe und ihrem Schneckengange bringen lassen.

Aehnlich, nur weniger harmlos erscheint das Verkehrswesen in der Umgebung der Stadt. Auf Miethpferden, die für solche viel zu muthig sind, sprengt man im Galopp, der sich ungleich cavaliermäßiger ausnehmen würde, wenn sich die Führer nicht dabei hinten an den Schwanz des Gaules hängten, über die steilen Treppenstufen empor auf eine der aussichtsreichen Höhen. Hat man sich droben an dem fast schwindelerregenden Niederblick auf die weiße Stadt und das wie erstarrt daliegende, endlose Meer sowie — an einem Glase echten Madeira's erquickt, so besteigt man kleine, zweisitzige Handschlitten, zwei verwogene Kerle springen hinten auf und nun saust der schmale Kasten abwärts, daß selbst dem abenteuerlustigsten Menschen Hören und Sehen vergeht. Mehr als einmal wähnen wir, der Schlitten müsse an einer vorspringenden Ecke zerschellen oder in einen plötzlich sich zur Seite aufthuenden Abgrund hinunterstürzen, indeß jedesmal noch geben die blitzschnellen Lenker hinter uns dem Gefährte zur rechten Zeit einen rettenden Schwung. So gelangen wir schließlich doch unversehrt wieder hinunter zu der Almeda und dem Kurgarten, wo in einer schmeichelnd weichen Abendluft zwischen Boskets mit den seltsamsten Gewächsen des nahen Festlandes Schwindsuchtsgestalten aus aller Herren Ländern wandeln, häufig gewiß der fernen nordischen Heimath gedenkend, die gar viele von ihnen nie wiedersehen.

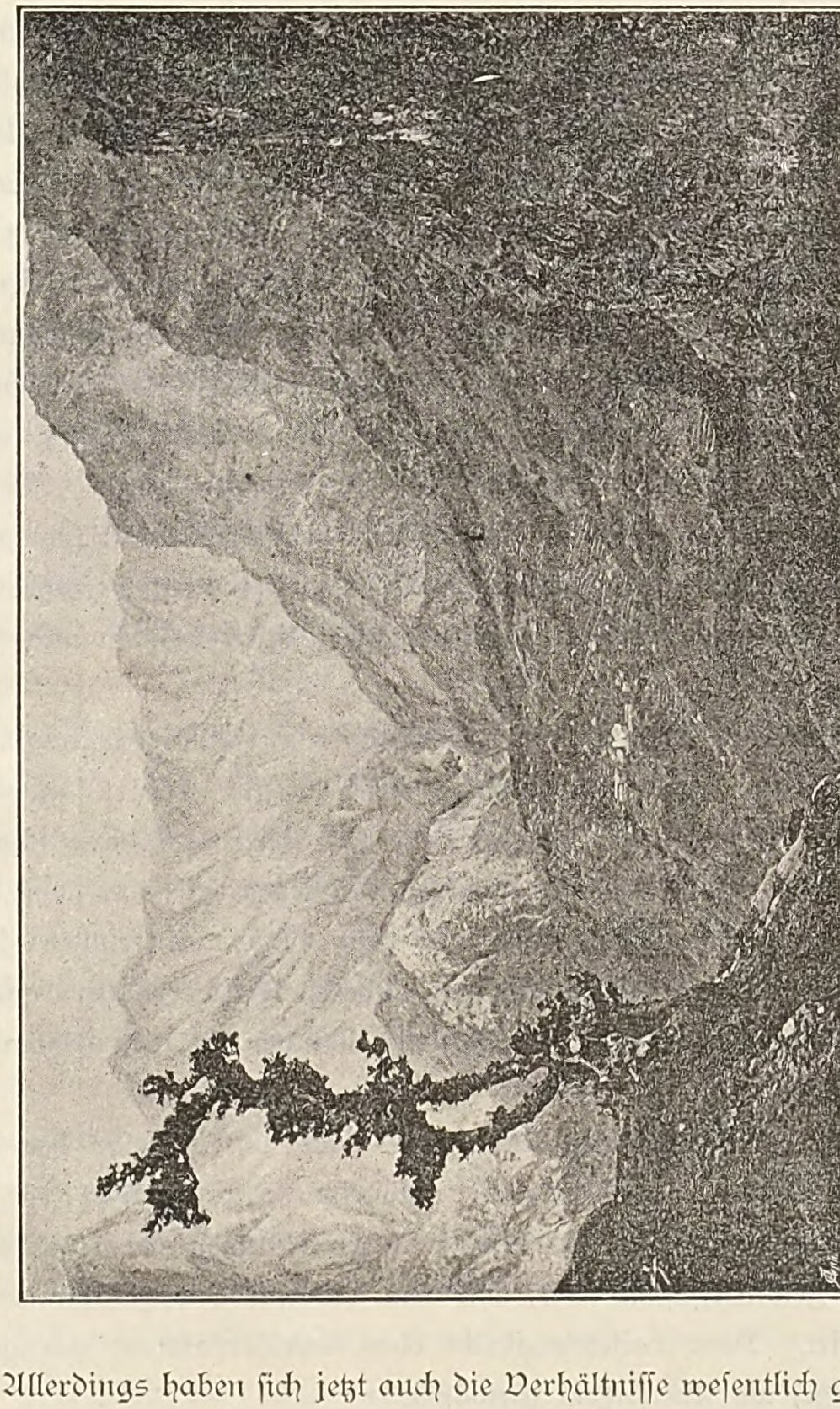
Nur ein oder zwei Tage nach der Weiterfahrt haben wir abermals Land in Sicht. Einer gigantischen Kuppel oder riesigen Glocke ähnlich gipfelt sich neben uns zur Rechten ein einsamer Berg aus dem Ocean empor. Sein Fußgestell erscheint vielfach grün, weiter oben aber ist er schwarz wie gewichst und noch höher hinauf zeigt er gar eine schneeweiße Halskrause. Das ist der vielgenannte Pik von Teneriffa, der mit unserem europäischen Montblanc in Bezug auf Höhe wohl concurriren kann.

Doch, höre ich einige Leser fragen, wo kommt denn nun endlich das wirkliche Afrika mit seinen Schwarzen, seinen Elefanten, seinen

Schlangen und ähnlichen Paradestücken? Nun, nur wieder ein 4 bis 5 Tage Geduld, dann werden wir das Alles erreicht haben, denn der mächtige Bergriese von den kanarischen Inseln bildet so zu sagen den südlichsten Thorpfeiler der europäischen Cultur. Das nächste Land, das wir zu sehen bekommen, ist nicht nur ein echtes Stück Afrika, sondern sogar einer der gefürchtetsten und berüchtigtsten Theile desselben.

Leicht kann es scheinen, als ob eine Vorahnung davon selbst die Stimmung unserer Mitpassagiere beeinflusse. Dieselben, in der Regel junge Kaufleute, die aus Thatendrang oder wohl auch noch wegen dringlicherer Gründe Europa den Rücken kehren, um eine Stellung in einer Hamburger Factorei in Afrika anzunehmen, legten zuvor gewiß einen ziemlichen Uebermuth an den Tag, den kaum die Seekrankheit in den unruhigen nordischen Gewässern etwas dämpfen konnte. Jetzt, nachdem wir den Wendekreis passirt, werden sie rasch stiller und stiller, denn das Schreckgespenst dieser Gegenden, das Fieber, das sie anfänglich nicht genug verspotten konnten, rückt nun immer mehr in den Gesichtskreis. Häufig kommen Erkrankungen daran unter den Bewohnern des großen Fahrzeugs vor, noch ehe Jemand den Fuß an's Land gesetzt, denn wir gleiten fortwährend unweit der, wenngleich noch nicht sichtbaren, Küste hin und die Keime der bösen Krankheit können, namentlich wenn Landwind weht, leicht von dort bis zu uns getragen werden. Als Schreiber dieser Zeilen im Herbst 1885 nach Kamerun fuhr, gab es ebenfalls einen Fieberpatienten an Bord, noch bevor ein afrikanischer Hafen angelaufen worden war, und komischer Weise mußte es gerade der wetterharte Capitän sein, der ergriffen wurde. Allerdings verlaufen etwaige Fälle jetzt meist noch viel leichter als bei der Rückreise von Afrika, wo die Leute direct aus dem Seuchenherde kommen und gar Manch einer auf das bewußte Brett gebunden und dem großen Grab des Oceans übergeben werden muß, ehe er die heißersehnte Heimath wiedersah. Bleibt indeß auch das eigentliche Fieber noch aus, so verfallen doch fast alle Mitreisenden in diesen Breiten einem allerdings ungefährlichen, indeß recht unangenehmen Uebel, dem sogenannten rothen Hund, einer durch übermäßiges Schwitzen hervorgerufenen

Hautkrankheit, die den ganzen Körper roth erscheinen läßt wie ein gesottener Krebs und sich gleichzeitig noch durch qualvolles Jucken bemerklich macht.



Hochgebirge von Madeira. Nach einer Photographie.

Allerdings haben sich jetzt auch die Verhältnisse wesentlich geändert. In wenig Tagen ist die Sonnenwärme die uns zuvor nach dem europäischen Winter so wohl that, derart angewachsen, daß wir unter Deck 30° C. und mehr zählen. Die Mahlzeiten im Salon stellen

sich infolge dessen schon mehr als eine Last, denn ein Genuß dar, wir werfen höchstens noch einige Bissen hinein und eilen dann immer sofort wieder an die Luft. Indeß auch dort würde es unerträglich sein, wenn nicht über das eine Leinendach, welches das ganze Schiff überschattet, noch ein zweites gezogen wäre. Ebenso ist an eine ernsthafte Beschäftigung, an Schreiben, Lesen und selbst Kartenspielen kaum noch zu denken. Schlaff liegt man in den aufgespannten Hängematten. Auch die Nachtruhe ist stark beeinträchtigt, wirre Träume foltern das Gehirn und nach ganz kurzen Zwischenräumen schreckt man schon wieder empor, um sich in Schweiß gebadet zu finden.

Das eigentliche Unangenehme ist freilich nicht die Hitze an sich, sondern die außerordentliche Feuchtigkeit derselben, die etwa an die Temperatur eines Treibhauses erinnert. Es ist kaum anders, als ob man einen naßwarmen Umschlag um den Körper trüge. Die Ausdünstung der Haut wird in dieser Weise behindert und leicht treten, wenn auch noch nicht schwerere Leberleiden, so doch Herzaffectionen ein, die sich namentlich in anschwellenden Unterschenkeln und Füßen offenbaren.

Damit sind indeß unsere Leiden noch nicht einmal erschöpft. Die feuchte Wärme greift selbst unser Gepäck an und zerstört sogar alles, was, wie man sagt, niet- und nagelfest ist. Siegellackstangen schmelzen zu Klumpen zusammen, Briefcouverts schließen sich von selbst, Toilettenkästen gehen buchstäblich aus dem Leim, die feinsten Salonstiefeletten verschimmeln und in den sauberen Wäschebehältern wimmelt es von gefräßigen Ameisen, ekelhaften, zolllangen Schaben und anderem Kleingethier.

Indeß nicht nur auf dem Schiff, auch um dasselbe her scheint alles verwandelt. Der noch bei Madeira so prachtvolle, tiefblaue Südhimmel zeigt jetzt mit wenig Unterbrechungen einen unheimlich gelben, gewitterhaften Ton, mit dem die Farbe des Oceans wohl harmonirt. Denn derselbe gleicht eher einer erstarrten, graugrünen Glasmasse, als lebendigem Gewässer.

Nur das reiche, fremdartige Thierleben, das unter solchen Breiten zu Tage tritt, entschädigt etwas für die eingetretene Eintönigkeit. Delphine, die sich mit gekrümmtem Rücken derartig aus der Fluth

emporschnellen, daß sie enteilenden Schweinen nicht unähnlich sehen, stürmen in ganzen Heerden quer vor dem Schiffskiel vorüber, kleine, silberglänzende Fischchen bedecken da und dort die Oberfläche des Wassers, daß dasselbe wie eine Metallmasse schimmert, tückische Haie zeigen sich bald näher, bald ferner vom eilenden Dampfer und mitunter verräth eine lange, schwarze Linie oder eine aufsteigende Wassergarbe selbst den König der Meere, den ungeschlachten Walfisch. Besonderes Interesse dürften bei dem Nordländer jedoch die fliegenden Fische finden, die da draußen Schwalben gleich neben dem Schiffe her flattern, hier plötzlich aus der unergründlichen Fluth auftauchen und dort in derselben wieder spurlos verschwinden. Diese seltsamen Burschen sind übrigens ganz entschiedene Lichtfreunde, wenn schon nur in der Weise wie unsere Motten und Mücken. Stellt man am Abend eine Laterne auf Deck, so schwirren sie in Menge herbei, rennen sich an Tauen und Holzwerk die Köpfe ein und werden so eine müheloſe Beute des herzlosen Schiffskochs. Bei der erwähnten Reise des Verfassers collidirte ein keckes Individuum sogar mit dem Kopfe eines der Passagiere und bewirkte mit seinen scharfen Flossen dort auch eine blutende Verletzung. Es war ein besonders großes Exemplar, 1 $1/2$ Pfund schwer und 48 cm lang. Die Farbe des Thieres, das durch seinen schlanken Bau und seine nadelscharfen Zähne sehr an einen Hecht erinnerte, stellte sich als ein prächtiges Silbergrau dar. Außer dem verhältnißmäßig großen Auge fielen noch die beiden, je 25 cm langen, netzartigen Seitenflossen auf, welche die Flügel des vermessenen Eindringlings gebildet hatten. Das Fleisch erwies sich als sehr schmackhaft, wenngleich ein wenig trocken, eine Eigenschaft, die man mehr oder minder bei allen Fischen dieser heißen Gegenden wahrnehmen kann. Viele erscheinen aus diesem Grunde selbst völlig ungenießbar, obwohl sie durch ihr prunkvolles Farbenspiel das Auge entzücken. Beispielsweise gibt es welche, die das volle Colorit des Regenbogens wiedergeben. Je weiter südlich, um so mehr tritt eben das Aeußere auf Kosten des Inneren in den Vordergrund.

Wenn in solcher Weise die Tage schon interessantes Beobachtungsmaterial bieten, so thun sich fast noch mehr die Nächte hervor.

Bereits bald jenseits der kanarischen Inseln erscheint am Firmamente das bekannte Sternbild des südlichen Kreuzes, das sein Renommée noch mehr verdienen würde, wenn es wirklich die Figur, von der sein Name redet, und nicht vielmehr ein Trapez bildete. Immerhin wird es den Nordländer durch seinen demantartigen Glanz entzücken.

Ein allerdings weniger friedliches, dafür aber um so imposanteres Schauspiel bieten die nächtlichen Gewitter, die schon bald nach unserem Eintritt in die Tropen so zu sagen in Permanenz erklärt zu sein scheinen. Dieselben verhalten sich hinsichtlich der Heftigkeit, mit der sie auftreten, gegenüber unseren heimathlichen Gewittern wie eine wirkliche Schlacht zu einem Manöver. Die Blitze sind nicht mehr nur Feuerfäden, sondern wahre Feuerklumpen, die mit ihrem Schein oft den ganzen Nachthimmel in dunkelrother Gluth erstrahlen lassen, die Donner aber treten mit so grellem Knallen und Knattern auf, daß man wähnen könnte, die Batterien aller Armeen der Welt würden auf einmal abgefeuert. Die Schrecken, welche mit diesen Tropengewittern nach Alledem verbunden sein müssen, dürften übrigens für diejenigen noch eine Verstärkung erfahren, welche wissen, daß die nach Westafrika bestimmten Hamburger Dampfer meist ein bis zwei Tausend Centner Pulver und mehrere Hundert Hektoliter Spiritus — beides sehr beliebte Handelsartikel im „schwarzen" Erdtheil — in ihrem Bauche bergen.

Auch ein von Menschenhand bewirktes Feuerwerk spielt sich in diesem Theile der Erde fast allnächtlich ab, ungeheure „Buschbrände" auf dem nahen Festland, wie solche bereits vor mehr denn zwei Jahrtausenden die Karthager schreckten, als sie unter Hanno ihre berühmte Forschungsexpedition von Gibraltar bis gegen Kamerun hin ausführten. Der Widerschein dieser Präriefeuer färbt ebenfalls nicht selten einen großen Theil des Himmelsgewölbes.

Endlich beeifert sich selbst die Meeresfluth, zu solchen Lichteffecten mitzuwirken. Sie „leuchtet", nicht aber in so bescheidenem Maße, wie gelegentlich in der gemäßigten Zone, wo nur zahllose glitzernde Pünktchen die Wasseroberfläche zieren, sondern so, daß die letztere wie eine von unterirdischem elektrischen Lichte erhellte riesige Glasplatte erscheint.

Und diese großartigen nächtlichen Naturfeste werden auch durch eine entsprechende Ouvertüre eingeleitet. Dies ist der Sonnenuntergang, der sich hier in den grellsten Farbentönen zu vollziehen pflegt, um schließlich ohne vermittelnde Dämmerung, so recht wie ein großer Knalleffect, in die nächtliche Finsterniß überzugehen. Daß aber alle derartigen Scenen durch die außerordentliche Einsamkeit gerade jener Meere in ihrer Wirkung noch gehoben werden müssen, ist nur zu begreiflich. Aeußerst selten zeigt eine Rauchsäule am Horizonte einen Dampfer an und die gleichfalls nur wenigen Segler, die da oder dort auftauchen, machen, angenagelt an eine Stelle, wie sie durch die herrschende Windstille oft für lange Zeit sind, auch eher einen unheimlichen, todten, als einen traulichen Eindruck. Im Uebrigen werden mitunter nur ferner oder näher einige Grasinseln bemerklich, die sich irgendwo von den Sümpfen der Küsten losgelöst haben und nun, wie von unsichtbarer Hand regiert, gleich dem fliegenden Holländer der Sage, mit einer Strömung dahingleiten, einem unbekannten, fernen Ziele entgegen.

Die zuletzt erwähnte große Oede des westafrikanischen Meeres wird es erklärlich machen, daß man sich trotz der mannigfaltigen Naturerscheinungen dortselbst schließlich doch recht sehr wieder nach Menschen sehnt. Darum entzückt uns denn das funkelnde Lichtlein nicht wenig, das uns eines Abends in's Auge fällt. Es ist das Leuchtfeuer von Cap Verde. Am nächsten Morgen befinden wir uns vor Gorée, einem der Hauptorte der französischen Colonie Senegambien, und alsbald haben wir auch ein Stück echtes Afrika vor uns. Unser Schiff liegt in einer weiten Bai, welche niedrige Gestade mit graugrünem Buschwerk säumen. Hie und da schimmern grellfarbige Sandflächen durch. Ueber dem Ganzen aber, dem eintönigen Uferland und der weiten, unbelebten Meeresfläche davor, lagert eine Art wesenloser, mehr fühlbarer als sichtbarer Dunst, der uns wie der versengende Athem eines Ungeheuers entgegenweht und unwillkürlich ein Gefühl der Beängstigung, dem Alpdrücken vergleichbar, in uns hervorruft. Ganz ähnliche Bilder liefert uns das Gestade des „schwarzen" Continents noch oft, wie denn derselbe überhaupt seine im Uebrigen auch nur dünn gesäeten Reize fast immer erst weiter

im Innern entfaltet, während er dem Eindringling zumeist eine rauhe Außenseite entgegenstellt, gleich als wolle er sich die Jungfräulichkeit, die er sich von allen Erdtheilen am längsten gewahrt hat, noch thunlichst lange erhalten.

Angenehm überraschend wirkt inmitten der so ganz und gar afrikanischen Staffage, die wir überblicken, eine Art Oase europäischen Culturlebens. Aus den Fluthen der Bai steigt mit schroffen, schwarzen Basaltwänden, gegen welche das Meer in weißschaumiger Brandung anstürmt, ein kleines Inselchen empor, welches eine saubere Stadt mit weißen Häuserchen und grünen Läden trägt. Die freundliche Ansiedlung, der nur eine Anzahl hochragende Kokospalmen einen exotischen Anstrich verleihen, wird von einer niedlichen Citadelle überragt, von welcher moderne Geschützrohre recht drohend auf das weite Meer und in das noch wenig entschleierte nahe Festland hinschauen.

Das ist die schon genannte französische Colonialstadt. Wenn wir ihr einen Besuch abstatten, werden wir, ebenso wie in Algerien und anderwärts, rasch inne werden, daß unsere westlichen Nachbarn, wenn sie vielleicht auch nicht in tieferem Sinne zu colonisiren verstehen sollten, doch ihren überseeischen Liegenschaften gar bald einen wohlgefälligen äußeren Anstrich, einen echt französischen Stempel zu verleihen wissen. In Gorée, mitten in dem übelberufenen Senegambien, gibt es ganz nette Kramläden mit allerhand Pariser Sächelchen sowie Cafés, die wenigstens für einen so entlegenen Erdenwinkel auffallend elegant sind und in denen man Absinth oder Cognac ganz wie im Mutterlande schlürfen, ja selbst Pilsener Flaschenbier genießen kann — „mein Liebchen, was willst du noch mehr?“ Sogar an Logir- und Speisehäusern fehlt es nicht, und „madame“, gewöhnlich die unternehmende Frau oder Wittwe eines Unterofficiers, macht daselbst die Honneurs mit aller Grazie, deren Französinnen fähig sind. In den breiten Straßen aber schlendern die charakteristischen Figuren der grande armée umher, auch hier, im gluthheißen Afrika, die Hände tief in die Taschen der knallrothen Hosen versenkt. Wie anheimelnd das Alles wirkt in so weiter Ferne!

Die Hauptsache ist indeß doch, daß die Franzmänner es sogar fertig gebracht haben, ihren dunkelhäutigen Pflegebefohlenen etwas

vom Geiste der Cultur einzuhauchen. In keinem andern Theile Afrika's sah der Verfasser so anständig herausstaffirte Schwarze, Männer wie Weiber in blendend weißen Gewändern, die ersteren mit weißen Käppchen auf dem Haupte, die letzteren das Wollhaar in kleine Strähne geflochten tragend. Wenn man derartiges wahrnimmt, so kann man ja im Interesse der Civilisation nur wünschen, daß den Herren an der Seine ihr kühner Plan gelingen möge, daß die Pionniere, die von Norden, von Algerien her gegen das Innere Afrika's vordringen, mit denen, die vom Senegal aus ostwärts avanciren und den oberen Niger bereits erreicht haben, sich treffen, damit auf diese Weise der ganze große Nordflügel des „schwarzen" Erdtheils als eine Art afrikanisches Indien dem französischen Staate zufalle.

Von Senegambien ab wird uns die Gelegenheit, Afrika kennen zu lernen, immer ausgiebiger geboten, denn unser Fahrzeug thut es nunmehr einem alten Fuhrmannsgaule gleich, der gewohnheitsmäßig bei allen Wirthshausschildern hält. So landen wir jetzt auch bis Kamerun hinab nahezu bei jeder menschlichen Ansiedlung, die sich sehen läßt, und wenn es eine einzige, vielleicht — wie dies mehrfach vorkommt — gar nur von einem schwarzen Commis geleitete Factorei wäre. In dieser Weise wird die Fahrt nicht selten täglich, ja in einzelnen Fällen schon nach wenig Stunden wieder unterbrochen. Die bemerkenswerthesten Etappen seien nachstehend kurz gekennzeichnet.

Die erste derselben, der Zeit wie fast auch dem Interesse nach, ist Liberia, jene verkrachte Staatengründung, die ihre Existenz den sclavenfreundlichen Bestrebungen der Amerikaner zu Anfang dieses Jahrhunderts verdankt. Man beschloß damals, die massenhaft vorhandenen entlassenen Sclaven wieder in ihre afrikanische Heimath zu bringen und verfiel dabei wegen der Nachbarschaft von Sierra Leone, wo der Bruderstaat England ähnliche Versuche machte, auf die Küste von Liberia. Anfangs ging auch Alles gut, aber in hyperfreiheitlichem Drange hatten die Gründer die Einmischung der Weißen principiell ausgeschlossen, so daß die unerfahrenen Neger rasch den Karren völlig in den Koth schoben. Namentlich geriethen sie dadurch, daß sie das scheinbar so bequeme Mittel moderner Staaten,

sich durch Emission von Papiergeld volle Beutel zu machen, nachahmten, ohne jedoch für eine Fundirung der Zettel zu sorgen, schließlich an den Rand des gänzlichen Bankerotts. Wie anderwärts, so steht auch hier John Bull, der Wucherer unter den Völkern, hinter der Affaire und wird, wenn seine Zeit gekommen ist, nicht zögern, das hoffnungsreiche Ländchen, das im Rücken die noch wenig erforschten Nigerquellgebirge hat, in die Tasche zu stecken, wenngleich Deutschland nahezu allein dort Handelsinteressen besitzt.

Recht anziehend präsentirt sich die Hauptstadt des kleinen Reiches, Monrovia. Sie liegt am Fuße des Cap Mesurado, eines etwa 100 Meter hohen, steil über den Fluthen aufgebauten Vorgebirges, welches mit seinem schier undurchdringlichen Chaos von allen möglichen äquatorialen Pflanzen, Palmen, Bananen, Kaffeestauden, Schlingpflanzen, Baumfarren, Orchideen u. s. w., einen wahren Feengarten vorstellt, so daß dem Nordländer, der nur einmal einen flüchtigen Einblick in die Tropenherrlichkeit gewinnen will, die verhältnißmäßig kurze Fahrt bis hierher wohl empfohlen werden kann.

Der Ort selbst ist freilich klein, aber er hat viele saubere, villenartige Häuschen, aus denen man mehrfach selbst Musik, die Klänge von Harmoniums — Klaviere halten sich in dem feuchtwarmen Klima nicht — vernehmen kann. Hier hausen die Vornehmen von Liberia, die aus Amerika eingewanderten Neger, welche sich von den Eingeborenen durch Lebensweise und Selbstbewußtsein ähnlich abheben, wie bei uns Adlige von Plebejern. Man trifft daselbst Männer, die auf Universitäten in England oder Amerika studirt haben, ebenso wie Frauen, welche, beiläufig nicht selten wirkliche wenn auch schwarze Schönheiten, in Sammt und Seide gehen und förmliche Damen nach genauem Pariser Schnitt zu spielen verstehen.

Für den europäisch-afrikanischen Handelsverkehr sind freilich die noch in einfachem Lendenschurtz einherwandelnden ureinsässigen Liberianer, die man nach einem dort vorkommenden stärkeren Stamm allgemein „Krus" nennt, ungleich wichtiger, als jene übercultivirten schwarzen Aristokraten. Da nämlich die weißen Matrosen in diesen gluthheißen Gegenden ohne Gefahr nicht mehr stark arbeiten können, so stellen die genannten Eingeborenen für alle passirenden Schiffe eine

ebenso willige wie geschickte Reservetruppe. Dieser Gebrauch wieder ergibt eins der denkwürdigsten Schauspiele, welches der Nordländer bei einer Bereisung Afrika's haben kann.

Kaum nämlich, daß ein Dampfer — was gewöhnlich spät Abends geschieht — in die Bucht von Monrovia eingelaufen, so umschwärmen ihn sofort auch Dutzende von primitiven Kanoes, größeren und winzig kleinen à la „Grönländer". Aus ihnen turnt an Tauen und Stricken unter Geschrei und Lärm eine ganze Rotte halbnackter schwarzer Bursche am Schiffsbauche empor und ergießt sich über Deck, so daß man wähnen könnte, ein Ueberfall habe stattgefunden. Indeß die wilden Kerle sind der weißen Schiffsmannschaft meist schon wohlbekannt. Da geht es denn an ein Händeschütteln und Begrüßen: „Guten Tag, Bismarck", „guten Tag, Erbsensuppe", „guten Tag, halb Zehn" u. s. w., denn die dunkelfarbigen Hilfsarbeiter haben sich der Bequemlichkeit halber solche wunderliche Beinamen gegeben. Freilich kommen auch Kerle mit, die man nicht gebrauchen kann. Diese werden, wenn sie nicht gutwillig gehen, einfach von dem hohen Schiffsbord ins Meer hinunter geworfen, wo sie mit froschartiger Schwimmfertigkeit ihr Kanoe bald wieder erreichen. Die Angeworbenen dagegen treten sofort in Thätigkeit. Sie fangen an, am Schiff zu putzen und zu scheuern, daß in Kurzem jeder Nagel funkelt, und wo es gilt, Güter aus- oder einzuladen, thun sie dies mit der sicheren Gewandtheit gewerbsmäßiger Packer, gewiß ein Beweis, daß der Neger sehr wohl zu nutzbringender Thätigkeit zu erziehen ist.

Ein recht charakteristisches Bild liefert auch die Hauptstadt der englischen Goldküste Akkra. Wohl dehnt sich in ihrem Rücken eine dürrgelbe Sandwüste aus, die durch die bleichen Wasserflächen umfangreicher Strandsümpfe noch öder erscheint, indeß der Ort selbst thront wie eine Burg auf schwarzer Felsplatte, an deren senkrechten Mauern das dort immer ungestüme Meer mit einer der entsetzlichsten Brandungen tost, die man sich denken kann. Drei, vier und selbst mehr schaumgekrönte, hohe Wellenkämme, sogenannte Brecher, ziehen sich von da, parallel dem Ufer, weit in's Meer hinaus und wieder sind es nur die blitzschnellen „Krujungen", welche mit den schweren

Brandungsbooten durch diese feindselige Wasserwelt einen Weg zum Land zu finden vermögen. Die schwanken Kähne steigen dabei, feurigen Schlachtrossen ähnlich, oft senkrecht vor der Wogenmauer in die Höhe, um jenseits ebenso wieder zu Thal zu schießen. Nicht selten jedoch überschlagen sie sich auch, „köpseisen", wie der Schifferausdruck lautet, und schütten ihren gesammten Inhalt in die See, wobei dann leider nur zu häufig brave Menschenleben den zahlreich herbeieilenden Haifischen zum Opfer fallen.

Kommt man jedoch glücklich an's Ufer, so entschädigen dort mancherlei Genüsse den geängsteten Sterblichen. Denn in Akkra, das über 20000 Einwohner zählt, gibt es Porter und Ale, Restaurants, Hotels und selbst Fiaker. Schade nur, daß hinter diesen Genüssen hier das Gespenst, welches Fieber heißt, fast noch mehr lauert als anderwärts. So sagt der Volksmund, daß der englische Gouverneur immer unterwegs sei, nämlich der neue, der von England lebend heranfährt, und der alte, welcher im Sarge nach Hause transportirt wird.

Ein weiteres Curiosum dieser Fahrt bildet das Ankerwerfen vor Weidah, dem Hafenplatz des vielgenannten Königreiches Dahome. Viel ist dort freilich nicht zu sehen. Die hübschen Wohnhäuser, die wir sonst bei den Factoreien bemerken, fehlen. Nur die großen Lagerhäuser, die sogenannten stores, sind vorhanden. Ebenso gewahren wir von lebenden Wesen außer dem völlig weiß gekleideten Fetischmann, welcher bei Ankunft eines Dampfers das auch dort meist unruhige Meer zu beschwören sucht, kaum noch etwas Anderes, als einige Wächter, welche mit gemessenen Schritten auf den völlig regelrecht angelegten Patrouillenwegen am Strande auf und ab schreiten.

Das Räthsel löst sich uns bald. In dem Staate, der bekanntlich das Non plus ultra einer Despotie ist, herrscht neben den oft bekannt gewordenen, in der That staarsträubenden Greueln der Menschenopfer hinwiederum auch eine mustergiltige Zucht und Ordnung, die allerdings zum guten Theil ein Ausfluß aus der Sorge vor fremder Invasion ist. Die gedachte Hafenstadt liegt darum auch nicht dicht am Meere, sondern etwa eine Stunde landeinwärts, jenseits eines

breiten Sumpfgürtels, den man nur in der Hängematte, beiläufig dem gewöhnlichsten Verkehrsmittel an der gesammten Goldküste, passiren kann. In dieser Stadt, in welcher auch ein Bataillon der oft geschilderten schwarzen Amazonen, der durch ihre wilde Tapferkeit und Grausamkeit berüchtigten weiblichen Leibgarde des Landesherrn, garnisonirt und ein Tempel mit abgöttisch verehrten und gepflegten Riesenschlangen existirt, müssen die europäischen Kaufleute — und es haben dort Deutsche, Engländer, Franzosen und Portugiesen Handelsniederlassungen — die Nächte zubringen. Während dessen werden ihre Niederlagen am Meeresgestade von den erwähnten schwarzen Schildwachen gehütet und Seine schwarze Majestät garantirt eigenhändig dafür, daß nichts entwendet wird. Nur über Tag dürfen die Händler selbst in ihren Kramläden weilen.

Von Dahome, welches trotz seines bluttriefenden Charakters doch die Cultur bereits dergestalt beleckt hat, daß Verfasser dortselbst unter Anderem echtes Pschorrbier zu trinken bekam, werden wir begreiflicherweise mit einem Gefühle der Erleichterung weiter segeln, um so mehr, als unsere nächste Station von da aus deutsches Gebiet ist.

Nur wenige Tage hat die Schraube unseres Dampfers von Neuem gearbeitet, dann liegt eines Morgens, wenn wir der schwülen Cajüte enteilen, ein Bild vor uns, welches die Feder zu schwach ist, in seiner ganzen stolzen Majestät wiederzugeben.

An einer schön geschweiften, mit größeren und kleineren Inselchen bedeckten Bucht erhebt sich, fast ohne alles Vorland, ein mächtiges Gebirge. Die weit gedehnten, aber steil aufgebauten Flanken erscheinen bis hoch hinauf mit einem bunten Gemisch aus allen möglichen Tropengewächsen wie mit einem einzigen zusammenhängenden grünen Sammetmantel überkleidet. Auf dem unermeßlichen Blätter- und Blüthenmeere liegt eine Lichtfülle, so blendend und berauschend, wie sie nur die heiße Aequatorgegend zu erzeugen vermag. An diese üppige Zone schließt sich oben ziemlich unvermittelt eine Region nackten, schwarzen Gesteins an, aus dem sich, hie und da mit glitzernden Schneestreifen überzogen, noch mehrere kühne, nadelscharfe Zacken und Spitzen bis zur Montblanchöhe gegen den wolkenlosen Himmel emporthürmen.

Und dieses gigantische Naturgebilde überschauen wir nicht, wie bei anderen Bergriesen, etwa von hohem Fußgestelle, sondern vom Nullpunkte, vom Meeresniveau aus. Nahezu 5000 Meter klimmt hier unser von solcher Größe fast erschrecktes Auge empor und passirt dabei auf so engem Raume alle Vegetationsgürtel der Erdkugel, von der Linie bis zu den eisigen Polen. Ja, der deutsche Gelehrte, der Zoologe Reichenow aus Berlin, der sich einst hier Studien halber aufhielt, thut Recht, wenn er ausruft: „Die ganze Welt hat nichts Aehnliches aufzuweisen!"

Und diese wunderbare Landschaft ist nun die uns'rige, denn wir haben den Kamerun-Pik vor uns, den uralten heiligen Götterberg.

Damit beschließen wir unsere westafrikanischen Küstenfahrten. Wir thun das aber gewiß alle mit dem Gedanken: wo das Entrée so imposant ist, was wird da nicht erst das Innere, das Allerheiligste enthalten! Nun, wenn den geehrten Lesern und Leserinnen die kleine Meeresreise gefallen hat, so werden wir ein andermal auch noch dort hinein einen Blick zu erschließen versuchen.*)

*) Diese Fortsetzung, eine Binnenlandstour in Kamerun, findet sich Seite 49 ff.

N 45. 6-

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwarz, Bernhard Wilhelm,

Aus allerlei Land und Volk Selbstgeschautes ; ein geographisches Lesebuch für Schule und Haus

Hof 1895

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.44-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11834074-5